

Der heutige Herr über Asien ist England. Wer wird es in Zukunft sein? China? Oder wird Europa seine Vormachtstellung behaupten können? Um dieses Problem geht es. In kürzester Form bietet dieses Werk eine enorme Stofffülle, die vom Alexanderzug bis zur modernen farbigen Bewegung in Indien, Europa bald als Angreifer, bald als Angegriffenen zeigt. Auch die ungeheueren schlummernden wirtschaftlichen und politischen Kräfte des Ostens werden charakterisiert. Eingestreut sind Stimmungsbilder und Reiseerlebnisse des Verfassers. Es ist kein wissenschaftlich und trocken geschriebenes Werk. Es liest sich wie ein Roman, der aus der Tiefe der Geschichte beginnend, durch die Spannungen der Gegenwart hindurch Schicksale der Zukunft fühlbar, fast greifbar macht. Eine überaus große Fülle des Wissens spiegelt sich in dem Buch, und ein reifes politisches Urteil war die Voraussetzung, daß es überhaupt geschrieben werden konnte. Denn wenn auch der Untertitel bescheiden „Betrachtungen eines Reisenden“ lautet, so bleibt doch eine Menge wertvollen und politisch wichtigen Materials in dem Buche verarbeitet. Interessante Bilder, meistens eigene Aufnahmen des Verfassers, beleben den Text.

.6/4,28

Herrn S. G. Vaze

in dankbare Eigenheit

bereit

Rykovs Nobel,

ALPHONS NOBEL / HERR UEBER ASIEN

HERR UEBER ASIEN

Betrachtungen eines Reisenden

Von

Dr. Alphons Nobel



Hanseatische Verlagsanstalt
Hamburg / Berlin / Leipzig

Copyright 1928 by Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 36
 gedruckt in der Hanseatischen Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 36 und Wandsbek
 Printed in Germany

Einleitung.

An einem heißen Februartage 1927 stand ich auf dem Neubau des vizeköniglichen Palastes in Imperial Delhi. Die eisernen Kräne über mir hoben die Steinblöcke durch die Luft, arbeitende Frauen trugen die Erde in Körben auf dem Kopfe und schritten hintereinander auf den von Brettern gebildeten Stegen, schwarze Arbeiter schütteten Zement in die Holzverschalungen. Ich war durch den Hof gegangen, an den großen Brunnenstufen vorbei, Treppen ohne Geländer hinaufgestiegen und fand mich nun in einem der Säle des Obergeschosses über der Fassade. Vor mir, jenseits anderer Baustellen, lagen die beiden gewaltigen Staatssekretariate; die Union Jack wehte schon von ihnen, die Büros einiger Ministerien waren eingezogen, aber die beiden Kuppeln starrten noch offen, wie Suppenschüsseln, in den Himmel. An einer ätzte ein Kran.

Eines leichten Gefühles des Grauens, wie es einen in leeren, zerstörten oder unfertigen Gebäuden überkommt, konnte ich mich nicht erwehren. Die Fensterhöhlen waren leer, der Saal öde — hier würden viele Feste gefeiert, die Pracht der Weltmacht entfaltet werden, und an den Fenstern tanzten Herzoginnen und Lords vorbei. Aber der Raum ist wie ausgebrannt — vielleicht ist das schon lange her — das, was sein wird, war, ist gewesen und vergangen. Aber nein, das hier ist ja Imperial Delhi, die indische Hauptstadt von morgen und an was ich dachte, war Delhi Indarpat, die versunkene Hauptstadt von gestern. Dort kletterte ich vor ein paar Tagen in den Ruinen herum, stand auch in leeren Räumen vor öden Fensternischen und sah über diese Ebene hierher, wo ich heute stehe.

Zwischen jenen Ruinen und diesem Neubau liegt ein halbes Jahrtausend. Die Pracht der Großmogule zerbrach, die Provinzen des glänzenden Reiches machten sich selbständig und zerfielen. Mittlerweile nisteten sich überall an der indischen Küste, in Goa, Cochin, Bombay, Madras und Kalkutta die Europäer ein; erst Portugiesen, dann auch Holländer und Franzosen und Briten. Schließlich warfen die letzteren die übrigen Europäer aus dem Lande, das sie sich ganz untertan machten. Und jedesmal, wenn ein indischer Aufstand losbrach, diente er nur dazu, die britische Herrschaft fester und sicherer zu gestalten. Nun bauen sie hier ihre gewaltige Hauptstadt, das Werk auch nach außen hin zu krönen.

Jedes Eroberervolk hat es so gehalten, das über diese ungeheure staubige Ebene des heiligen Ganges und des heiligen Dschumna sich ergoß; hier erstanden alle fremden Zwingburgen Indiens; die Engländer blieben in der Tradition und taten, wie vorher Perser und Afghanen, Mongolen und Tartaren.

Südlich sehe ich, fern am Horizonte, den schlanken Siegesturm, den Kutb-ud-Din, den der erste mohammedanische Beherrscher Indiens über

seiner Stadt errichtete; zwischen diesem und dem heute bewohnten Delhi liegt Ruine an Ruine; aber aus der letzten Herrscherburg, über der „Roten Burg“ der Mogule, ragen zwischen den schönsten Palästen der Welt die sechs hohen Funktürme der britischen Militärstation.

Wie ich das alles sah, Ruine auf Ruine getürmt, Herrschergrab neben Herrschergrab, dicht gereiht die Siegeszeichen der einander verdrängenden Dynastien — da mußte jener Anblick die Frage auslösen: wie werden einst diese britischen Paläste, auf deren halbfertigen Ruppeln noch die Kräne arbeiten, als Ruinen aussehen, und wann wird das sein?

Die Engländer sind unsentimental; sonst bauten sie die neue Stadt nicht in dieser indischen Campagna, die mehr Ruinen als die Ebene Roms hat. In der Verlängerung der großen Prachtstraße, als ihr perspektivischer Abschluß gedacht, liegt Purana Kila. So deutlich, wie ich jetzt, wird der Vizekönig immer diese gewaltige Ruinenstadt vor sich haben als ein weltpolitisches Memento Mori. Humayun, des großen Akbar Vater, baute sie und hatte sie gerade vollendet, da glitt er auf den Stufen der Moschee aus, fiel und starb an den Folgen des Sturzes. Nachher wollte niemand mehr dort hausen und heutigen Tages bevölkern nur Affen und kreischende Vögel die Straßen in Putana Kila. —

An jenem Nachmittag habe ich viele Stunden in den Fensterhöhlen des Neubaues gesessen und über die heiße staubige Ebene Delhis geträumt. Flieger surrten; vier Geschwader übten für die Luftparade, die am nächsten Tage zu Ehren des Vizekönigs stattfinden sollte. Dann kam, überschnell wie immer, der Abend; die Scheinwerfer an den großen Türmen der Staatssekretariate blinkten auf und die Lichterketten der Straßenzüge in der noch menschenleeren Stadt reiheten sich aneinander.

Ich fuhr ins Hotel zurück, und beim Dinner im Speisesaal des Cecil war ich einer der wenigen in Zivil zwischen gold- und silberstrotzenden Galauniformen. Später sollte großer Ball bei Lord Irwin sein und alles war schon umgekleidet. Ein reiches prächtiges Bild militärischen Hoflebens. Gleichen Glanz der Waffenröde werden auch die Hoflager der früheren Eroberer entfaltet haben, die Perser, die Mongolen, die Tartaren, die Afghanen, die Portugiesen und die anderen. Die Briten waren die Erben. Bleiben sie die letzten? Oder müssen sie das Schicksal aller Eroberer teilen, auch ihrerseits vertrieben zu werden?

Diese Gedanken haben mich seit jenem Tage nicht mehr losgelassen. Ich versuchte, die Möglichkeiten Großbritanniens gegen die Gefahren seiner Weltherrschaft abzuwägen. Den Lauf der Dinge von Anfang an mußte ich mir klar machen, soweit er sich dem Blick erschließt; den Zustand Indiens und überhaupt Asiens zog ich in Betracht; und da glaubte ich, nebelhaft unbestimmt freilich, vage noch und dem Irrtum unterworfen, künftige Konturen zu erkennen. Den Gang der Ereignisse können wir alle nicht vorhersehen — aber wir können tastend an der Hand von Tatsachen Wahrscheinlichkeiten erkennen.

Sie zu skizzieren, will ich versuchen.

Inhalt

Seite

Einleitung.

I. Kapitel. Der 400jährige Krieg.

1. Europa entdeckt, um zu besitzen	9
2. Vor 2000 Jahren	9
3. Die 1000jährige Macht Asiens	13
4. 1500	17
5. Kriegszüge über den Atlantik	19
6. Die Eroberung Afrikas	21
7. Piraten im Pazifik	23

II. Kapitel. Nationen als Statthalter.

8. Portugiesische Vizekönige	25
9. Jesuiten auf Vorposten	31
10. Niederländische Kaufleute	40
11. Französische Gouverneure	42
12. Schottische Faktoreien in britischen Forts	43
13. England als Kaiser	48

III. Kapitel. Geduckte Völker.

14. Indien meutert	49
15. China soll Opium rauchen	52
16. Andere Demütigungen des gelben Mannes	56
17. Birmas letzter König	57
18. Afghanistan wehrt sich	59
19. Teilung Persiens	60
20. Die Schulden des Rhediven	61

IV. Kapitel. Europa brennt.

21. Farbige Truppen	64
22. Asien beginnt zu begreifen	65
23. Versprechungen an Indien	67
24. Gesandtschaften an Arabien	68
25. Stacheldraht am Suezkanal	72
26. Deutsche Streiftruppen im Orient	72
27. Japans Beute	73

V. Kapitel. Der Anlauf Asiens.

28. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker	77
29. Rußland geht zu Asien über	78
30. Emanzipation der Türkel	80
31. Ein großarabisches Zukunftsreich	82
32. Dynastienwechsel in Persien	89
33. Sunyatsen proklamiert	91
34. Gandhi, Asiens Prophet	93

	Seite
VI. Kapitel. Religionen der Tiefe.	
35. Die sanften Hindus	97
36. Tibets Dämonen.. .. .	101
37. Der lächelnde Buddha	103
38. Chinesische Weltweisheit	104
39. Der kriegerische Islam	105
VII. Kapitel. Betörung durch Zivilisation.	
40. Kulturkampf in der Türkei	110
41. Abendländische Bildung.. .. .	114
42. Befreiung der Frau	115
43. Das Joch der Maschine	116
VIII. Kapitel. Kanonen und Bomben.	
44. Armeen	119
45. Kriegsschiffe	120
46. Luftflotten.	121
IX. Kapitel. Überwindung des Raumes.	
47. Lufterpreß.	122
48. Handelsflotten.	123
49. Bahnen durch Asien.. .. .	126
50. Funktürme.	128
X. Kapitel. Kapitalistische Durchdringung Asiens.	
51. Abhängigkeit von den Baumwollbörsen.	130
52. Bengalische Jute	134
53. Westliche Ausbreitung der Teegärten	135
54. Die Rubberkönige Londons.. .. .	137
55. Kapitalisierte Urwälder	139
56. Entwüstung Asiens	139
57. Indische Rohle	142
58. Asiatisches Eisen	142
59. Erdöl	143
60. Drohung des Goldes	144
XI. Kapitel. Erfindung der neuen Weltpolitik.	
61. Selbstverwaltung der Kolonien	149
62. Demokratie in Ägypten.	153
63. Asiatische Könige von Englands Gnaden	154
64. Dynastie in Indien	155
65. Commonwealth statt Empire.. .. .	156
66. Huldbigung vor China	158
Bilderverzeichnis	167
Schlagwortverzeichnis	168

I. KAPITEL.

Der 400jährige Krieg.

1.

Europa entdeckt, um zu besitzen.

Das Zeitalter der Entdeckungen war ein Zeitalter der Eroberungen. Man fuhr in die Welt, weniger um Europas Gesichtskreis als um den europäischen Machtbereich zu erweitern. Ein fremdes Land durchforschen, hieß damals, es ausplündern. Nicht als Pionier der Wissenschaft, sondern als Kapitän des Imperialismus.

Das Kolonialzeitalter, an dessen Ende wir stehen, dauerte 400 Jahre. Was sind schon vier Jahrhunderte im Zuge der Jahrtausende! Uns erscheint es so viel, weil es gerade hinter uns liegt und so „ereignisreich“ für uns war. Die Völkerwanderung nahm nicht weniger Zeit in Anspruch. Weil es so lange her ist, nehmen wir sie als ein Ereignis. Um was es sich hier handelt, ist auch nur ein Ereignis, ein Szenenbild der Weltgeschichte: der 400jährige Krieg Europas gegen die übrigen Erdteile, mit dem ausdrücklichen Ziel der Unterjochung.

Amerika, Australien, Afrika ist dem weißen Mann unterworfen. In Asien waren große Anfänge gemacht: die Provinz Asia der britischen, französischen, russischen und holländischen Weltreiche ist zwar größer als die Provinz Asia des altrömischen Imperiums, aber es ist doch nur ein Teil des größten Kontinentes. Noch wird im Rest gekämpft, aber das bedeutet schon Defensiv, beinahe Rückzug. Der 400jährige Krieg der Eroberung ist beendet.

Das Ergebnis? 87 v. H. der Erdoberfläche sind von einem Drittel der Völkerrassen, der weißen Rasse, politisch und wirtschaftlich beherrscht¹⁾.

2.

Vor 2000 Jahren.

Alexander der Große, Europas erster Heldensohn, war im 4. vorchristlichen Jahrhundert bis Zentralasien vorgeedrungen und hatte aus dem, was wir heute Vorderasien (und die Engländer, häufig unter Einbezie-

¹⁾ Die Quadratkilometerzahl der Erdkugel (ohne Meere) beträgt 131365800. Politisch nicht von der weißen Rasse unterjocht ist eine Gesamtfläche von 17000000 qkm, also 13 v. H. Unter der weißen Rasse meinen wir die von der Wissenschaft als Westarier bezeichnete Unterabteilung der Indogermanen. Es gibt 605000000 Westarier. Die Erdbevölkerung beträgt rund 1800000000.

hung Ägyptens, den Nahen Osten) nennen, ein Reich gemacht. Es war das europäische Weltreich vor 2000 Jahren.

Die Errichtung ist uns nur als Eroberung, als „der Alexanderzug“ bewußt. Es war aber mehr: ein wirklicher organisatorischer Aufbau, durch den ein paar Jahrhunderte organisches Leben pulsieren konnte.

Freilich der Alexanderzug ist zu reizvoll, zu romanhaft, als daß er sich nicht in den Vordergrund drängen muß. Mit 40000 Soldaten fuhr der Grieche über die Dardanellen, zog nach Süden am Meer entlang, an Smyrna, an Adalia vorbei, bog dann ins Innere, passierte Angora, überstieg, wieder südwärts ziehend, den Taurus ungefähr an der Stelle, an der heute die große anatolische Bahn im Tunnel die hohe Kette durchstößt; nun war er wieder am Meer, im fiebrigen Adana-Gebiet, der Baumwollprovinz der modernen Türkei. Er durchschritt mit seinem Heere das „Tor Nordsyriens“, blieb also am Meer (während heute die Bagdadbahn im weiter östlich gelegenen Badische-Tunnel das Amanusgebirge überwindet). Mittlerweile besetzt einer seiner Generale Damastus und bringt ihm von dort die schöne Barsine, die Alexanders erste asiatische Geliebte wird. Er geht wieder südwärts weiter, längs des Meeres, über Beirut, durch Syrien. Noch heute bestehen die uralten Ruinen Sidons auf der kleinen Insel und noch heute ist Tyrus da, ein freilich ganz winziger Fischerhafen nahe der syrisch-palästinensischen Grenze. Damals waren es Welthäfen. Alexander vernichtete sie, ebenso Gazah, das heute unbedeutend und kaum bekannt unter Palmen und Eukalyptus versteckt am Meer, vielleicht 20 km nördlich der ägyptischen Grenze, liegt. In Ägypten gründete der Grieche Alexandria, das seine Rolle nach 2000 Jahren noch nicht ausgespielt hat. Auf dem Nil fuhr er nach Kairo (damals Memphis) und machte von hier seinen berühmten Abstecher nach der Siwe-Oase, an der hart die Grenze zwischen Tripolis und Ägypten vorbeiführt. — Dies blieb im Westen der südlichste Punkt für Alexander.

Er wandte sich jetzt zunächst wieder nach Norden, durchzog Damastus und Homs (jetzt ist diese alte Straße Bahnstrecke) und gelangte nun ostwärts über den Euphrat bei Ras el Ain an die heutige Bagdadbahn, damals schon alte Poststraße, der er über Mesibin (heute vorläufiger Endpunkt der Bahn) bis an den Tigris weiter folgte. Gegenüber von Mossul liegen in der Wüste begraben die Schutthügel Ninives; es war damals schon Ruine. In der Nähe fiel die Entscheidung: Schlacht bei Gaugamela, 11 Tage nach einer Mondfinsternis im Jahre 331 v. Chr. Über Bagdad wurde Babylon erreicht, damals Metropole Vorderasiens, heute Schutt und Staub. Nach einmonatlicher Rast zieht das Heer Europas weiter ostwärts, tiefer nach Asien hinein. Der Tigris wird abermals überschritten, vielleicht dort, wo in Rut el Amarna im Weltkrieg die englische General Townshend gefangengenommen wurde. Jenseits der heutigen Grenze zwischen Mesopotamien und Persien lag damals eine Großstadt: Susa. Von hier ging es südöstlich, am Nordrand der Ebene entlang, in der nun die Ölquellen der Anglo-Persian liegen, nach der Gegend von Schiras, wo Persepolis' Trümmer noch zu sehen sind.

Den Ostzug konnte Alexander vorläufig nicht fortsetzen; zunächst war das heutige Westpersien zu okkupieren. Durch die Gebirge zog er die jetzt noch befahrene Karawanenstraße entlang nordwestlich über Isfahan in die Provinz Hamadan; hier lag Elbatana. Nun begann jene abenteuerliche Jagd durch die schrecklich öden Gebirge Nordpersiens: Alexander hinter Darius dem Perserkönig her; der aber ist gefesselt in der Gewalt eines Höflings, welcher ihn auf Ochsenwagen mit sich schleppt. Alexanders Reiter gewahren am fernen Bergeshang im Wüstenstaub den Zug des gefangenen Fürsten. Aber ehe sie ihn erreichen, läßt Bessus Darius erstechen und entkommt selbst. Alexander braucht noch zwei Jahre, um diesen Schurken Bessus zu fangen, dem er Nase und Ohren abschneiden und kreuzigen ließ. — Alexander hat das Kaspiische Meer nicht gesehen; aber er zog bei Teheran vorbei, am Südhang des Wüstengebirges Demawend (5760 m) entlang, dessen Nordabhang zum Kaspiischen Meer blickt. Wieder ging ostwärts die Fahrt: durch Chorassan, die nördlichste Provinz des heutigen Persien; die Grenze Afghanistans wird westlich Farahs überschritten; quer durch Afghanistan geht er nach Kabul, dann plötzlich nordwärts über den Amu darja (Orus) durch das jetzt russische Buchara nach Samarkand (hier liegt 1½ Jahrtausend später Timurs Hauptstadt!) und weiter nordwärts noch an den Syr darja bis ans heutige Chodschent heran, von wo die Bahn durch Russisch-Turkestan zum Uralsee und dem Ural führt. Dann wendet sich Alexander zurück nach Afghanistan. (Aus Turkestan brachte er sich wieder eine Frau mit, die baktrische Fürstentochter Roxane. Er sendet sie aber westwärts zurück nach Susa, weil er noch eine große Expedition vorhat.)

Denn es folgt jetzt die Krönung des Alexanderzuges: die Erreichung Indiens durch das Kabul-Tal (die späteren Eroberer Indiens, z. B. Timur, zogen über den Khaiber-Paß). Die Überwindung der Gebirge waren Alexanders Soldaten gewöhnt; hatten sie doch den Taurus, den Demawend und sogar den Hindukusch überstiegen. Das ihnen Neue war die fruchtbare indische Ebene, das Pandschab und sein breiter Fluß, der geheimnisvolle Indus, dessen Quelle erst Sven Hedin 1907 im Tibet 5165 m hoch am heiligen Berg Railasa entdeckte, wo auch der Brahma putra entspringt. Er mußte sie an den Nil erinnern, denn sein Wasser macht hier wie dort aus Wüste Acker. Alexander überschritt den Indus östlich von Peshawar und rückte in Richtung auf Lahore und Amritsar vor. Auf halbem Weg besiegte er ein indisches Heer, das wie die Helden der Mahabharata-Sage Kriegselefanten benutzte. Nun lag auch die Ganges- und Schumna-Ebene vor ihm: welche Verlockung, nach Delhi und Benares zu ziehen und den Buddhismus kennenzulernen (das Pandschab war damals noch hinduistisch). Aber die griechischen Soldaten, deren Heimat nun in der Luftlinie 6000 km westwärts lag (fast so weit wie England von Canada), wollten zurück. Alexander zog also von Lahore aus südwärts; Harapa, heute ein Dorf an der Bahn Lahore-Mooltan, damals eine Großstadt, eroberte er. Dann fährt er den Indus abwärts über Hyderabad bis östlich Karatschi, und hier teilt sich das Heer.

Ein Teil segelt mit der Flotte den Persischen Meerbusen an Bander Abbas vorbei westwärts bis Mesopotamien. Alexander selbst machte die große Wüstendurchquerung durch Belutschistan und Südpersien zurück nach Susa; hier erwartete ihn Roxane.

In Babylon hielt dann Alexander nach asiatischer Sitte noch einige Zeit Hof. Er macht Roxane zur Nebenfrau und heiratet als eigentliche Königin Stagira, des Perserkönigs Darius Tochter, daneben aber noch andere Prinzessinnen, z. B. Parasytis, die Enkelin des vorhergehenden Perserkönigs. Auch der griechische Adel und tausende Soldaten mußten sich mit persischen Frauen verheiraten. Fast unmittelbar nach den Monstrefesten dieser Massenhochzeiten starb Alexander, plötzlich und unerwartet, während seine Stäbe beschäftigt waren, eine große Expedition durch die arabische Halbinsel vorzubereiten.

Der Alexanderzug hat kein Weltreich erobert; ein Weltreich wurde übernommen und europäisiert bzw. hellenisiert. Auch das asiatische Perserreich hatte bis nach Indien gereicht.

Die Verwaltungsbürokratie wurde beibehalten. Aber die hellenistische Kultur, europäischen Ursprungs, erfüllte diesen alten Körper mit neuem Leben. Die Blutmischung war Symbol und Beschleunigung dieses Prozesses zugleich. Selbst nach den politischen Spaltungen blieb der einheitliche Kulturkreis vom Nil bis zum Indus jahrhundertlang erhalten.

Wenn das bisher nur geahnt wurde, bestätigen es jetzt die großen Ausgrabungsergebnisse von Gandhara¹⁾ und Turfan²⁾. Selbst die Buddhafigur, die berühmteste Statue Asiens, scheint so abendländischen Einflüssen die Entstehung zu danken.

Der kulturelle Mittelpunkt dieses Reiches blieb Alexandria in Ägypten. Das Römerreich wich dann Schritt für Schritt von Osten zurück. Zwischen das hellenistisch gebliebene Afghanistan und Kleinasien schob sich das parthische, später das Sassaniden-Reich, das wieder die asiatische Rolle des von Alexander niedergeworfenen Persertums über-

¹⁾ E. Waldschmidt: Gandhara, Leipzig 1925. Bald nach Alexanders Tode wurden die indischen Provinzen von Schandragupta dem Magadhareich angegliedert. Dessen Enkel war der große Mäzen des Buddhismus, Ashoka. Bald nach dessen Tode (237 v. Chr.) aber unterwarf das hellenistische Afghanistan wieder die indischen Provinzen des Pandshab, die bis etwa Christi Geburt Bestandteil des Reiches blieben. Dann kamen die Yü-tschü, die später von Hunnen vertrieben wurden. — Gandhara war die Umgebung des heutigen Peshawar. Hier wurde der Buddhismus vom Hellenismus beeinflusst.

²⁾ A. v. Le Coq: Auf Hellas Spuren in Ost-Turkestan, Leipzig 1926. Die Funde der Turfan-Expedition zeigen hellenistischen Einfluß noch viel weiter im Osten, in Chinesisch-Turkestan, der großen, vom Tarim durchflossenen Wüstenlandschaft nördlich Tibets. Es handelt sich um Ausstrahlungen aus Gandhara und Baktrien (Afghanistan). Hier spielt auch die Geschichte des Manichäertums eine Rolle.

nahm. Viele europäische Heerführer, Crassus¹⁾, Valerian²⁾, Julian Apostata³⁾ werden fortan von den Asiaten besiegt. Europas Weg nach Asien ist endgültig versperrt.

3.

Die 1000jährige Macht Asiens.

Beinahe könnte man die Zeit von 500 bis 1500 die kolonial-imperialistische Epoche Asiens nennen. Welteroberungen werden nun nicht mehr von Europa, sondern aus Asien versucht. Und noch gibt es keine europäische, dafür aber asiatische Kolonialreiche.

In diesen 1000 Jahren hat Europa eine unbedeutende, kleinstädtisch anmutende Geschichte. Weltpolitik wurde nicht mehr in Rom und noch nicht in Madrid und London, sondern in Bagdad, Samarkand und Peking gemacht. Europa lebt in ganz kleinen Verhältnissen. Es ist immerfort bedroht, verliert seine Grenzländer an Asien und zweimal — an der Loire und an der Oder — entgeht selbst Mitteleuropa nur mit knapper Not dem Schicksal, eine Randprovinz Asiens zu werden. Europa gleicht in jenem Jahrtausend eigentlich immerfort einer belagerten und schwer bedrängten Festung. Sein großer Versuch, in einem Ausfall sich Luft nach Osten zu machen, mißlingt: die Kreuzzüge waren machtpolitisch ein Fehlschlag!

Gleich zu Beginn dieses tausendjährigen Zeitabschnittes setzten die Hunnen über Europa — eine schreckliche Vorhut Asiens. Fortab wehen Asiens Fahnen allenthalben, über Palermo, Sardinien und Marseille, über Sevilla, Granada und Cordoba, über südfranzösischen Flußtälern, an Elbe, Oder und Donau, von Moskaus Türmen und selbst über Roms rauchenden Trümmern⁴⁾. Nicht anders wie heute Europas Flaggen in Kairo, Bagdad, Delhi, Schanghai aufgepflanzt sind.

Diese Vorgänge schwanden bis zu einem gewissen Grade aus der europäischen Erinnerung. Sie passen Europa nicht. Zur Rache, daß es Asien nicht standhalten konnte, hat Europa dann den eindringenden Asiaten jede Kultur abgesprochen, sie Barbaren genannt und aus ihnen wilde Heidenhorden gemacht, die immer in zahlenmäßiger Obermacht gewesen seien. Das Gegenteil ist richtig. Es waren organisierte

¹⁾ 53 v. Chr. bei Carrhae (an der modernen Bagdadbahn südlich von Urfa).

²⁾ 260 n. Chr. bei Edessa, fast an derselben Stelle wie Crassus. Valerian, Kaiser Roms, wird persischer Sklave.

³⁾ 363 bei Bagdad.

⁴⁾ 648 wird Cypern, 653 Rhodus, 720 die Narbonnemündung, 732 das Loiretal, 739 die Schweiz, 755 Cordoba, 827 Sizilien von den Arabern heimgesucht. Dschingis Khan dehnte sein ungeheures Weltreich 1220 bis Wien aus. 1240 wurde ganz Rußland diesem Reich einverleibt, 1241 Polen durch Raubzüge und das Deutsche Reich durch die Niederlage bei Liegnitz (Niederschlesien) eingeschüchtert. Gleichzeitig verwandelten sich Ungarn und der Balkan in mongolische Kolonien.

Reiche, von genialen Staatsmännern geleitet. Manche ihrer Heere führten schon Kanonen mit sich. Grausam, ja sadistisch, waren auch Kolonialpioniere des späteren Europa, geplündert haben alle Kolonisatoren, und was die sarazenischen Piratenzüge zwecks Sklavensfang anbetrifft, so denke man daran, daß Großbritannien seinen Reichtum dem unmenschlichen Handel mit Menschen zwischen Afrika und Amerika verdankte.

Um uns eine plastische Vorstellung jenes asiatischen Weltreichs zu geben, ist es besser, als Geschichtszahlen zu lernen, zwei merkwürdigen Männern, einem Asiaten und einem Europäer, auf ihren Reisen zu folgen. Der Asiate ist ein Chinese mit Namen Juan Tschwang; der Europäer heißt Marco Polo.

Juan Tschwang war Buddhist. Seine Heimatstadt lag in der Nähe des Mittellaufes des Hoangho. Von hier brach er 629 auf (es handelt sich also um einen Zeitgenossen Mohammeds). Er muß zunächst durch die Provinz Kansu, dann am Richtigfengebirge entlang durch die innerasiatischen Wüsten und Steppen gezogen sein, auf Wegen, die in unseren Tagen Sven Hedin genommen hat. Das alles war noch chinesisches Machtbereich. Wie er aber immer weiter westwärts zog, kam er in ein anderes Reich: in das der Türken. Sie waren nicht sesshaft, wohnten in Zelten und der chinesische Weltreisende hinterließ uns eine farbenprächtige Schilderung dieses Zeltlebens. Das Zelt des Chan war mit Goldstickereien besät; man saß (wie heute noch in Indien) auf sauberen Matten. Die Würdenträger dieses Hofes, der in Zelten tagte, trugen prachtvolle Brokatgewänder. Man trank Wein und liebte Musik. Der Chan selbst kleidete sich ganz in grünen Atlas; sein langes Haar war mit Seide durchflochten. — Das sah der Chinese in Turkestan; wahrscheinlich durchwanderte er die Gegend, wo die obenerwähnte Turfan-Expedition ihre Ausgrabungen gemacht hat. So kam er nach Samarkand, das wir schon vom Alexanderzuge her kennen. Über Rabul und den Rhaiber-Paß betrat er Indien. Dieses Land fand er in einem traurigen Zustande: es litt noch unter der Verwüstung, welche die Weißen Hunnen 100 Jahre früher angerichtet hatten. Überall traf Juan Trümmer, entvölkerte Gebiete, Ruinen. Übrigens waren es die Türken gewesen, die der Herrschaft der Weißen Hunnen über Indien, Afghanistan und Buchara ein Ende gemacht, dieselben Türken, deren Zeltlager der Chinese in Turkestan besucht hatte. Als der Weltreisende nach 16 Jahren zurück nach China kam, war er eine Berühmtheit geworden. Der große Kaiser Tai-tzung zog ihn an den Hof, um sich von den fernen Ländern erzählen zu lassen. Nun hatte aber Juan mehr religiöse als politische Interessen und er erzählte lieber dem Kaiser erbauliche Legenden von den buddhistischen Heiligtümern Indiens als eratte Schilderungen politischer Zustände in den fremden Ländern. Tai-tzung hätte gern einen Diplomaten und Außenpolitiker aus dem Manne gemacht, der ganz Asien durchwandert hatte, das immer mächtiger werdende Türkenreich in Zentralasien aus eigener Anschauung kannte und das indische Problem zu beurteilen in der Lage gewesen wäre. Aber

es war wirklich mit Juan nichts anzufangen; jedes Gepräch landete nach drei Sätzen beim buddhistischen Katechismus. Kaum daß man ihn dazu bewegte, seine Rede zu bringen. Er geböte nun einmal ins Kloster, und er vertauschte das Goffeben auch bald mit der einsamen Zelle und tat nichts anderes, als die Zwagsenladung Sanfrühbücker, die er aus Indien mitgebracht hatte, ins Schmeißche zu übersehen — worüber die Indologen sich zu freuen Anstache haben, denn so kennt man mehr vom Buddhisimus, als wenn man nur auf indische Quellen angewiesen wäre. Doch der große Kaiser Satzung war traurig über diese Geitergegendung: er wollte begreiflicher Weise Wohlthätigkeit machen. Mit religiösen Phrobieren plägte man ihn genug: Anoham med so wochi wie der Papst Öregor und die Zisterianer Anepopotamien hätten Anzisionare nach dem fernem Osten geschickt. Chinas Bedarf an Religionen war längst gedeckt. Es hätte Konfusius, Laotse, den Buddhisimus. An Zivilisation, Kultur und Ausbildung war China zudem den andern Ländern Asiens und erst recht dem damaligen Europa turmhoch überlegen. Man kamte die Welt: arabische Schiffe vertehrten vom Roten bis zum Gelben Meer. China vertauschte seine Kunzigegenstände nach Vorderasien, ja nach Ostafrika. Zertwürdigere Weise wollte es sich selbst mit der Beschiffahrt nicht abgeben. Schmeißche Segler gingen damals selten über die Gewässer des heutigen Eingapore heraus. Wie Straber waren das asiatische Beschäfer-

Abgriff von der damaligen Macht Asiens.
 Marco Polo's Vater war schon 1260 mit seinem Bruder von Konstantinopel über das Schwarze Meer, die Ärm, Kasan, den Ural nach Anohara gereist. Zur selben Zeit hätte der dritte Kreuzfahrer Schöns, Kublai Khan, Stellung zu seiner Reise gemacht. Sein Bruder Sulan erwartete für ihn Vorberathen. In Anohara trafen die Polos eine der regelmäßigsten Gesandtschaften, die zwischen Stellung und Anohar hin- und hergingen. Wie nahmen die Zenerianer zur Hand nach Stellung mit, wo sie als Gehenswürdigkeiten am Hofe herumgereicht wurden. Stellung war damals bereitet als Rom, sein Weltwissen zu erweitern. Staupwei

Es war aber lassen wir den frommen Juan Eschwang in seinem Kloster sitzen, den großen Kaiser Chinas Satzung dahinsinken; eilen wir durch die Gahrpunderte, ein halbes Gahrtausend weiter. Weltreise sind in Asien entstanden und dahingelchwunden — aber aus Europa ist noch nichts geworden. Anoham med's Schären haben den beispiellosen Siegessug angereitet, Europa littet von ihnen und in einer seiner kulturdästeren Landchaften, in Spanien, gibt es arabische Kolonien wie heute in Amerita britische Dominions. Ostereopa geböt ebenfalls zu asiatischen

Es war aber lassen wir den frommen Juan Eschwang in seinem Kloster sitzen, den großen Kaiser Chinas Satzung dahinsinken; eilen wir durch die Gahrpunderte, ein halbes Gahrtausend weiter. Weltreise sind in Asien entstanden und dahingelchwunden — aber aus Europa ist noch nichts geworden. Anoham med's Schären haben den beispiellosen Siegessug angereitet, Europa littet von ihnen und in einer seiner kulturdästeren Landchaften, in Spanien, gibt es arabische Kolonien wie heute in Amerita britische Dominions. Ostereopa geböt ebenfalls zu asiatischen

Jahren entließ man sie wieder nach Europa, nicht auf immer, sondern mit dem ausdrücklichen Auftrage, wiederzukommen und vielleicht ein paar Gelehrte mitzubringen, die Authentisches über jenes Christentum berichten konnten, von dem die Venezianer anscheinend geschwärmt hatten. Im Gefühl der Wichtigkeit ihrer Weltmission langten die Reisenden nach langer Fahrt in Italien an. Sie sollten sehr enttäuscht werden. Nichts beweist besser die Rückständigkeit des damaligen Europa gegenüber Asien. Rom war nicht Peking und Europas Horizont eng. In Italien kämpften in jenen Jahren die Stausen ihren Todeskampf. Marco Polo konnte Zeuge sein, wie des jungen Konradin Haupt auf dem Marktplatz in Neapel fiel. Die Polos fanden keinerlei Interesse; statt der großen päpstlichen Gesandtschaft gab man ihnen zwei jämmerliche, furchtsame Dominikaner mit. Betrübt zogen sie wieder ab, diesmal den jungen Marco Polo mitnehmend. Sie fuhren zunächst nach Jerusalem, das schon längst wieder vom Islam zurückerobert war. Die ungefähre Reiseroute ging dann über Jerusalem, Adana, Erzerum, Bagdad (hier waren sie also schon im großmongolischen Reiche, denn Bagdad hatten die Araber einige Jahrzehnte vorher verloren), Basra, Bander Abbas, Raschgar, Tarkent, Chotan, Gelber Fluß, Peking. Kublai Khan nahm die Europäer wieder freundlich auf (die Dominikaner waren längst umgekehrt) und machte den jungen Marco sogar zum Gesandten und später zum Gouverneur. Er scheint auch in Pekings Auftrag in Indien gewesen zu sein. 16 Jahre blieben die Polos an dem damalig größten Hof. Hier in Peking und weiter nördlich in der altmongolischen Hauptstadt Karatorum¹⁾ liefen wahrhaftig die Fäden der Welt zusammen. Das Gefüge des Kolonialreiches reichte von Peking bis Rangun, von Amur bis zum Onjestr, vom Baitalsee bis an den persischen Meerbusen. Sein machtpolitisches Zentrum war die Mongolei, auch China war, wie Persien, Afghanistan, Rußland, Mesopotamien, Tibet und Turkestan, unterworfenes Fremdgebiet. Aber den kulturellen Rückgrat dieses Riesentörpers bildete zweifellos China. — Marco Polo ist aus dem Osten auf dem Seeweg heimgekehrt; unterwegs besuchte er noch Sumatra und Indien. Er segelte aber nicht wie die späteren Indiensfahrer ums Kap der Guten Hoffnung, sondern landete in Persien, um über Vorderasien und den Balkan nach Italien zurückzukehren, wo die Polos 1295 wieder in Venedig ankamen. So durchzogen sie noch das Türkenreich, das in diesen Jahren sich in Kleinasien bildete; es waren dieselben Völker, die der chinesische Weltreisende vor einem halben Jahrtausend in Turkestan angetroffen hatte. Dschingis Khan hatte sie dort aufgestöbert und seitdem waren sie in unaufhaltsamer Bewegung gegen den Westen. Polo traf sie um 1300 in Kleinasien; hundert Jahre später waren sie in Europa eingedrungen und abermals ein Jahrhundert weiter besaßen sie ein Reich, das vom Persischen Meerbusen bis vor die Mauern Wiens sich erstreckte!

¹⁾ Nicht mit dem gleichnamigen Gebirge zu verwechseln. Die Stadt Karatorum lag 300 km westlich Urgas, der heutigen Hauptstadt der Mongolei.



Einfahrt zum Suezkanal bei Port Said mit Lessepse-Denkmal



Ausfahrt aus dem Suezkanal bei Suez mit britischem
Weltkriegsdenkmal



Goa, die im Urwald versunkene portugiesische Königsstadt



Neu-Delhi: Neubau des Staatssekretariats

Wir glauben, dem Leser ohne viel Geschichtszahlen¹⁾ an der Hand dieser beiden großen Reisen einen etwaigen Begriff des Jahrtausends gegeben zu haben, in dem Asien mächtiger als Europa war.

Seitdem ist Asien unaufhörlich vor Europa zurückgewichen, Europa unaufhaltsam vorgeedrungen. Diese Periode des 400jährigen europäisch-asiatischen Krieges werden wir jetzt schildern.

4.

1500.

Der Umschwung beginnt um 1500. Darüber sind enthusiastische Worte genug gesagt worden und das Zeitalter hat viele Namen: Humanismus, Renaissance, Beginn der Neuzeit, Zeitalter der Entdeckungen sind die stolzesten. Europas Selbstachtung ist zweifellos übertrieben, sein Stolz manchmal überheblich. Europa hat die Welt nicht entdeckt — sie war bekannt schon in den Jahrhunderten vorher. Europa hatte freilich einiges vergessen, und so kam ihm alles neu vor. Und wenn der Europäer entdeckte oder noch heute, wenn er von jenen Entdeckungen redet, so legt er dem Worte eigentlich einen falschen Sinn bei: er meint fast mit Entdeckungen dasselbe wie Erfindungen und kommt sehr schnell und ohne es recht zu merken, zum voreiligen Schlusse, er habe die Welt draußen die er nun entdeckte, gleichzeitig erschaffen, wenigstens als seine Welt aus dem Dunkel der Geschichtslosigkeit gehoben, woraus er mehr als ein Recht auf diese Welt ableitet.

¹⁾ Sie müßten so etwa lauten:

- 451 die Hunnen in Frankreich, Italien und Ungarn.
- 470 die „Weißen Hunnen“ in Indien.
- 565 die „Weißen Hunnen“ am Amu-darja (Orus) von den Türken geschlagen.
- 619 Beginn der glänzenden Tang-Dynastie Chinas.
- 622 Hedschra.
- 661 Ommajidenreich in Damaskus.
- 711 Die Araber erobern Spanien.
- 750 Das arabische Reich herrscht über Spanien, Nordafrika, Vorder- und Zentralasien.
- 827 Die Araber erobern Sizilien.
- 900 Die asiatischen Magyaren besiedeln Ungarn.
- 1058 Seltschucken-Herrschaft über Vorder- und Zentralasien.
- 1200 Das Chwareich herrscht über Persien, Afghanistan, Nordindien.
- 1206—1227 Dschingis Khan, der große Mongolentaiser
- 1214 Dschingis Khan erobert Peking.
- 1214—1368 China unter Mongolenherrschaft.
- 1230—1480 Mongolische Herrschaft über Rußland.
- 1240 Die Mongolen in Schlesien.
- 1258 Bagdad von den Mongolen erobert.
- 1300 Türken begründen das Osmanische Reich.
- 1369—1405 Timur.
- 1453 Konstantinopel erobert.
- 1566 Der Sultan von Stambul herrscht über Ungarn, den Balkan, Teile Südrußlands, Agypten, Vorderasien.
- 1525—1707 die Groß-Mogule, mongolischer Abkunft, herrschen über Indien.

Das alles stimmt nicht. Wahr ist vielmehr, daß Asien tausend Jahre lang von Europa mehr wußte als Europa von Asien, daß Weltpolitik in Peking, Karakorum und Bagdad Jahrhunderte hindurch gemacht worden war und daß die Wissenschaft vor 1500 in jenem Erdteile in größerem Ansehen stand als in Europa.

Was 1500 geschah, war dies: Europa stieß die Türen seiner Kleinstadt auf, und Weltluft drang hinein. Die Waage der Weltmacht schwankte nach tausend Jahren wieder einmal, und die Schale Europas stieg, wie die asiatische sank.

Auf dieses richtige Maß muß man schon die Bedeutung jener Jahrhundertwende zurückführen, und immer bleibt ja noch genug übrig. Die Brücken von Erdteil zu Erdteil über die Ozeane wurden von Europäern geschlagen. Die Verbindung zwischen Amerika vor allem und dem eurasischen Länderblock ist nicht von Chinesen, Arabern oder Indern, sondern von Spaniern, Portugiesen und Briten hergestellt worden. Europa begann alle Meere zu besegeln und deshalb alle Erdteile zu beherrschen. Und wenn wir auch die tiefen schicksalhaften Ursachen des europäischen Aufstieges nicht aufklären, eine der technischen Vorbedingungen müssen wir in der schnellen Vervollkommnung der Nautik sehen.

Die Entdeckung und die damit gleichzeitig in einem 400jährigen Kriege vor sich gehende Eroberung der Welt ist Gesamt-Europas Werk, nicht das Werk einer europäischen Nation. Eigentlich schon deshalb, weil die wissenschaftlichen und die darauf fußenden technischen Vorausbedingungen von allen Europäern erarbeitet wurden. Wie war es mit der Nautik? Ist sie ein rein spanisches oder italienisches oder gar englisches Werk? Keineswegs! In Nürnberg ist vielleicht mehr für die Überseeherrschaft Europas getan worden als in Lissabon oder London. Regiomontan (so mit seinem humanistischen, Johann Müller mit seinem bürgerlichen Namen geheißten) war jener große Nürnberger Gelehrte der deutschen Renaissance. Bei Roßburg geboren, in Leipzig und Wien ausgebildet, schlug er 1471 seinen Wohnsitz in Nürnberg auf. Er kam damals von Italien, wo er in dem Kloster San Giorgio in Venedig sein Werk über die Trigonometrie verfaßt hatte. Nürnberg zog ihn an; dort waren die Sternwarten, die er brauchte, dort gab es Feinmechaniker, die nach seinen Anweisungen die exakten Meßinstrumente arbeiten konnten. In den stillen deutschen Gelehrtenstuben Nürnbergs sind die besten europäischen Kompassse und nautischen Karten der damaligen Zeit entstanden, welche den Seefahrern den Weg in die exotische Ferne zeigten. Regiomontan erfand den Jakobstab und vervollkommnete das Astrolabium und berechnete für die nächsten Jahrzehnte genau den Stand der Planeten, was er in den astronomischen Jahrbüchern (Ephemeriden) niederschrieb. Diese Bücher haben Columbus nach Amerika geleitet. Bekannt ist sein Nürnberger Schüler Martin Behaim geworden, auf dessen Weltkarten schon sechs Jahre vor der Indiensfahrt Vasco da Gamas der Weg nach Ostindien und auch die Magalhãesstraße schon vor Magalhães gezeichnet waren; Magalhães erklärte, durch diese Karte zu seiner Weltfahrt angeregt zu sein.

So hat deutsche theoretische Forschung die Praxis der Spanier und Portugiesen ermöglicht. Als Regiomontan, erst 41 Jahre alt, starb, schrieb ein Zeitgenosse: „Durch seine Wissenschaft gehört Regiomontan der ganzen Welt an, und die fremden Völker werden Deutschland um den Ruhm, einen solchen Genius geboren zu haben, beneiden.“ Der das schrieb, war ein weltfremder Mann, wie es scheint. Die Welt beneidete Deutschland keineswegs. Sie hatte anderes zu tun. Sie nutzte die deutschen geistigen Entdeckungen materiell aus. Und vergaß sodann, daß ein Deutscher ihr den Weg in die Welt gebahnt.

5.

Kriegszüge über den Atlantik.

Mit einem 100-Tonnen-Schiff und zwei 50-Tonnen-Schiffen entdeckte Columbus Amerika. Sein Ziel war eigentlich Japan gewesen, das er für sehr goldreich hielt. Nach seiner aus Marco Polos Reisebeschreibung gebildeten Vorstellung lag Japan da, wo in Wirklichkeit Mexiko ist. Als aber die „Santa Maria“ Land fand, eine der westindischen Inseln, und diese Länder sich ebenfalls als reich erwiesen, nahmen die „Forscher“ damit vorlieb. Die Hauptsache war, man konnte Kostbarkeiten rauben.

Spanier hatten Columbus finanziert. Also beanspruchte Spaniens Krone das Land, bzw. die Ausbeute. Portugal wurde eifersüchtig. Der Papst, Europas vornehmster Repräsentant, wurde zum Schiedsrichter erklärt. Nach langen Enqueten und Gutachten teilte der Papst (es war der Borgia Alexander VI.), indem er die berühmte Linie von Nord nach Süden zog. Pastor erzählt es: „Am 3. und 4. Mai 1493 unterzeichnete Alexander VI. drei Aktenstücke von größter Bedeutung. Das erste überträgt Spanien das ausschließliche Besizrecht über die von Columbus entdeckten Länder. Das zweite Schriftstück beschäftigt sich noch näher mit diesen Vorrechten, während das dritte die genauere Abgrenzung vornimmt und die Demarkationslinie bestimmt. Die Linie, die am 7. Juni 1494 astronomisch präzisiert wurde, bildete die Grundlage bei allen Verhandlungen zwischen den kolonisierenden Mächten. Die päpstliche Entscheidung hat dazu beigetragen, daß zwischen Spanien und Portugal schwierige Grenzfragen ohne Krieg geschlichtet wurden.“

Die Linie teilt im wesentlichen Brasilien vom übrigen Amerika ab; und tatsächlich ist ja Brasilien noch heute das einzige Land Südamerikas, wo Portugiesisch gesprochen wird. Das portugiesische Gebiet hatte den frommen Namen Terra de Santa Cruz; und viele andere Benennungen waren vom Himmel bezogen: Zum heiligen Erlöser, Zum heiligen Jakobus, Zum heiligen Johannes dem Täufer, Zum heiligen Martin, Der Evangelist, Reiche Stadt des wahren Kreuzes, In Gottes Namen, Golf des Heiligen Michael, Kap Gottseidant, Zur Heiligen Dreifaltigkeit; man bemühte Gott und die Heiligen.

Die Grausamkeit dieser Kriege, die Strupellosigkeit der Raubfahrten, die Versklavung der Eingeborenen ist bekannt genug. Die Vernichtung

alter Kulturen ist zwar seitdem von den übrigen europäischen Kolonisatoren unaufhörlich wiederholt worden. Doch gab man sich später die Mühe, Vorwände zu suchen.

Die „Entdeckung“ Amerikas ist aus einer grandiosen Habsucht geschehen. „Gold ist das Herrlichste. Mit Gold tun wir hier auf Erden, was immer uns gefällt — mit Gold befreien wir die Seelen aus dem Fegefeuer und bevölkern mit ihnen den Himmel.“ Diese schönen und frommen Worte schrieb Columbus an den König von Spanien. Als er das letzte Mal aus der Neuen Welt nach Spanien zurückkehrte, träumte er Tag und Nacht von geheimnisvollen Goldgruben, über die er einiges an der Küste Panamas gehört hatte. Er verlangte die feierliche formelle Übergabe dieser (noch gar nicht gesehenen und erst recht nicht erworbenen) Minen, starb aber, bevor er sein „Recht“ erlangen konnte. Es wird uns weiter erzählt (von Elliott): „Sein Sohn Diego fing dann einen Prozeß gegen die Krone an; aber Ferdinand, der die unbequemen Ansprüche Colons jetzt anders ansah, hatte mittlerweile die Verwaltung dem Diego de Nicuesa übergeben. Die Kolonisten Nicuestras hatten Schiffbruch, Hunger und Krankheit durchzumachen und innerhalb weniger Monate war die großartige Expedition von 700 auf 60 Mann zusammengeschrumpft. Nicuesa selbst erkrankte. Zwei Jahre später sah Vasco Nuñez de Balboa, als er Panamas Berge erstieg, den Pazifik. Aber ehe die Nachricht davon nach Spanien gelangte, hatte der spanische König schon eine andere Expedition nach den goldreichen Ländern gesandt: der Oberbefehlshaber war Pedrarias, ein Oberst von 60 Jahren. Pedrarias schaffte sich Vasco Nuñez durch ein sehr einfaches Mittel aus dem Wege, indem er ihm den Kopf abschlagen ließ. Das Gerücht sagte, hier fischten die Bewohner das Gold mit Netzen. Aber aller Ruhm und Lohn blieb noch einem anderen Nebenbuhler Pedrarias' vorbehalten, dem raffinierten Gil Gonzalez. Er landete an der pazifischen Küste Costa Ricas und kam zu dem „Kajiken“ von Nicoya. Der Kajike wurde getauft samt seinen Frauen, und Gil bekam Gold.“ Dann ging es weiter, man traf einen anderen Fürsten, der in Nicaragua wohnte und Nicarao hieß. Auch dieser wurde getauft und aufs freundlichste veranlaßt, Gold zu geben. Nicarao zeigte übrigens ein großes Interesse für die Weltanschauung der Spanier; er fragte sie, wo eigentlich ihre unsterbliche Seele, von der sie so viel Aufhebens machten, stecke; ob ihr großer König, dessen Fahne sie unaufhörlich über jedem neuen Schachhause hielten, sterblich oder unsterblich sei; warum so wenige Leute so ungeheuer viel Gold brauchten; ob das mit ihrer Religion zusammenhinge. Wir wissen nicht, was die Spanier darauf geantwortet haben. Sie hatten genug Gold (mehr konnten sie nämlich nicht transportieren) und schafften etwa für 3 Millionen nach Spanien. Pedrarias wirkte inzwischen weiter. Er unterwarf Nicaragua, taufte die Bewohner, raubten ihnen das Gold, und verwendete sie selbst aus Sparsamkeit als Lasttiere; damit sie nicht ausrückten, wurden sie mit glühenden Eisen gebrandmarkt, die meisten konnten die christliche Zivilisation aber nicht vertragen und starben in der Hitze. Die Spanier, vortreffliche Kolonisatoren, nahmen es immer

übel, wenn nicht genug bares Gold da war. Man konnte zwar auch die Einwohner (nicht ohne sie vorher getauft zu haben) als Sklaven verkaufen, aber das brachte doch weniger ein und war noch mit Mühe verbunden. Es ging natürlich nicht immer alles glatt. Die Spanier und Portugiesen mußten sehr tapfer und verwegen sein, aber die Habsucht nach Gold stählte sie und ihren Lastern zuliebe nahmen sie die größten Entbehrungen auf sich. Ihr Ruhm lebt durch alle Zeiten. Die Namen der unterworfenen Fürsten sind dagegen vergessen — mit Recht, denn sie wurden besiegt. Im übrigen hatten sie meistens das Glück, vor der Hinrichtung getauft zu werden. Einige Male aber konnten sie sich rächen: „Ihr Christen seid ein Geschlecht von Rattern und tut Böses, wo ihr nur könnt. Ich wundere mich, daß die Erde ein solches Geschlecht auf sich duldet!“ — so rief Cocori dem Spanier Gutierrez zu. Gutierrez starb unter den vergifteten Lanzen, welche die Indianer von den Bäumen herabschleuderten, wobei sie höhnten: „Kommt und holt euch Gold, ihr Christen, holt euch doch das Gold!“

Aber so kleine Erfolge halfen den Amerikanern nur vorübergehend. Im großen ganzen gingen sie zu Grunde. Columbus gemeinste Tat (und das will schon etwas heißen) war sein grausames Rechensystem, nach dem die Eingeborenen abgezählt und versklavt wurden. Wenn die Spanier das nicht immer beibehielten, so ist das den wenigen edlen Ordensleuten zu verdanken, die zur Mäßigung rieten. Aber sie kamen auf ein nicht weniger bedenkliches Ersatzmittel. Um die einheimische Bevölkerung zu schonen, rieten manche, statt einheimischer Sklaven solche aus Afrika einzuführen, und so ist der Handel mit Negerklaven zu einem Teile auf diese edelmütigen Leute zurückzuführen, die es als kleineres Übel ansahen. Einige Theologen bewiesen übrigens, daß die afrikanischen Neger keine Seele hätten und infolgedessen ruhig verkauft werden könnten.

6.

Die Eroberung Afrikas.

Könnten wir den Ablauf der Zeit ungeheuer beschleunigt wie einen Film über Afrika rollen sehen, so würden sich die letzten vier Jahrhunderte etwa so ausnehmen.

Zuerst sähen wir portugiesische Flotten südwärts segeln, an den Rapperdischen Inseln im Atlantik landen, andere die Goldküste absuchen, wieder andere immer weiter und immer flinker nach Süden fahren. Der uns schon bekannte Nürnberger Martin Behaim tauchte auf einem solchen Schiffe an der Kongomündung auf; und schließlich, fünf Jahre vor der Entdeckung Amerikas, könnten wir die Segler von Bartolomeo Diaz das afrikanische Südkap, das Cabo de boa esparanza umfahren sehen. Fast unmittelbar danach käme der berühmte Vasco da Gama, segelte denselben Weg und landete in Natal, an der Sambesimündung, und noch einmal nördlicher an der Küste des späteren Britisch-Ostafrika. Wir verlären dann sein Schiff aus den Augen, weil es, quer über den indischen Ozean segelnd, im Nordost Indien suchte. Immer neue Portugiesen

tauchten dann in schneller Folge an den afrikanischen Küsten auf, einmal läme ein einsames Schiff von Osten direkt aufs Kap der Guten Hoffnung zu; es ist die „Victoria“ des ersten Weltumseglers Magalhães, das nun ohne den großen Kapitän (der auf den Philippinen den Tod fand) den Weg in die Heimat zurücksucht. Nach vielen Jahrzehnten, währenddessen die Portugiesen fast allein ihre Segelschiffe herumfahren lassen (ein Teil geht aber weiter nach Indien) würden wir abermals vom südlichen Indischen Ozean, vom Osten her, einen Weltumsegler kommen sehen: es ist aber nun schon ein britisches Schiff, geleitet von Drake. Aber es bleibt lange allein. Neben der portugiesischen gewahrten wir nur ab und zu die holländische Flagge. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts ändert es sich schnell. Nun sind Holländer und bald mehr die Briten in dem Vordergrund. Alles spielt sich freilich noch an den Küsten ab. Von 1680 könnten wir ganz regelmäßige Fahrten großer Flotten unter britischer Fahne verfolgen: sie kommen von Norden, haben in Liverpool die mörderischen Erzeugnisse Europas geladen, Flinten und Schnaps, und landen an der Guinea genannten Küste Afrikas; hier wird alles verkauft — aber gegen was? In unserem lebenden Geschichtsbilde würden wir schreckliche Bilder sehen: lange Ketten gefesselter Neger treibt man mit Peitschenhieben auf die Schiffe und wenn die engen Frachträume mit dieser Ware Mensch übervoll gepreßt sind, fahren die Flotten ab, westwärts nach Amerika und wenn wir sie im Auge behalten könnten, müßten wir sie in derselben Regelmäßigkeit von Amerika nach England zurückfahren sehen, diesmal ohne Sklavenfracht, für die sie drüben Tabak, Zucker und andere Kolonialwaren eingetauscht haben. Diese regelmäßigen Fahrten finden jahrhundertlang statt. Natürlich haben sich inzwischen, statt portugiesische, auch britische Stützpunkte an den afrikanischen Küsten gebildet, wir erkennen häufiger und häufiger die Flaggen Englands, auch die spanische ist nun an der Südspitze Afrikas da, vereinzelt auch die holländische.

Aber erst im letzten der vier Jahrhunderte beginnt auch das Innere Afrikas in den Bereich Europas zu treten, zunächst langsam, aber rasend rascher und rascher gegen das Ende des 19. Jahrhunderts. Schließlich haben sich die Farbenkleckse der europäischen Mächte über den ganzen schwarzen Erdteil ausgebreitet und nur ein kleines Stück im Nordosten, Abessinien, bleibt afrikanisch.

Die Eroberung Afrikas durch Europa setzt planmäßig erst verhältnismäßig spät ein. In den ersten drei Jahrhunderten vollziehen sich auf dem Kriegsschauplatz Afrika nur Raubzüge. Der Hauptartikel, der geraubt bzw. gehandelt wird, ist, wie gesagt, der afrikanische Mensch. Das war noch nicht einmal eine originelle europäische Erfindung: man hatte es den Arabern abgesehen, die den Sklavenhandel schon jahrtausendlang in Afrika betrieben. Europa hat ihn dann systematisiert und gab ihm die raffinierte Grausamkeit dadurch, daß die schwarzen Sklaven über See verschickt wurden, um im Produktionsprozeß auf den mittelamerikanischen Inseln, der mittelamerikanischen Landzunge und im Süden der Vereinigten Staaten eine durchaus ökonomische Rolle zu spielen. Portugiesen (sie

treiben eigentlich heute noch in Afrika Sklavenwirtschaft), Holländer und Briten hatten Gelegenheit, sich so zu bereichern. Die armen Sklaven waren zweimal für den europäischen Kapitalismus nützlich: erstens trugen sie durch die Möglichkeit, billig eingekauft (manchmal ganz billig, nämlich durch Raub) und mit Gewinn wieder losgeschlagen zu werden, zur Bildung der Riesenvermögen in Lancashire bei, mit deren Hilfe sich die englische Textilindustrie entwickelte; und zweitens gestatteten sie, trotz der Vernichtung der Indianer, eine Ausnutzung der heißen Länder Amerikas mit billiger Arbeitskraft, im Interesse der Kolonisatoren Europas.

Ungewollt aber vollzog sich noch etwas anderes: eine künstliche Völkerwanderung, deren machtpolitische Folgen wir erst in kommenden Jahrhunderten, vielleicht aber schon in Jahrzehnten spüren werden. Mittel- und Nordamerika sind mit schwarzer Bevölkerung durchsetzt, die in den Strudel europäischer Zivilisation einbezogen wurde. Sie könnte einen Rückhalt für jede kommende afrikanische Rebellion sein, wenn sie sie nicht eines schönen Tages selbst entfacht.

7.

Piraten im Pazifik.

England hat, um es angelsächsisch zu sagen, seinen Start als europäische Kolonialmacht durch die Piraterie gemacht. Nachdem es dann noch im beschriebenen Sklavenhandel reich geworden, konnte es sich bekehren und Fair Play auf allen Weltmeeren predigen.

Vorsichtigerweise fing es mit der Bekehrung nicht allzu früh an. Englische Seeräuber haben planmäßig die spanischen Silberschiffe beraubt und die englische Kolonialgeschichte bezeichnet einen seeräuberischen Streich, bei dem ihren Kaufleuten wichtige Geheimdokumente in die wenig sauberen Hände fielen, geradezu als epochemachend. In diesen hübschen Papieren standen interessante Mitteilungen über den spanischen Handel mit Indien und vor allem mit China.

Wahrscheinlich ist dadurch Drake zu seiner Fahrt ermutigt worden, welche ihn, wie das Schiff *Magalhães*, um den Erdball führte. Er fuhr um Kap Hoorn und trat als mutiger Pirat Ihrer Majestät der jungfräulichen Königin Elisabeth im Pazifik auf: an der Küste Perus fiel ihm ein spanisches Silberschiff zur Beute.

Drake wie die übrigen britischen Seeräuber wurden von der englischen Kaufmannschaft finanziert. Es schien wie der Sklavenhandel ein durchaus ehrenwertes Geschäft. War es das alte Wikingerblut, das immer wieder bei den Engländern zum Durchbruch kam? Jedenfalls aber nützten sie dem England des 16. Jahrhunderts außerordentlich. Demangeon schildert es: „Sie (die Piraten) waren eben in ihrer Art Pioniere des Handels. Was sie ihrem Vaterlande bescherten, war in der Hauptsache die Erkenntnis, daß es seine Zukunft auf dem Meere suchen sollte. Sie kreuzten in den tropischen Meeren Amerikas. Sie umfuhren den Erdball. Als Abenteuer- und Forschungsfahrten haben solche Fahrten unmittelbaren

Nutzen nicht gezeitigt; dafür aber lockten sie den Engländer in den fernen Osten und den fernen Westen. Hinter den Piraten kamen die Kaufleute, hinter den Kaufleuten die Siedler.“ Und fortan wurde der 400jährige Krieg Europas gegen die anderen Erdteile vornehmlich unter englischer Initiative geführt.

Ein Erdteil, noch dazu ein so kleiner wie Europa, gibt sich daran, die vier übrigen Kontinente auszurauben und, als das nicht mehr rentabel ist, zum Zwecke systematisch-ökonomischer Ausbeute, seiner politischen Herrschaft zu unterwerfen. Großbritannien erobert sich Australien; Spanien, Portugal, Frankreich und Großbritannien unterwerfen gemeinsam Amerika; alle europäischen Mächte besetzen Afrika. Jedoch im letzten und größten Erdteile, in Asien, bleibt der Vormarsch Europas stecken.

Und diesem Kriegsschauplatz des 400jährigen Krieges wollen wir uns jetzt ausschließlich zuwenden.

II. KAPITEL.

Nationen als Statthalter.

8.

Portugiesische Vizekönige.

Um Goa in Vorderindien breitet sich eine der wundervollsten tropischen Landschaften. Eine tiefe Meeresbucht wird von Palmenwäldern umrahmt, hinter denen die Glut der südlichen Abende täglich wie eine Fackel zur Erde brennt.

Wie in Mexiko, verstecken sich auch hier im tropischen Urwalde Barockbauten der iberischen Eroberer. Kirchenfassaden, die in Spanien oder Italien stehen könnten, tauchen plötzlich zwischen den Palmenkronen auf.

Jedoch die reizende, fast idyllische Landschaft hat einen unheimlichen und überaus graufigen Nebensinn, wenn man hinter den halbverfallenen Barockfassaden die Weltgeschichte sieht. Die indische, ja, die asiatische Hauptstadt der ersten europäischen Macht über diese Küsten und Meere liegt nun bereits seit fast drei Jahrhunderten in Staub und Trümmern. Also hat Europa schon eine Geschichte in Asien; diese Ruinen verkünden es.

Bevor ich Goa sah, war ich in Neu-Delhi gewesen, der sich aus der Ebene Nordindiens erhebenden modernsten Hauptstadt Indiens. Dort unfertige Neubauten — hier Ruinen. Eine Parallele zu ziehen, liegt nahe. Portugal hatte jene Hauptstadt Goa mit nicht geringeren Hoffnungen gebaut, als England nun die seinige errichtet. Goa, wegen des Fiebers längst verlassen, liegt verödet im Urwald und Dschungel, tropische Fülle überwuchert Paläste und Kirchen, Schlangen schleichen ungehindert durch die einst prunkvollen Treppenhäuser, die Triumphtore der Vizekönige, geschmückt mit den glänzendsten Wappen und Hoheitszeichen der Welt, zerbröckeln in heißer Sonnenglut, und von Portugals großer indischer Zeit zeugt, außer traurigen und melancholischen Ruinen, nichts als dieser Enklavenrest in Britisch-Indien, der, politisch bedeutungslos und wirtschaftlich den Engländern ausgeliefert, nur noch Briefmarkenlieferant für die Sammler in Europa und Amerika ist.

Wie aber dieser Fall? Was geschah? Und kann, was den Portugiesen gestern, den Briten morgen geschehen?

Betrachten wir die Dinge von Anfang an. Denn, ehe wir uns es versehen, sind wir mitten in den Problemtreisen, um die es geht. Europas, in Sonderheit Englands Zukunft[†] in Asien steht in Frage. Hier haben wir einen Präzedenzfall.

Erinnere sich der Leser an jene kleine Flotte, die unseren Augen ostwärts entwand, als wir die Eroberung Afrikas vor unserer Phantasie geschehen ließen: Vasco da Gama's vier Segler, mit insgesamt 148 Mann Besatzung, hatten das Kap der Guten Hoffnung umsegelt und in Ostafrika genaueres über den Weg nach Indien quer über den Ozean gehört. Aber eine Entdeckungsfahrt war das keineswegs: die Portugiesen nahmen einfach einen arabischen Lotsen an Bord, der oft genug diese Fahrten gemacht hatte. Von unserem Berichte über Marco Polos Reisen wissen wir ja, daß seit vielen Jahrhunderten Araber die Schifffahrt zwischen dem Roten Meere und Ostasien betrieben. So war der Islam nach Java, auch nach China gekommen; so fanden chinesische Erzeugnisse den Weg nach Ostafrika¹⁾. Am 20. Mai 1498 lieferte der angeheuerte Lotse Vasco da Gama wohlbehalten in Kalikut an der Westküste Südindiens ab. Man kann nicht sagen, daß der erste europäische Kolonialpolitiker von den Indern sehr enthusiastisch aufgenommen worden wäre. Wie sollten sie auch! Wenn sie auch die historischen Konsequenzen noch nicht übersehen, so viel merkten sie: das war weder ein Forschungsreisender, noch ein Globetrotter wie Marco Polo; hier wollte jemand Reichtümer erwerben, Handel treiben, vielleicht, wenn angängig, ein bischen in Sklavenhandel machen. Kurz, der Empfang seitens des in Kalikut residierenden Fürsten war kühl, und in den Juni- und Juliwochen machten die Kaufleute aus Arabien und Afghanistan, die den indischen Handel seit langer Zeit als ihre Domäne ansahen, den Europäern das Leben reichlich sauer. Auch mit der Sicherheit war es nicht gut bestellt. Vasco da Gama beschloß deshalb, den Rückzug anzutreten. Die Indier waren so menschlich und unklug, die Europäer nicht vorher totzuschlagen. Dieses Versäumnis sollte sich bitter rächen. Denn Vasco da Gama kam, zwar nicht mehr mit 148, sondern nur mit 55 Mann in Lissabon an, hatte aber dafür so interessante Erfahrungen und verlockende Vorschläge dem Könige Emmanuel dem Großen vorzutragen, daß dieser die Sache im Auge behielt. Was nun kommt, ist bedeutsam und offenbart die ungeheuerliche Überheblichkeit, die das damalige Europa ergriffen. Vasco da Gama hatte Indien mit heiler Haut so gerade noch verlassen; von Landerwerb oder gar Eroberungen konnte keine Rede sein; das hinderte aber alles nicht, daß sein gnädiger König ihm den Admiralsstab des Indischen Ozeans in die Hand drückte, nachdem er selbst eine Liste neuer Titel, darunter auch den eines Königs von Indien angenommen hatte! Dabei wußte weder er, noch sein indischer Admiral genau, wo dieses Königtum lag und was es mit seiner politischen Macht für eine Bewandnis hatte. Es war entdeckt, d. h. Europa hatte eine „Erfindung“ gemacht, und diese wurde sozusagen patentiert.

Freilich, man vergaß nicht, das Patent zu realisieren. 13 Schiffe, auf dem Admiralschiff der berühmte Cabral, liefen aus, um nach Indien die freudige Nachricht zu bringen, daß es einen König bekommen habe. Aus Versehen entdeckte Cabral unterwegs (der Sturm hatte ihn verschlagen)

¹⁾ Chinesisches Porzellan ist in den Simbabwe-Ruinen Rhodesiens gefunden worden.

Brasilien, angetriebene es für Portugal, fuhr aber dann, dem Gebote seines Königs gehorsam, wieder nach dem Osten zurück, und gelangte schließlich auf demselben Wege wie Vasco da Gama nach Indien, und zwar auch nach Kalikut. Doch die Bewohner dieser Stadt hatten drei Jahre Zeit gehabt, sich die Sache mit den Portugiesen zu überlegen. Wahrscheinlich peinigte sie bittere Reue, daß sie damals die unverschämten Europäer nicht umgebracht hatten und sie schienen entschlossen, das diesmal nachzuholen. Jedenfalls fand Cabral es ratsam, nicht an Land zu gehen, sondern den Indern als Geschenk ihres neuen Königs einige Kanonenkugeln in die Stadt zu schicken. Dann aber segelte er weiter nach Süden. Es heißt dann in den Berichten sehr hübsch, hier seien die Leute freundlicher gewesen, d. h. hier waren sie wohl dümmer. Cabral landete in Cochin.

Cochin wurde von nun an sehr wichtig. Es liegt zwischen dem Meere und Lagunen, die, mit Salzwasser angefüllt, trotz ihrer Flachheit gestatten, die Malabarküste viele hundert Kilometer weit nach Norden und Süden zu fahren. Man benutzt dazu nicht Seeschiffe, sondern besonders flach gebaute, mit Palmengesflechten gedeckte Boote, die teils gerudert, teils gestochert, teils auch mit Hilfe eines mächtigen Segels gefahren werden. Ich habe selbst diese Gewässer (die Engländer nennen sie heute Backwaters) viele Tage und Nächte lang befahren: die Pracht der tropischen Palmenwälder, die rings die Wasser umsäumen, hat nicht leicht ihresgleichen, Dörfer liegen malerisch an den Winkeln der Seen, und an manchen Stellen überrascht eine alte, noch aus der Portugiesenzeit stammende Barockkapelle das Auge.

Nach einigen Jahren lag in diesem Cochin schon eine Besatzung von fast tausend Mann; und, diesen Stützpunkt im Rücken, dehnte sich schnell die Macht der Portugiesen längs der Malabarküste aus. Immer kamen neue Flotten aus Europa; der portugiesische Adel wurde unermesslich reich; die Krone bezog aus Indien beträchtliche Renten.

Aber niemals ist ein portugiesischer König in Indien gewesen; einmal wollte einer die Reise machen: Sebastian — aber dann ließ er es, aus Furcht, während seiner Abwesenheit könne ihm ein Nebenbuhler die portugiesische Krone stehlen. Dafür wurde 1505 der erste Vizekönig ernannt. Francisco de Almeida war dazu ausersehen; ein guter Griff. Almeida ließ die Ostküste Afrikas (Mozambique ist heute der traurige Rest) für Portugal okkupieren, Ormuz am Persischen Golfe erobern, Hinterindien und die großen, heute holländischen Inseln (Java usw.) durchforschen, und er selbst gewann eine wichtige Seeschlacht gegen eine mohammedanische, wohl arabische Flotte, an der nördlichen indischen Küste.

Das politische Ziel dieser Manöver leuchtet ohne weiteres ein. Es mußte mit allen Mitteln von der Macht Europas, die Besitzungen in Indien hatte, versucht werden, einen kürzeren und sicheren Weg nach Indien zu sichern, als es der ums böse Kap der Guten Hoffnung war. Wie ein rotes Band schlingt sich denn auch dieses Bemühen durch die gesamte Asienpolitik der europäischen Mächte während der 400 Jahre, die der

große Eroberungszug Europas nach Asien dauerte. 1513 machte ein Nachfolger Almeidas, der Vizekönig Albuquerque den Versuch, sich Adens zu bemächtigen. Er wurde zurückgeworfen. Nur gegenüber konnte er sich festsetzen in Sokotra, der einsamen Felseninsel, an der noch heute jedes Schiff, das von Europa kommt und nach Asien oder Australien fährt, vorüber muß. Aber das sicherte nicht den Weg ins Rote Meer nach der Landenge von Suez, wo man nach dem kurzen Weg über Land schnell das Mittelmeer hätte erreichen können. Türken und Araber behaupteten hartnäckig ihre Zwischenlage zwischen Europa und Asien. Auch eine vorübergehende Besetzung Adens durch den Vizekönig Noronha (1551) half nichts. Die indischen Besitzungen blieben sechs Monate (bei günstiger Fahrt) von Europa entfernt. Etwas ist schwer verständlich. Die europäischen Flotten mochten zur See noch so überlegen sein — wieso aber gelang die dauernde Besetzung dieser Küstenstädte, die doch auch eine Landseite hatten und vor einem Hinterlande lagen? Die Bewohner Indiens waren keine Indianer, erst recht keine Neger; damals bestand in Nordindien das Großmogulreich, in seiner Art so mächtig, wie irgendeine europäische Macht. Weder in China, noch in Japan gelang den Europäern die Unterjochung der Küste, warum in Indien? Gewiß hatten die europäischen Heere Feuerwaffen. Aber sie waren unvollkommen, und eine so weit von der Heimat operierende Militärmacht mußte doch unterlegen scheinen. Erinnern wir uns, daß Alexanders Soldaten am Indus im Pandshab sich weigerten, an den Ganges zu marschieren. Und hier an der in Betracht kommenden Küste lebte ein recht kriegerischer indischer Stamm, die Mahratten, deren finstere Schlösser und Forts am Meer noch heute von den zackigen Felsen der Küste herunterdrohen; man sieht sie auf der Fahrt von Bombay nach Goa und Mangalore. Wäre diese Küste nicht ebenso leicht gegen die europäischen Eindringlinge zu verteidigen gewesen, wie die chinesische und japanische? Ich weiß natürlich von der Uneinigkeit des damaligen Indiens, ich kenne die Neigung des Inders zu Verrat und Preisgabe seiner Landsleute — aber, alles zusammengenommen, erklärt es doch nicht genügend den europäischen Erfolg in Indien. Ob es späterer Forschung gelingt, dieses Geheimnis aufzuhellen?

Viele Vizekönige haben glänzend in Goa (das schon Albuquerque eroberte und zur portugiesischen Königsstadt erkor) Hof gehalten. Cochin und Kalikut blieben Festungen, der Fürst der letzteren Stadt wurde, als Entgelt für seine „Unfreundlichkeit“, vergiftet. Goa blieb lange die „Senhora de todo o Oriente“, die Herrin des ganzen Ostens, wie sie Camoens besingt. Vor allem aber war es die reichste Europäerstadt in Asien.

Den Portugiesen ist dieser Reichtum zum Verhängnis geworden. Asiatischer Kolonialbesitz hat sich noch für alle europäischen Länder als eine schwere Gefahr erwiesen. Man sagt immer, der Verlust des spanischen und portugiesischen Kolonialreiches sei eine notwendige Folge des europäischen Niederganges dieser beiden Länder gewesen. Wie aber, wenn es sich auch umgekehrt verhielte und dieser europäische Niedergang seinerseits wieder in den Kolonialreichen seinen Anfang

genommen hätte! Ich halte jedenfalls das letztere für das Wahrscheinliche. Kolonien verführen. „Denn man ist hier in Indien so daran gewöhnt, zu tun, was man eigentlich nicht tun darf, daß sich niemand mehr darüber aufhält. Denn alle halten es hier so: Rapio, rapis Und ich bin ganz erstaunt, wie die frisch von Portugal Hierhergekommenen immer neue Konjugationsformen des Verbums Rapere ausfindig machen. Auch diejenigen, welche als Beamte hierhergeschickt worden sind, kommen nie auf den Gedanken, daß sie wieder etwas herausgeben könnten, was sie einmal in ihre Hände bekommen haben“. So schrieb der schärfste Beobachter, der in diesem Jahrhundert in Goa zu tun hatte, Xaver, der Baste, an einen Freund in Europa. Und bitterer noch hat er etwas anderes beklagt: die Sittenlosigkeit in Goa.

Frauen, weiße Frauen und Mädchen sind in allen Kolonien selten und, wenn der Ausdruck nicht zu stark ist, sehr begehrt. Jede Europäerin ist heute noch in den Tropen in jeder Beziehung gefährdet. Voran in den Großstädten der Kolonien. Man sehe sich heute Bombay oder Kalkutta an: jede weiße Stenotypistin kann das Leben einer großen Dame führen und unschwer die Geliebte der vornehmsten und reichsten Europäer werden. Denn die meisten Europäer müssen die weiße Frau entbehren. Sie schaffen sich dann wohl Ersatz in dunklerem Blute. Die Laster der verschiedenen Rassen addieren sich. Der Wechsel der Konkubinen war schon in portugiesischen Zeiten ein überaus schneller, und Xaver berichtet voller Entsetzen, aber in dem Gefühle, dagegen ohnmächtig zu sein, daß jeder oder doch fast jeder Portugiese einen Harem indischer Frauen habe. Der Ehebruch in den Kolonien ist häufiger als in europäischen Großstädten. Die Romane von Farrère, die in Französisch-Hinterindien spielen, geben schon ein ganz zutreffendes Bild, wie es heute ist; und damals war es sicher nicht besser. Das Christentum hat die Portugiesen nicht im geringsten vor ihrer sittlichen Entartung geschützt.

„Solange immer neues Blut aus der Heimat verfügbar ist, die Verluste wettzumachen, die ein böses Klima und der entnervende Luxus (will heißen: die erotische Ausschweifung) in die Reihen der Eroberer reißen, kann ein Kolonialreich bestehen. Doch wenn die Möglichkeit der Auffrischung wegfällt, dann ist das Ende nahe.“ So heißt es in einem offiziellen englischen Berichte, der dem Unterhause 1926 zugeht.

Es geht über Menschenkraft, die Folgen zu tragen. Selbst der Rassenstolz der Engländer verhindert nicht den sexuellen Verkehr mit asiatischen Frauen, aber er läßt doch keine legitime Nachkommenschaft aufkommen. Die Portugiesen hatten und haben dieses Bedenken nie geteilt. Ein Gang durch Goa belehrt uns. In der Bevölkerung (die Enklave hat heute 500 000 Einwohner auf einem Gebiete, das zehn Mal kleiner als die Schweiz ist) sind alle Farbenskalen zu sehen: sie entsprechen der Nuance der Blutmischung. Die Frage der Rassenmischungen und ihrer Wirkung auf die Lebensfähigkeit ist noch nicht gelöst und ich wage mich nicht daran, sie zu beurteilen. Doch hege ich, bis zum wissenschaftlichen Beweise des Gegenteiles, den Verdacht, daß bei der portugiesisch-indischen Mischung

sich die schlechten Eigenschaften beider Völker ausgezeichnet erhalten haben, während die guten zu kurz gekommen sind.

Was war das einst für ein Volk! Auf allen Ozeanen zu Hause, opferbereit wenn auch habgierig, wagemutig wenn auch grausam, verfühnen sie durch die Größe ihrer Leidenschaft mit dem phantastischen Ansprüche auf die Weltherrschaft. Portugiesen waren die Schrittmacher Europas in Asien. 1511 erscheinen sie in Java, Borneo und Sumatra. 1526 sind die Sundainseln durchforscht. 1520 tauchen sie vor Ranton auf. 1542 betreten sie die japanischen Inseln; schon vorher verkehren ihre Gesandten an den Kaiserhöfen Pekings und Nankings und seit diesem Jahrzehnt ist Makao, neben Hongkong gelegen, portugiesische Kolonie. Neuguinea kannten sie und es hätte nicht viel gefehlt, so hätten sie auch Australien aufgefunden. Auf den Philippinen floß Magalhaes' Blut.

Underthalb Jahrhunderte waren die Portugiesen Europas Statthalter im Osten. Sie verwalteten Europas Sache schlecht. Heute bilden sie in Makao (Opium!) wie in Mozambique (Sklaverei!) eine europäische Blamage. Von Mozambique in Ostafrika berichten Engländer (wie Church) und Deutsche übereinstimmend, daß die portugiesische Verwaltung mittelalterliche Zustände duldet. „Portugal hält heute noch an der Zwangsarbeit und der Prügelstrafe fest. Die Palmadora ist die besondere portugiesische Abart der Züchtigung. Sie wird auf die Handfläche erteilt, mit durchlochter Riemenpeitsche, die die Haut in Blasen hochzieht, sie zum Aufspringen bringt und besonders qualvolle Schmerzen erzeugt. In Mozambique ist es noch üblich, seinen Boy, wenn man mit ihm unzufrieden ist, zur Polizeistation zu schicken und die Palmadora geben zu lassen“ (Colin Ross). —

Portugiesisch-Goa¹⁾ hat einen kleinen Hafen, der auch ans britische Bahnnetz Vorderindiens angeschlossen ist. Der Ort heißt Mormugao. Vom Felsen herab grüßt in heißer Sonnenglut ein alter portugiesischer Wachturm, darunter am Abhang liegt ein schlechtes englisches Hotel (der Speisewagenfirma gehörig) und unten auf dem Quai, wo die Erdnüsse verladen werden, sind die Lagerschuppen. In einem solchen habe ich, mit einem Freunde zusammen, einmal einen Ball mitgemacht. Es begann sehr spät abends, und vorher fand ein kleines Konzert statt. Einige hundert Kulis hatten den ganzen Tag über gearbeitet, den Lagerschuppen auszuräumen und mit gewaltigen Palmenzweigen auszusmücken. Trotzdem roch es nach ranzigem Öl, und dieser Geruch vermischte sich mit den aufdringlichsten Parfums der Gesellschaft von Goa. Die Decke war geschmückt mit bunten Fahnen und Wimpeln, es sah wie Karneval aus, aber wenn man die Flaggen und Wimpel besah, so waren es die ehrwürdigen Zeichen, die an den Masten Vasco da Gamas und Almeidas

¹⁾ Außer Goa ist in Vorderindien portugiesisch: Diu, Daman, Anjediva. Die Küstenstrecke Goas hat ca. 100 km. Makao in China und der östliche Teil der Sunda-Insel Timor sind die übrigen asiatischen Reste des portugiesischen Kolonialreiches.

geflattert und das Schiff des Magalhães um die Erde geleitet hatten. Wir sahen den Nachfolger der alten Vizekönige auf einen zerrissenen Sessel sitzen, und am Nachmittag hatte man uns schon seine Staatsbarakke, ein sehr schmutziges, verwahrlostes Dampfboot ohne die Andeutung einer Kajüte, gezeigt. Aber er thronte in großer Würde, und die Gesellschaft bewegte sich um ihn. Damen, von denen es sehr in Frage stand, ob sie indischen oder europäischen Geblütes waren, tanzten mit heißblütigen Männern in Generalsuniformen. Ein Teil des Schuppens war abgetrennt, und hier gab es noch das „Volk“. Wenn man den Blick von der ersten Reihe, wo der Nachfolger der Vizekönige Cercle hielt, bis ganz nach hinten schweifen ließ, so las man an den Gesichtsformen und der Hautfarbe eine regelrechte Chronik der sexuellen Betätigung Portugals ab. — Wir haben an diesem Abende viel gelacht, der Gegensatz der Armseligkeit des Ortes, der Bildung und der Mittel stand in einem grotesken und amüsanten Gegensatz zu der Würde, dem Pomp und den Uniformen. Aber dazwischen kam einem doch auch das Unheimliche der Situation zum Bewußtsein: eine außerordentliche und erhabene Vergangenheit spiegelte sich in einer höchst lächerlichen Gegenwart.

9.

Jesuiten auf Vorposten.

Der Name Franz Xavers ist in unserem Berichte schon gefallen. Indien hat viele rührende Gräber: den weißen Marmorsarkophag Kaiser Akbars, dessen wundervolle Grabpyramide von Sikandra in die nord-indische Ebene ragt; den schönen Totendom, den Dschehan für seine Gemahlin, die Kaiserin Mumtaz, am Dschumnfluß bei Agra bauen ließ; die einfache, mit Rasen ausgefüllte Steinplatte bei Delhi, unter der die Prinzessin Dschehanara, die schöne und fromme Tochter Dschehans, ruht, mit der Inschrift: „Errichtet mir kein Prachtdenkmal, Gras ist die beste Decke für die arme vergängliche Dschehana, die Schülerin der heiligen Familie Christi“¹⁾; die vielen Grabsteine der englischen Offiziere und Soldaten, wie sie in englischen Kirchen, am schönsten in der nun auch schon über 200 Jahre alten anglikanischen Kathedrale von Bombay, zu sehen sind. Und doch kann sich keines mit jenem messen, in dem, einsam im gewaltigen Dschungel, von Ruinen umgeben, der heilige Portugiese von seinem großen Leben ausruht.

Aber eigentlich war er kein Portugiese, dieser Xaver. Baste wie Ignatius von Loyola, stand er nur im Dienste der portugiesischen Krone, deren kolonialpolitischer Berater er gewesen. Aber auch das ist nicht seine eigentliche und welthistorische Bedeutung. Mit Xaver betrat der erste Jesuit asiatischen Boden. Tausende sind ihm bis auf den heutigen Tag gefolgt. Diese Jesuiten benahmten sich im Osten nicht mehr als Portugiesen oder Spanier oder Italiener, sie traten mit dem Selbstbewußtsein

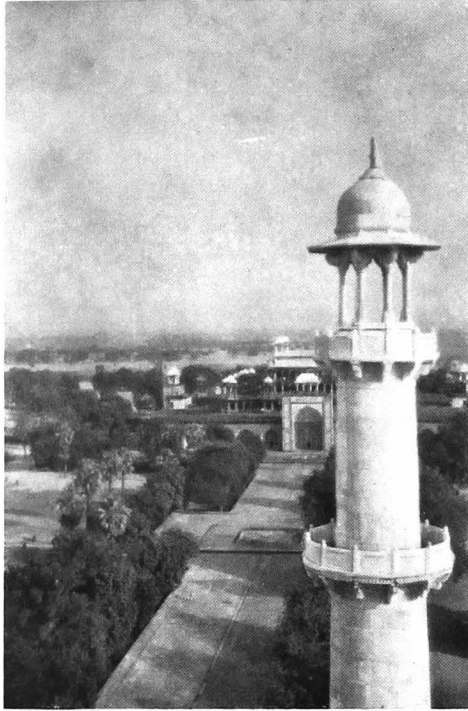
¹⁾ Ein islamitischer Heiliger.

einer eigenen souveränen Gemeinschaft auf und haben in diesem Sinne etwas wie ein eignes Kolonialreich in Asien gegründet. Darin sind sie sogar erfolgreicher gewesen als die europäischen Nationen.

Am 14. März 1540 bekam Xaver in Rom am Krankenbette Loyolas den Auftrag, nach Asien zu gehen. Der Papst machte es so ähnlich wie der portugiesische König, er ernannte Xaver gleich großartig zum päpstlichen Legaten für alle Länder jenseits des Raps der guten Hoffnung. Wir besitzen die Briefe Xavers und wissen viele interessante Einzelheiten aus seinem Leben und jenen Tagen. Aber trotz dieser genauen Kenntnis liegt über seinem Leben ein Geheimnis, dessen Schleier bis heute nicht gelüftet ist. Vielleicht gelingt es in den nächsten Jahren. Ein deutscher Jesuit ist daran, seine Geschichte zu schreiben — es wird ein vielbändiges Werk werden und zum ersten Male die alten portugiesischen Quellen erschließen. Auch ist ein großer historischer Roman über diesen bewunderungswürdigen Basken im Werden, den Peter Weber schreibt.

Ein Jahr nach dem Auftrag fuhr die Flotte des Vizekönigs, den Xaver begleiten sollte, den Tajo hinunter in den Atlantischen Ozean. Es wurde eine langwierige und unangenehme Reise. 13 Monate brauchten die Schiffe von Lissabon nach Goa. Einen kleinen Begriff von den Mühseligkeiten bekommen wir aus einer Brieffstelle Xavers: „Ich war zwei Monate lang seekrank und lange mußten wir vieles ausstehen, als wir 40 Tage hindurch an der Küste Guineas lagen als Opfer der Hitze und der Witterungsverhältnisse. Endlich gefiel es dem Herrn in seiner großen Gnade, uns zu einer Insel zu führen. Dort liegen wir noch jetzt.“ Der Brief ist irgendwo an der Goldküste Afrikas geschrieben, als sie noch nicht die Hälfte der Reise hinter sich hatten. Erst am 6. Mai 1542 lief die Flotte in den Mandovifluß ein, an dem Goa liegt.

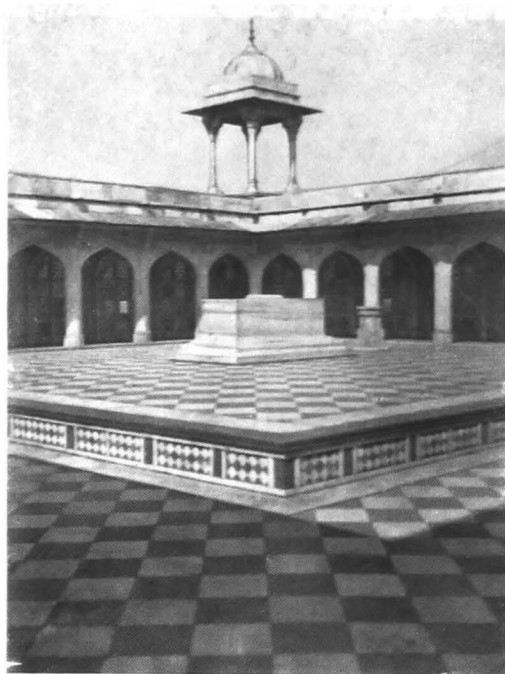
Xaver ist nie mehr nach Europa zurückgekehrt, obwohl er noch viele Reisen unternahm. Er war an der chinesischen Küste, in Japan, in Hinterindien, in Niederländisch-Indien und vielleicht in Neu-Guinea. Ein reicher Legendentransz schlingt sich um sein Andenken. Aber er verdunkelt mehr, als er erklärt. Was veranlaßte diesen arbeitsfreudigen Missionar, immer wieder, gegen den Rat seiner Freunde, die Stätte seiner Wirksamkeit, Portugiesisch-Indien, zu verlassen und sich auf gefährliche Reisen nach dem fernen Osten zu begeben? Wir besitzen den Brief eines hohen portugiesischen Beamten an König Johann III. vom Jahre 1547. Darin steht folgendes: „Durch die vorjährige Flotte haben Eure Hoheit den Tod des Generalvikars Miguel Vaz erfahren. Nach Abfahrt der Flotte erhielt ich zu Cochin die Nachricht, daß auch Magister Diogo gestorben sei. Das Gerücht kam auf, der Bischof habe beide Priester vergiften lassen. Der arme Bischof! Der ist ganz unfähig, auch nur einen Floh umzubringen. Ich für meine Person glaube, daß, wenn wirklich Miquel Vaz an Gift gestorben ist, es die Brahmanen gewesen sind. Denn sie ahnten, daß dieser Priester ihre Ausweisung von Goa veranlassen würde. Es wäre gut, wenn Xaver in dieser Zeit sowohl, wie auch sonst, hier im Lande gewesen wäre. Er ist aber fort, nach Malakka (Hinterindien) abgereist, und wir haben keinerlei



Das Mausoleum des Kaisers Akbars in Sikandra bei Agra



Alte Jesuitenkirche in Mangalore



Der Marmorsarkophag Akbars



Fatehpur Sikri, die verlassene Stadt Akbars

Nachrichten von ihm und keine Ahnung, was er da macht. Man sagt zwar, dort sei viel Gelegenheit, Gutes zu wirken. Aber täglich bieten sich hier bei uns in Indien Gelegenheiten, in hohem Grade den Dienst Gottes zu fördern, und dazu wäre ein Mann wie Kaver sehr notwendig. Hier geschieht sehr viel, vor allem auf den Schiffen, was nicht passieren würde, wenn Kaver bei uns wäre. Es ist notwendig, daß Eure Hoheit einen ordentlichen Jesuiten hierher schiden. Aber es muß ein Mann sein, der große Autorität und eine tiefe Bildung besitzt. Er muß auch Politiker sein, um mit dem Gouverneur über religionspolitische Fragen verhandeln zu können. Die Jesuiten, die außer Kaver hier sind, sind dazu vollkommen unfähig. Sie haben sich eigensinnig gezeigt und viel Anstoß erregt, nicht durch Ungerechtigkeiten, aber durch Unklugheiten. Ihre Lebensweise ist tadellos, aber ihr Fanatismus ist schuld an ihren Fehlern. Was ihnen fehlt, ist ein ordentlicher Oberer.“ Und dieser Beamte ist nicht der einzige, der Argernis an den weiten Reisen Franz Kavers nahm.

Es mag sein, daß in Kaver das Abenteuererblut der Basten pochte, das ihm nicht Ruhe ließ und ihn in immer weitere Fernen entführte. Vielleicht aber war es noch etwas anderes. Vielleicht wußte der Baste schon, was drei weitere Jahrhunderte bewiesen haben: daß nämlich das Christentum sehr wenig Aussicht hatte in Indien einen schnellen Sieg über Hinduismus und Buddhismus davonzutragen.

Zwar verachtete Franz Kaver offenkundig die Brahmanen: „Es gibt hierzulande Leute, die sich Brahmanen nennen. Sie sind die Säulen des gesamten Heidentums. Es ist aber das schlimmste Päck, das man finden kann. Die Worte des Psalmisten treffen auf sie zu: *de gente non sancta*. Diese Leute sagen nicht die Wahrheit, sondern gehen darauf aus, mittels schlauer Lügen die Armen und Unwissenden zu betrügen, indem sie sagen, die Götter hätten befohlen, ihnen gewisse Sachen zum Opfer zu bringen — und das sind immer solche Dinge, die die Brahmanen gut für sich selbst brauchen können“.

Auch die von der Legende ins ungeheure vergrößerten Erfolge dürfen uns an der wirklichen Meinung Kavers nicht irre machen. Es mag sein, daß er in einem Monat 10000 Tausen gespendet und in kurzer Zeit mehr als 100000 Hindus zum Christentum bekehrt hat. Aber das waren mehr politische Abfallsbewegungen verachteter Rasten von der Brahmanenherrschaft, als wirklich religiöse Vorgänge. Kaver ahnte wohl, daß die asiatischen Religionen größere Widerstandskraft besaßen, als das südamerikanische oder afrikanische Heidentum. Deshalb mag er weiter nach Osten gefahren sein, mehr, um einen Anzapfpunkt zu finden, als um Bekehrungen vorzunehmen.

In Hinterindien fand er zunächst keine wesentlich anderen Verhältnisse als in Indien. Dann hörte er von Japan. Er wurde einer der ersten Europäer, die dieses Land aufsuchten: „Als ich in Malakka war, erzählten mir portugiesische Kaufleute interessante Neuigkeiten von sehr großen Inseln, die vor kurzer Zeit erst entdeckt worden seien. Man nennt

sie Japan. Dort würde ich viel mehr für die Ausbreitung des Christentums tun können, als in einem der übrigen Länder Indiens. (Xaver hielt also Japan für einen Teil Indiens). Denn das dortige Volk sei aufgeschlossener als die übrige Bevölkerung Indiens. Alle portugiesischen Kaufleute, die von Japan kommen, sagen mir, daß ein sehr vernünftiges Volk dort sei. Ich werde also, ehe zwei Jahre vergehen, wahrscheinlich nach Japan reisen, obwohl es sehr gefährlich ist, sowohl wegen der gewaltigen Stürme wie wegen der chinesischen Seeräuber.“ 1549 trat Xaver die Japanreise an. Er sollte enttäuscht werden. Zunächst fand er freilich weite Kreise in Japan bereit, sich vom Christentum erzählen zu lassen. Aber die erste Freude darüber verflog bald. Viele Japaner wollten das Christentum annehmen, ohne aber dafür von ihrer alten Religion abzulassen. Diese Art Toleranz, die im Grunde Skepsis ist, war den damaligen Europäern vollständig unverständlich. Also auch in Japan fand Xaver nicht den Punkt, wo sein Orden ansetzen konnte.

Seitdem wurde China seine Sehnsucht. Er schreibt darüber: „Nur ein schmaler Meeresarm trennt China von Japan. Die Chinesen haben eine bleiche Gesichtsfarbe, keinen Bart und kleine Augen. Wenn nichts dazwischen kommt, werde ich 1552 nach China reisen. Denn sobald die Japaner erfahren, daß die Chinesen das Christentum angenommen haben, werden sie höchstwahrscheinlich von ihrem Heidentum lassen.“

Xaver kam nicht nach China. Er empfand es wohl als die Tragik seines Lebens. Unter ungeheuren Schwierigkeiten gelang es ihm noch, auf einer Insel zu landen, die in der Nähe von Kanton und Hongkong liegt, heute Schan Schuang, damals von den Portugiesen Sanzian genannt wurde. Auf diesem öden Felseneiland spielte sich der europäische-chinesische Austausch in kleinem Umfange ab, wie er heute in ganz großem Maßstabe im benachbarten Hafen des britischen Hongkong vor sich geht. Aber die Chinesen ließen europäische Kaufleute nicht ins Land. Xaver suchte mit Chinesen Verbindung anzuknüpfen; und es gelang ihm schließlich, einen chinesischen Kapitän zu bestechen, der auch versprach, ihn mit herüber aufs Festland zu nehmen. Man verabredete Ort und Zeit. Xaver wartete, aber der Chineser kam nicht. Der Jesuit mußte einsehen, daß er betrogen worden sei. Einige Tage später war er tot. An seinem Sterbebett weilte nur ein asiatischer Diener, dessen Sprache Xaver nicht verstand.

Die Leiche Xavers ist nicht minder ruhelos durch Asien gereist wie der Lebende. Er wurde dreimal beerdigt. Das erste Mal auf der Felseninsel nur im Beisein eines Portugiesen und dreier Chinesen, er der Freund des Königs von Portugal! Später wurde der Sarg aber ausgegraben und nach Malakka gebracht. Auch hier fand Xaver nicht sein endgültiges Grab. Die Leiche wurde nach Goa überführt, wo der prachtvolle Silber Sarkophag noch heute in der Kirche „Vom Jesus“ zu sehen ist.

Franz Xaver steht am Anfang der großen Tradition des Jesuitenordens in Asien. Heute sind allein in Indien und auf Ceylon 500 Jesuiten tätig (in Deutschland 212). In allen indischen Großstädten bestehen von Jesuiten geleitete Universitäten, deren Einfluß außerordentlich groß ist.

Ich habe mancher dieser Kollegs besucht und überall den Eindruck mitgenommen, daß die Jesuiten heute, nach fast 400 Jahren, noch die abwartende Haltung Xavers einnehmen. An diesen Kollegs können Jnder studieren, ohne daß auf Übertritt zum Christentum gedrungen wird. Fast ängstlich hütet man sich vor dem Eindruck der Proselytenmacherei.

So haben es die Jesuiten übrigens überall im fernen Osten gehalten. Nur in Japan waren einmal sehr große Fortschritte gemacht, doch scheint die Hinneigung des japanischen Volkes zum Christentum in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehr auf einer politischen Abneigung gegen den Buddhismus und Schintuismus zurückzuführen zu sein, als auf einer wirklichen Kenntnis der christlichen Religion. Damals traten auch japanische Fürsten über. In den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts prophezeite man in Rom, daß in einem Jahrzehnte ganz Japan christlich sein würde. Es erschienen japanische Gesandtschaften beim Papst Gregor XIII. im März 1585. Doch der Rückschlag ließ nicht lange auf sich warten. Denn als die Gesandtschaft nach acht Jahren wieder in Ostasien ankam, fand sie gänzlich veränderte Zustände. Eine politische Umwälzung hatte stattgefunden, die fürstlichen Gönner der Jesuiten waren ermordet, Ausweisungsbefehle für die Jesuiten veröffentlicht. Das war die erste Christenverfolgung in Japan, der noch viele andere folgen sollten. 1597 fand eine Reihe von Hinrichtungen statt. Dessen ungeachtet aber stieg die Zahl der Christen weiter und soll zu Beginn des 17. Jahrhunderts 750000 betragen haben. Die Führung hatten die Jesuiten, die nun auch ihrer wissenschaftlichen Ausbildung mehr Sorge zuwandten. Hatte Xaver noch keine asiatische Sprache verstanden, so wurde nun japanisch und chinesisch gelehrt und auch theologische Bücher in diese Sprachen übersetzt. Eine ernste Verfolgung begann 1613. Die Christen wurden in die innerpolitischen Wirren Japans hineingezogen. Wiederum erschien im Vatikan eine japanische Gesandtschaft, aber sie hatte ausgesprochen politische Absichten, denen die Kurie nicht Rechnung tragen konnte. Die Verfolgung wurde schlimmer und blutiger. Japan schloß sich gegen das Abendland noch einmal auf zwei Jahrhunderte ab. Das Christentum ist fast vollständig ausgerottet worden.

So war also der Angriff der Jesuiten auf Japan mißlungen, trotz oder vielleicht auch gerade wegen der anfänglich verlockenden Erfolge. Der Orden hat aus dieser Niederlage nur gelernt. Man warf sich jetzt auf China. Rom hatte vor Jahrhunderten hier das haben können, was jetzt vielen seiner Boten, darunter Xaver selbst, das Leben kosten mußte: den Zutritt zum verschlossenen Reich der Mitte. Seite 14. schilderten wir den vergeblichen Versuch der Polos, Gehör beim Papst zu finden. Eine welt-historische Stunde, die bis heute nicht wiedergekehrt ist, verlief von Europa ungenützt.

Gregor XIII. verbot allen Ordensleuten, außer den Jesuiten, bei Strafe der Exkommunikation das Betreten Chinas. Es war also ein einheitliches Vorgehen, gleichsam ein taktischer Angriffsplan verabredet. Wenn auch in dem engeren religionspolitischen Sinne kein Erfolg erzielt

wurde (nichts anderes als daß das Christentum seine Unfähigkeit, gegen die asiatischen Philosophien und Religionsysteme sich sofort durchzusetzen bewies), so geschah doch für Europa, dessen Statthalter schließlich auch die Jesuiten waren, unendlich viel. Durch die Jesuiten wurde das wissenschaftliche Selbstvertrauen Ostasiens erschüttert; man begriff langsam die Überlegenheit des Abendlandes. Die Zeiten Kublai Khans waren vorbei.

Als Alessandro Valignani 1579 das erste Mal in Makao, vor der Mündung des Perflusses (an dem Kanton liegt), sich aufhielt und gründliche Informationen über das geheimnisvolle China einholte, wurden ihm die Schwierigkeiten klar. Er verzichtete darauf, allein vorzugehen, ließ sich vielmehr von Rom noch zwei andere ausgezeichnete Jesuiten kommen, von denen der eine Sprachforscher, der andere Astronom war. Der Leser wird leicht auf einer guten Karte den Ort Tschau-king westlich von Kanton finden, wo Matteo Ricci, der Astronom, und der Sinologe Michele Ruggeri 1583 ihre Tätigkeit aufnahmen. Bald erregten sie die Aufmerksamkeit des Hofes. Eine prachtvolle Weltkarte, die Ricci und Rupperi mit chinesischen Buchstaben herausbrachten, kam ihnen weit besser zu statten, als der kleine chinesische Katechismus, für den die Bewohner des Kulturlandes des Laotse und des Konfuzius nicht das geringste Verständnis hatten. Die Jesuiten brachten es in einem Jahr auf nicht mehr als 10 Tausen. Das war natürlich vielen ein zu langsames Tempo. Besonders spanische Jesuiten machten praktischere Vorschläge: man solle den Jesuiten Soldaten begeben. Der schon genannte Valignani schrieb einen ziemlich groben Brief nach Rom, als er von solchem Irrsinn hörte. Inzwischen wuchs zwar nicht die Zahl der Bekehrungen, aber das Ansehen Riccis nahm einen für China ungeheuren Umfang an. Man nannte ihn schlecht hin den „Großen Europäer“. Ebenso rührend, wie interessant, sind die beiden fehlgeschlagenen Versuche des Jesuiten-Astronomen, nach Peking zu kommen. Endlich glückte ihm ein dritter Versuch. 1601 erschien beim Kaiser von China im Palast von Peking dieser Italiener und brachte kaiserliche Geschenke: die schon berühmte Weltkarte mit chinesischen Buchstaben, Schlaguhren, und ein paar religiöse Ölgemälde. Dem Kaiser von China gefiel das; die Jesuiten hüteten sich auch, durch Missionstätigkeit zunächst aufzufallen; sie konnten in Peking bleiben.

So stand Europa an der unzugänglichsten Stelle Ostasiens. Ein Erfolg, den keine Nation, sondern dieser seltsame Orden vollbracht hatte. Als 1610 Ricci in Peking starb, da geschah dem Toten die größte chinesische Ehre: der Kaiser schenkte ein Staatsbegräbnis, was nur bei ausgezeichneten Würdenträgern üblich war. Im gleichen Jahre konnten die Jesuiten die Überlegenheit Europas praktisch beweisen: sie berechneten eine Mondfinsternis richtiger als die Chinesen. Im Übrigen rieten sie in Rom, für den Osten ganz neue Methoden anzuwenden: auf Lateinisch als liturgische Sprache zu verzichten und den Gottesdienst chinesisch abhalten zu lassen. Doch soweit war man in Rom noch nicht. Aus diesen Anregungen ist nichts geworden.

Wenn das auch eine Außerlichkeit war, es zeigt die Gründe, warum dann auch aus dem Christentum in Asien überhaupt nichts geworden ist. Bis heute nichts, was den Aufwand an Geld, Arbeit und Menschenleben (die asiatischen Christenverfolgungen ähneln in Vielem den altchristlichen) vergleichbar ist. Das Christentum kam nach dem Osten als ein „Europaismus“ in der abendländischen Gestalt und war mit den abendländischen Vorstellungen, Idealen und Prinzipien mehr verknüpft, als seine Missionare noch heute wahr haben wollen. Asien hat eine um Jahrtausende ältere Kultur, als Europa. Wie soll es dazu kommen, europäische Denkformen anzunehmen? Noch Jahrhunderte später sind asiatische Denksysteme in Europa erfolgreicher gewesen, als bis heute das Christentum in Asien. Zieht man die Fortschritte ab, die gewaltsam, mit Drohungen oder anderen machtpolitischen Druckmitteln gemacht sind, oder diejenigen, die auf materialistischen Vorteilen (worauf sich vor allem die amerikanischen Missionare verstehen) beruhen, so bleibt ein durchaus klägliches und das europäische Selbstbewußtsein demütigendes Ergebnis, das dem absoluten Wertgehalt des Christentums keineswegs entspricht.

Soweit ich sehe, sind die Jesuiten die einzigen gewesen, die ab und zu versucht haben, den Asiaten eine östliche Form des Christentumes auszubilden. Das interessanteste Experiment dieser Art geschah in Madura in Südindien von einem italienischen Jesuiten, namens Robert de Nobili. Madura ist die Stätte jenes auch in Europa bekannten Schivatempels, der größten gottesdienstlichen Anlage der Welt. Über und über mit Skulpturen (teilweise grobobszöner Charakters) bedeckte pyramidenförmige Turmbauten überragen ein Gewirr von Hallen, Höfen, Terrassen, Teichen und Gängen. Man muß dieses steinerne und chaotische Labyrinth nachts gesehen haben. Im flackernden Scheine der Fackeln und Lichter zittern die Konturen, gewinnen die Götzenfrägen ein Zerrleben, das Grauen geht durch die Gänge, in einer Halle aber tanzen beim einförmigen Wirbel der Trommeln, beim faszinierenden Pfeifen der Flöten die dunklen Bajaderen den Göttertanz für Schiva und die fischäugige Minakshi. Der unheimliche und im asiatischen Sinne sicherlich unwiderstehliche Bann dieser Religion wird einem dann klar. Es wird auch de Nobili, der hier von Goa aus auftauchte, lange bevor Madura im europäischen Machtbereich lag, klar geworden sein. Er beschloß einen Umweg zu machen, um zum Herzen dieses verzauberten Volkes zu gelangen.

Zunächst gab de Nobili, soweit es ging, seine Verbindungen mit den portugiesischen Militärs und Kolonialpolitikern auf. Er verzichtete auf ihren Schutz und stellte sich auf sich selbst. Auch vermied er die bereits getauften Inder, soweit sie niedern Rasten angehörten, zu besuchen. „Den Indern ein Inder zu werden, und ihnen das Evangelium in der Sprache und Vorstellungsweise der Brahmanen zu vermitteln, war das Ideal, das de Nobili vorschwebte. Deshalb legte er die Tracht der vornehmen Brahmanen an, unterzog sich der strengen Lebensweise der in großem Ansehen stehenden indischen Böhler, der sog. Saniaffi und trat als Guru und Radscha aus dem Norden auf. In kurzer Zeit machte er sich drei

einheimische Sprachen und außerdem das Sanskrit zu eigen. Es gelang ihm, tief in den Gedankenkreis der indischen Spekulation einzudringen. Nachdem der geheimnisvolle Einsiedler die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, ließ er sich endlich mit den Gebildeten der Brahmanenkaste in die Erörterung ein. Von philosophischen und mathematischen Wahrheiten ausgehend, lenkte er langsam zu den religiösen über, stellte die christlichen Lehren als die von der indischen Spekulation geforderte Weiterentwicklung dar und paßte seine Forderungen möglichst den nationalen Vorurteilen an. Von einheimischen Sitten und Gebräuchen verwarf er nur die mit dem Christentum unverträglichen, wie Vielweiberei und Gözenopfer; dagegen ließ er namentlich den Rastenunterschied bestehen. Demgemäß erlaubte er den Neubekehrten auch das Tragen der Abzeichen der Rasten, wie er selbst auch zeitweilig die Brahmanenschnur trug“ (Pastor). Doch de Nobili wurde in Rom angeklagt und die Klage von Rom der Inquisition in Goa überwiesen. Wenn auch de Nobili schließlich gerechtfertigt aus diesen Prozessen hervorging, so blieb sein Plan doch zerstört.

Nicht minder bedeutsam, wenn auch ebenso ergebnislos, sind die Gunstbezeugungen des Groß-Mogulen Akbar¹⁾ gewesen. Während die Europäer an den Küsten Südiindiens ihr Hafensystem machtpolitisch ausbauten, lag ja im Hinterlande, freilich kaum mit Verbindung zum Meere, das Groß-Mogul-Reich. In diesem Jahrhunderte hielt in Agra und Delhi eine Dynastie Hof, die an Genialität mit den Staufen verglichen werden könnte. Die Großzügigkeit der Großthane der Mongolenreiche (deren Blut in ihren Adern floß) verband sich mit der Kultur des Islam und dem religiösen Tiefinn des unterworfenen Indiens. Allerdings darf ihre Neigung zu allen asiatischen Lastern, beim Opium angefangen bis zu sadistischer Grausamkeit, nicht verschwiegen werden. Desto heller strahlt Akbars Ruhm, der tugendhaft, edel und rein war. Seine Art liegt uns fern, sonst würden wir ihn wohl unter den allergrößten Helden gestalten verehren. Vor seinem Kriegsglück verblaßt Napoleons Stern, seine Menschenkenntnis ist größer als die seines Zeitgenossen Karls des Fünften gewesen, seine Vorurteilslosigkeit war die des Staufen Friedrich II.

Ich habe zwei große Erinnerungen an Stätten, die eng mit Kaiser Akbars Namen zusammenhängen. Der einsame Sonnentag, den ich in Fatehpur Sikri zugebracht, neigte sich zu Ende. Ich hatte die tote

¹⁾ Akbar (1556—1605) war der Enkel Babers (1526—1531) aus dem Geschlechte der Timuriden, und der Sohn Humayuns (1531—1556). Akbar war der glanzvollste Herrscher unter den Groß-Mogulen. Sein Sohn war Dschehangir (1605—1627), als Prinz unter dem Namen Selim bekannt. Ihm folgte Schah Dschehan (1627—1658), der Erbauer der berühmten Tadsch Mahal, des Grabdomes für seine Lieblingsfrau, die Mumtaz i Mahal, d. h. Perle des Palastes. Noch bei Lebzeiten ward er von seinem Sohne entthront, dem fanatischen Mohammedaner Aurangzeb (1658—1707), dem Zerstörer der heiligen Hindustadt Benares. Die späteren Groß-Mogule haben wenig Macht mehr. An ihrer Stelle regieren in den Provinzen die Statthalter fast selbstständig.

Stadt, bestehend aus roten, leeren Palästen und Türmen, Straßenzügen, in denen niemand mehr ging, Tore, durch die nur am Abend der Hirt die heimkehrende Herde trieb, und der gewaltigen Moschee, gesehen und mir jenen Spruch Albars eingeprägt, der an dem „Tore des Sieges“ stand: „Eine Brücke ist diese Welt — geh hinüber, aber bau kein Haus auf ihr. Nur eine Stunde dauert die Welt — verbring sie in Andacht!“ Nun war es dunkel und ich ging zwischen dem „Hause der Träume“ und dem Pavillon der Miriam, von der die Sage erzählt, sie sei eine Portugiesin und Albars Lieblingsfrau gewesen, hindurch, um den Wagen zu suchen, der mich nach dem 40 km entfernten Algra zurückbringen sollte. Da bewegte es sich auf dem Balkon über mir und plötzlich sah ich viele Gestalten in den Erkern, hinter den Fenstern und an den Brüstungen lehnen. Ein Schauer überlief mich, ehe ich bemerkte, daß es Affen waren, die sich nun in der Dunkelheit hervortrauten und von ihrer Stadt Besitz nahmen. Diese wunderschöne Stadt, nach Albars Willen gebaut, war die Hauptstadt Indiens nur ganz wenige Jahre gewesen; da breitete sich das Fieber und der Tod aus; dem Kaiser starben Frauen und Kinder und trauernd nahm er Abschied, nachdem er in die Wand der Moschee die große Inschrift hatte meißeln lassen: „Der König der Könige, Gottes Schatten auf Erden, Kaiser Albar, kam hierher im 46. Jahre seiner Regierung und zog dann weiter nach Algra“. Dann war das alles zerfallen und seit drei Jahrhunderten haufen nur noch viele hunderte von Affen in diesen Mauern.

Hier haben jene berühmten Disputationen stattgefunden, zu denen Albar die weisesten Mohammedaner, Buddhisten, Parsen und Brahmanen kommen ließ, damit sich die Jesuiten mit ihnen messen sollten. Man kann sich die Aufregung in Goa vorstellen, als die kaiserliche Gesandtschaft im Jahre 1579 anlangte und die Jesuiten nach Fatehpur Sikri einlud. Uberschwengliche Hoffnungen wurden laut, in Rom erwartete man schon den Übertritt des mächtigsten asiatischen Kaisers und Papst Gregor XIII. richtete ein Breve an Albar. Noch steht die Halle, in der die drei Jesuiten das Christentum gegen die Religionen Asiens verteidigten. Es waren auserlesene Männer, ein Italiener, Rudolf Aquaviva, durch seine Mutter ein Sproß der Gonzagas, der Spanier Anton Montserrat und schließlich ein Perser, der vom Islam zum Christentum übergetretene und Jesuit gewordene Pater Henriquez. Aquaviva leitete die Diskussionen und der Kaiser bewunderte ihn so, daß er einen seiner Söhne von ihm unterrichten ließ. Aber die Hoffnungen der Jesuiten, bzw. Roms erfüllten sich nicht. 1582 wurde Aquaviva nach Goa zurückberufen. Noch im selben Jahre ließen ihn Brahmanen in der Nähe von Goa ermorden.

Das Auftreten der Jesuiten am Hofe Albars hat eine merkwürdige Folge gehabt: der Kaiser fiel vom Islam ab. Doch wurde er nicht Christ. Er gab vielmehr allen Religionen in seinem Reiche gleiches Recht und predigte Toleranz. Für sich selbst und seinen engsten Freundestkreis formulierte er eine Art aufgeklärter Sonnenreligion, von der sein gewaltiges Grab in Sikandra noch Kunde gibt.

Sikandra liegt wenige Meilen vor den Toren Agras. Ein viereckiger Park wird von vier gewaltigen mit Minaretts geschmückten Torbauten eingefast. In der Mitte aber erhebt sich vierstöckig aus rotem Sandstein eine Pyramide, die auf ihrer platten Spitze eine weiße Marmorhalle trägt. In dieser steht der Prunksarkophag mit den 99 Namen, unter denen Akbar seinen Gott verehrte. Der berühmteste Edelstein der Welt, der Koh-i-nor (d. h. Berg des Lichts) wurde bei dem Tode des Kaisers neben diesem Sarkophag auf eine kleine Marmorssäule gestellt. In den Gewölben unter der Pyramide steht der wirkliche Sarg mit den Gebeinen Akbars. Das Kopfende ist nicht, wie bei allen anderen mohammedanischen Herrschern, Mekka zugewendet, sondern weist in umgekehrter Richtung nach Osten, der aufgehenden Sonne zu — ein Symbol des Sonnen-Theismus wie ihn Akbar sich ausdachte, und der an die Philosophie des Pharao Echnaton erinnert.

Die Engländer halten dieses wie die anderen Mogulgräber Indiens gut in Stand. Der Garten ist gepflegt und die Autostraße von Agra aus betoniert. Dafür haben sie dann freilich auch den Koh-i-nor geerbt.

Die Jesuiten hatten unter den Nachfolgern Akbars kaum mehr Erfolg. Dschhangir, Akbars Sohn, ließ allerdings drei seiner Neffen von ihnen taufen. Aber diese christliche Epoche dauerte kein Jahrzehnt, dann wurden den Jesuiten wiederum Hindernisse in den Weg gelegt und nur mit Mühe und Not haben sich seither die kleinen Gemeinden in Agra und Lahore halten können. Ein in Indien an hervorragender Stelle tätiger Jesuit schrieb im April 1927 den skeptischen Satz: „Wann wird dieser indische Kontinent mit seinen 320 Millionen Einwohnern christlich sein, in fünfhundert, in tausend Jahren oder noch später?“ (Die Gesamtzahl der Katholiken in Indien und Ceylon betrug 1926 3081036.)

Aber in anderer als religiöser Beziehung ist die europäische Rolle der Jesuiten in Asien sehr groß. Ich glaube nicht, daß die gesamte europäische Diplomatie in Asien eine solche Fühlung mit jenen Völkern Asiens halten, wie die Jesuiten. Sie stehen zwar, wie vor vier Jahrhunderten, immer noch auf Vorposten, aber diese Vorposten mögen in einer zukünftigen Feindschaft Asiens am längsten zu halten sein.

10.

Niederländische Kaufleute.

Der nächste Erbe Portugals in Asien war Holland. Die portugiesische Flotte erhielt zusammen mit der spanischen Armada 1588 im Kanal den Todesstoß durch die britische. Es dauerte wenige Jahrzehnte, da erschienen überall vor portugiesischen Häfen in Asien englische und holländische Kriegsschiffe. Gleichzeitig plünderten die Piraten Englands Lissabon, Faro und andere europäische Häfen Portugals. 1597 errichtete Holland seine erste Faktorei auf Java, wo 1615 Batavia gegründet ward. Die portugiesischen Städte an der hinterindischen Küste und bald auch Ceylon wurden holländisch. Im Gegensatz zu den Portugiesen zogen die Holländer

ihre Asienpolitik kaufmännisch auf. Auch sie vergaßen nicht, sich den Seeweg nach Indien zu sichern: seit 1651 sind sie in Kapstadt und besiedeln die gemäßigte Zone Südafrikas. Die Ostindische Compagnie Hollands entreißt den Portugiesen schnell den ostasiatischen Handel, auch Makao wird angegriffen und bombardiert, und jedenfalls sind im 17. Jahrhundert holländische Kaufleute das, was die portugiesischen Vizekönige im 16. waren: die Sachwalter Europas in Asien.

Die Holländer haben ihren asiatischen Besitz außer Ceylon bis heute behalten. Die Hauptstadt Niederländisch Asiens ist Batavia, das fast genau so weit südlich des Äquators, wie Colombo auf Ceylon nördlich des Äquators liegt. Es ist als Faktorei entstanden. Die Ostindische Compagnie hat wie später Englands Kaufleute in Vorderindien ihre Handelsniederlassungen in schweren Kämpfen verteidigen müssen. Java, Sumatra und Borneo waren voll einheimischer Fürstentümer, welche der törichtsten Ansicht huldigten, die Küste gehöre ihnen und nicht Europa. Bis in die jüngste Gegenwart hinein hat es blutige Kämpfe gekostet, um die Malayen von der Unrichtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen. Das ist nun heute soweit gelungen, daß auch die Gebirgsländer der Sundainseln die holländische Herrschaft anerkennen. England hat seine welthistorische Rolle als Beschützer der kleinen Völker (solange sie nicht unter britischer Herrschaft stehen) auch hier gespielt und den Holländern viel Schwierigkeiten gemacht. Die Ansichten über Heldentum sind bekanntlich verschieden. Die Holländer haben ihrem Jan Pieterszoon Coen, der im Kampfe mit den Eingeborenen fiel, vor dem Palais in Batavia ein prachtvolles Denkmal errichtet, während der javanische Freiheitsheld Erberveld seinen mißlungenen Versuch, die Heimat von den Europäern zu befreien, damit büßen mußte, daß sein Schädel noch heute auf einer Mauer des Stadtteils Jacatra im gleichen Batavia aufgespießt ist. Nicht lange nach diesem fehlgeschlagenen Befreiungsversuch trat die Ostindische Compagnie ihre Souveränitätsrechte an die holländische Regierung ab, da sie sich nicht mehr getraute, für den militärischen Schutz zu bürgen.

Die Holländer hatten auch auf dem hinterindischen Festlande Fuß gefaßt, indem sie 1641 den Portugiesen die Stadt Malakka abnahmen. Es ist der gleiche Ort, in dem kurze Zeit die Leiche Franz Xavers beigelegt war. Die Engländer tauschten 1824 ihre Besitzungen auf Sumatra gegen diesen Platz ein.

Nicht so friedlich ist der Besitzwechsel Ceylons vor sich gegangen. Die Holländer hatten seiner Zeit die Portugiesen aus Colombo verjagt, und der einheimische Fürst von Candy war so dumm gewesen, ihnen dabei zu helfen. Um 1800, als das holländische Mutterland gerade in die napoleonischen Kriege verwickelt war, anektierten die Engländer die niederländischen Besitzungen auf Ceylon.

Trotz allem ist der holländische Kaufmann nach den englischen Kolonialherren durch den reichen Inselbesitz noch heute der zweitwichtigste Repräsentant Europas in Asien.

11.

Französische Gouverneure.

Im Grunde haben sich Portugiesen, Holländer und Briten den Erwerb eines asiatischen Kolonialreiches recht schwer gemacht. Daß es auch einfacher geht, dafür hat Frankreich den historischen Beweis geliefert.

Frankreich okkupierte nämlich einfach in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einige in Hinterindien gelegene Provinzen Chinas. Und schickte Gouverneure dorthin, sie zu französisieren. 1859 wurde Kotschinchina, 1863 Rambodscha, 1883 Tongking, 1884 Annam, 1898 Laos, im gleichen Jahre Kwang-Tschou-Wan französisch. Älterer Besitz ist eigentlich nur eine kleine Inselgruppe Kondor, die seit 1787 zum Machtbereich Frankreichs gehört und vor dem Delta des Mekong-Flusses, nicht allzuweit von Saigon liegt.

Im Gegensatz zu den holländischen und englischen Kolonialgebieten in Asien besitzen die französischen keine Traditionen. Daraus ist aber nicht zu schließen, daß Frankreich an dem 400jährigen Kriege Europas gegen Asien sich nicht beteiligt hätte. Frankreich hat in jenen Jahrhunderten, von denen hier bislang die Rede war, in Indien sich Stützpunkte angelegt. Die ersten französischen Schiffe sind gegen 1600 nach Vorderindien gekommen. Pondichéry wurde zuerst dem Könige von Bijapur abgekauft. Die Holländer nahmen es den Franzosen einmal vorübergehend ab; aber in den europäischen Friedensschlüssen vergaßen die französischen Diplomaten die fernen Etablissements Français de l'Inde nicht. Der berühmteste Gouverneur war der tüchtige Dupleix, der Pondichéry gegen die britischen Heere hielt, obwohl diese mehr als 6000 Soldaten, er selbst aber nur 3800 Mann, davon 1800 Weiße hatte. Die Engländer ließen 1000 tote Europäer auf den Schlachtfeldern zurück (1748). Doch die Briten waren die hartnäckigeren.

Zehn Jahre später gaben die beiden europäischen Konkurrenten einen glänzenden Wettbewerb ihrer Zivilisation. Wieder war Pondichéry belagert. Gouverneur Lally kommandierte in der Festung; draußen stand der englische Oberst Coote. Lally gingen die Lebensmittel aus. Da jagte er die Eingeborenen samt Weib und Kind, 1400 an der Zahl, heraus. Der englische Oberst fand, es sei besser, die armen Inder zu zwingen, die Hungersnot in dem eingeschlossenen Plaze zu verschlimmern; er jagte sie also wieder zurück. Lally ließ sie aber nicht herein. So sind diese Menschen eine Woche lang zwischen den beiden feindlichen Linien hin und her geirrt und haben vergebens die christlichen Europäer angefleht, sie durchzulassen. Erst nach 8 Tagen — viele von ihnen waren angeschossen, alle erschöpft und krank — kamen sie durch die britischen Linien; in dem entsetzlichen Wettstreit haben die Franzosen gesiegt: und der Preis der Grausamkeit gebührte ihnen. Aber den Krieg mit England (in Mitteleuropa schlug man damals den 7jährigen Krieg) verloren sie. Zwar gaben ihnen die verschiedenen Friedensverträge immer wieder diese und einige andere indische Städte zurück, aber es gelang Frankreich nicht, auch nicht als

Napoleon Geld und frische Truppen hinschickte, die Vormacht der Briten zu erschüttern.

Wenn die französischen Besitzungen¹⁾ in Vorderindien heute auch nur 270000 Menschen umfassen, so waren damals die Anfänge doch vielversprechend. Wie leicht hätte Frankreich hier ein fast ebenso wertvolles Kolonialreich geschaffen wie in Nordamerika. Beide Reiche aber sind mit der gleichen Schnelligkeit verloren gegangen. In Amerika erhielten sich nur einige französische Sprachgebiete (in Canada) und einige französische Ortsnamen (in den Vereinigten Staaten). In Vorderindien sind die Ruinen heute noch kläglichere Enklaven als die portugiesischen. Die französischen Gouverneure haben sich von jeher ihre Kolonialpolitik sehr leicht gemacht. Es kam ihnen darauf an, in Übersee möglichst viel Geld zu verdienen, möglichst wenig dafür zu tun und mit ihren Beamten, bzw. mit deren Frauen das exotische Leben zu genießen.

12.

Schottische Faktoreien in britischen Forts.

Nun müssen wir endlich den Haupthelden unseres Buches auftreten lassen, den britischen Kolonialpolitiker. Wir trafen auf den Meeren schon den britischen Piraten und verfolgten die dreieckige Fahrt Liverpool—Guinea—Westindien des britischen Menschenhändlers. Jetzt aber kommt der ehrenwerte Kaufmann, der menschenfreundliche Beamte, der tapfere und edle Offizier, mit einem Worte, nun kommt der fortgeschrittene Engländer, der die schwere „Bürde des weißen Mannes“, wie Kipling so schön sagt, auf sich nahm, Asien den Segen Europas zu bringen.

Man darf den Engländern keinen Vorwurf daraus machen, daß ihnen ihre göttliche Sendung erst spät einfiel. Denn auch ihre frühe Tätigkeit in Indien trägt schon, obwohl sie viel Geld einbringt, halbrelegiöse Vorstellungen in sich. Die schottischen Kaufleute, große Geizhalse, aber tüchtige Händler, die in ihrer Ostindischen Compagnie (nicht zu verwechseln mit der holländischen) eine Art Truist gebildet hatten, nahmen den heiligen Georg zum Schutzpatron ihrer befestigten Warenlager. Auch waren sie nicht ohne das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit. Wenn es Krieg gegeben und durch die geschickte Politik und unsentimentale Taktik der Militärs sich alles zum Guten gewandt hatte, so daß die Herren Kaufleute ihre großen Dividenden bekamen, dann regte sich wohl auch das Gewissen und es kam vor, daß sie ihre Generale zur Rechenschaft zogen und ihnen Grausamkeit, Habsucht und Unterschlagungen vorwarfen.

¹⁾ Innerhalb Britisch-Indiens befinden sich folgende französische Enklaven:

Pondichéry	291,4 qkm	174000 Einwohner
Janaon	17,7 "	4600 "
Eschandernagor	9,6 "	25400 "
Karikal	135,2 "	54370 "
Mahé	59,1 "	10800 "

Die Ostindische Compagnie ist eine der drolligsten Gebilde der modernen Geschichte: Kaufleute taten sich genossenschaftlich zusammen, Schiffe nach dem Osten auszurüsten. The Company of the Merchants of London trading into the East Indies bestand zu einem großen Teile aus Schotten, die ja noch heute im Handel Britisch-Indiens eine ausschlaggebende Rolle spielen (Zutehandel Kalkuttas!). „Die ersten Reisen gingen nach dem malayischen Archipel. Bereits 1601 erschien eine Flotte von fünf Seglern unter dem Kommando eines James Lancaster in Java und Sumatra. Unterwegs hatten sie sich überzeugen können, wie begehrt in den Inseln die Baumwollstoffe aus Vorderindien waren. Ihre Absicht wurde, diesen Handel zu übernehmen. 1612 war in Surat (nördlich Bombay) eine Faktorei gegründet. Aber sie mußten auch in Indien festen Fuß fassen. Die Holländer hatten in Amboina (Molukken) sämtliche Briten, die zu einer ähnlichen Faktorei gehörten, umgebracht. So entstanden die Stationen in Indien. 1693 wurde Fort St. George, die erste britische Festung, in der Nähe von Madras errichtet“ (Demangeon). „Nach und nach waren sie gezwungen, mehr Truppen anzuwerben und größere Flotten auszurüsten. So handelte diese Compagnie nicht nur mit Gewürzen, Farbstoffen, Tee und Juwelen, sondern mit den Einkünften und Territorien von Fürsten und mit dem Schicksal Indiens. Ihre Mitglieder waren ausgezogen, zu kaufen und zu verkaufen, nun aber war ihr Unternehmen in einen gewaltigen Beutezug ausgeartet. Schiffskapitäne, Führer und Beamte, ja selbst die Schreiber und einfache Soldaten kehrten, mit Beute beladen, nach England zurück. Männer in solcher Lage konnten nicht mehr unterscheiden, was erlaubt und was nicht erlaubt war. Zur Verblüffung der Heimat kamen Generale und Beamte nach England zurück und beschuldigten einander der Grausamkeit und Erpressung“ (Wells).

Der Handelsverkehr zwischen England und Indien, obwohl an Umfang nicht mit heute zu vergleichen, zeigte schon die wesentlichen Züge des modernen. Indien kaufte von England bzw. von der Ostindischen Gesellschaft Textilien (vor allem Wollstoffe) und es verkaufte Baumwolle, Tee, Gewürze und Seide (z. T. beruhte das auf dem Durchgangsverkehr aus dem Fernen Osten). Heute wie damals entsprach der Warenausfuhr aus Indien die Wareneinfuhr nicht, die Handelsbilanz war für Indien aktiv und um die Zahlungsbilanz auszugleichen, ging Gold und Silber nach Indien — genau wie heute — um in den Schatzkammern der reichsten Inder zu verschwinden. Der Umsatz der Ostindischen Gesellschaft betrug um die Mitte des 18. Jahrhunderts (1750) Jahr für Jahr an 60 Millionen Goldmark. Die Gewinnprämie daran war beträchtlich. So wurde das Londoner Direktorium der Compagnie eine wichtige Gruppe in der City und ihr Indienhaus dort in manchen Dingen bedeutsamer als das Parlament in Westminster.

Denn die Compagnie wurde zwar von Kaufleuten geleitet; aber durch den Besitz staatspolitischer Rechte über Indien, durch ihr Heer und ihre Kriegsschiffe waren die Direktoren für Krieg und Frieden ebenso entscheidend wie die Rabinettsmitglieder.

Diese Kaufleute mögen begabte und einsichtige Handelspolitiker gewesen sein, die politische Herrschaft über den indischen Kontinent, beinahe so groß wie Europa, verdankt England dem glücklichen Umstande, daß es in seinem ostindischen Dienste einige gewissenlose und begabte Schurken hatte, die vor keiner Gewalttat zurückschreckten, das Schwert zu führen wußten, ungerechte Richter sein konnten. Damit vermochten selbst die Franzosen, die auch ihre hemmungslosen Abenteuerer als Gouverneure angestellt hatten, nicht konkurrieren, da diese wohl bestachen, intrigierten und plünderten, aber nicht fochten. Im übrigen ist England durch diese Schurken, denen es Indien verdankt, moralisch nicht belastet, es hat, wie es seinem hohen Verantwortungssinn der Zivilisation gegenüber und seiner religiösen Gewissenhaftigkeit entspricht, ausdrücklich die begangenen Gewalttaten verurteilt und die Schurken zur Rechenschaft gezogen. Auch Macaulay, der große britische Historiker, hat das weltgeschichtliche Urteil, wenn auch beschönigt, nicht verschwiegen. Es besteht also kein Grund, daß England nicht mit der Freude eines guten Gewissens und im Bewußtsein einer göttlichen Sendung die „Bürde des weisen Mannes“ auf sich nehmen und Kaiser über Indien sein sollte.

Die indischen Faktoreien der schottischen und englischen Kaufleute lagen in Forts, die den Mittelpunkt der ersten Europäerstädte bildeten. Das berühmteste Fort und auch das älteste (1639) ist das St. Georgs Fort in Madras, das zweitbekannteste Fort William in Kalkutta (1696). In ruhigen und normalen Zeiten arbeiteten und wohnten die Kaufleute außerhalb der Befestigungswerke. Kamen aber Überfälle, dann zog man sich ins Fort zurück, in dem immer eine Besatzung lag; die Ostindische Compagnie unterhielt ja ein Heer.

Von den Kolonialpolitikern des englisch-indischen 18. Jahrhunderts haben vor allem zwei Abenteuerer sich großen Ruhm und England außerordentliche Macht errungen: Clive¹⁾ und Hastings²⁾. Letzterer stammt nachweislich von einem alten Witingergeschlecht ab; wie seine Ururahnen

¹⁾ Lord Robert Clive, geboren 1725, zuerst 1744 in Indien, 1746 Fähnrich, erobert und verteidigt 1751 Arcot gegen die mit den Franzosen von Pondichéry verbündeten Indier, ist 1753 in Europa, versucht hier vergeblich 1754 ins Parlament zu kommen, geht 1755 wieder nach Madras, erobert 1757 Kalkutta zurück und besiegt den Statthalter von Bengalen bei Plassen, schlägt 1759 die Holländer, geht wieder nach England, spielt im Unterhause eine Rolle, erscheint zum dritten Male 1763 in Indien, diesmal als Gouverneur, und bleibt dort bis 1767. In England wird er 1772 im Unterhause des Mißbrauches seiner Ämter beschuldigt. 1774 stirbt er durch eigene Hand.

²⁾ Warren Hastings, geboren 1732, kommt 1750 nach Kalkutta, wird bald Agent am Hofe eines indischen Fürsten, dann Ratsherr in Kalkutta, ist 1764 in England, von wo er 1769 nach Madras zurückkehrt. 1772 zum Verwaltungschef in Kalkutta für Bengalen ernannt, vermietet als solcher englische Truppen an einen indischen Kleinfürsten zur Vernichtung der Rohillas, wird 1774 der erste Generalgouverneur Indiens, erpreßt 1780 von dem Maharadscha von Benares Geld, wird dabei besiegt, aber wieder befreit, nimmt darauf die Fürstinnen von Fyzabad gefangen, läßt ihre Minister foltern und erpreßt so 1,2 Millionen Pfund. 1785 befindet er sich in England und muß sich 1788 vor dem Oberhause wegen Korruption, Unterdrückung und schlechter Verwaltung verantworten, lebt dann noch 24 Jahre in Daylesford.

plündernd und raubend das England Alfred des Großen durchzogen, so dieser gewalttätige Mann Indien. Beide, Clive und Hastings, waren verarmte Adelige und in der Heimat eigentlich nichts nütze, so daß Verwandte und Vormünder froh waren, ihnen Schreiberstellen an der Ostindischen Compagnie verschaffen zu können, um sie auf diese einigermaßen anständige Art los zu werden. Aber aus zwei kleinen Clerks wurden die Beherrscher gewaltiger Kolonialreiche.

Keinem ist seine Laufbahn leicht und keiner ist seines Ruhmes froh geworden. Als Clive einige Monate in Madras war, bekam er solches Heimweh, daß er mehrmals mit einer scharf geladenen Pistole nach seinem Kopfe zu schießen versuchte — ein Glück für Großbritannien, daß die Waffe nichts taugte. Aber wie er ein Menschenalter später, in England, ein gebrochener, von der Öffentlichkeit gehäßter und gesundheitlich durch die Opiumsucht ruinierter Mann, abermals Hand an sich legte, da glückte der Selbstmord. Und als der andere, Hastings vor dem Parlament erschien, nachdem er seiner Heimat ein mächtiges Kolonialreich erobert hatte, da beschimpfte ihn nicht nur der Führer der Opposition Burke, auch der regierende Staatsmann, der große Pitt, schleuderte ihm seine Verachtung ins Gesicht.

Der Erwerb Indiens geschah auf mannigfaltige Weise. Man war nicht immer heldenhaft. Als Fort William einmal durch indische Truppen bedroht war, an deren Spitze ein zwanzigjähriger und unfähiger Fürst stand, ist der britische Gouverneur und der britische General so schnell ins rettende Boot geflohen, daß die Frauen nicht mitkommen konnten, sondern größtenteils in jener schrecklichen Nacht in der „schwarzen Höhle“ zu Grunde gingen. Man war auch nicht immer einig. Hastings schoß in einem Duell dem ihm als Rat beigegebenen höchsten Beamten eine Kugel in den Bauch. Und gegen Clive entstand eine Meuterei der englischen Offiziere. Aber nie war man in jenem Jahrhundert wählerisch in der Art der Mittel. Clive beging eine gemeine Urkundensfälschung, um einen Inder zu täuschen. Hastings bestach die Richter und ließ einen unschuldigen Inder, der ihm un bequem war, aufs Schaffott bringen. Selbstverständlich, daß diese Männer ebenso wie alle anderen „Kolonisatoren“ jener Zeit, habgierig waren: Die Geldschecks Clives von Indien nach England existieren noch und bilden rührende Reliquien an diesen großen Engländer. Auf einen läßt er sich durch eine holländische Bank 180000 Pfund, auf einen anderen 40000 durch eine britische übermitteln. In Madras erwarb er einmal für 25000 Pfund Diamanten. Sein Jahreseinkommen betrug nach der Schätzung seiner, alles beschönigenden Verteidiger mehr als 40000 Pfund — eine für das 17. Jahrhundert unerhört hohe Summe! Nach einem Siege nahm er aus der Beute für sich persönlich 300000 Pfund. Bei Hastings wälzen die Geschichtsschreiber die Schuld für die unerfättliche Hab- und Raffsucht auf seine arme Frau ab; sie soll ihn dazu verführt haben. Auch Macaulay ist dieser Meinung, denn die Gattin des Warren Hastings war ja keine Engländerin. Wie er sie „errang“, ist eine Geschichte für sich. Auf einer der endlosen Seereisen von Europa ums Kap der Guten Hoffnung war sie, damals noch Baronin Imhoff, Passagier

des gleichen Schiffes wie Hastings, der schon berühmte Held Indiens. Macaulay¹⁾ schildert das Miletu: „Es wird nur wenige Leute geben, die eine mehrere Monate dauernde Seereise nicht unerträglich langweilig finden werden. Alles was diese Eintönigkeit unterbricht, ist willkommen: das Auftauchen eines Segels, ein Haifisch, ein Albatros, ein über Bord fallender Matrose. Die Mehrzahl der Passagiere sucht sich einige Zerstreuung zu verschaffen, indem sie die Zahl der Mahlzeiten verdoppelt und noch einmal so viel isst, als auf dem Lande. Aber das Hauptmittel, die Zeit totzuschlagen, besteht in Bänkereien und Liebeleien.“ Nun, auch Hastings griff, wahrscheinlich in Ermangelung von Haifischen, zu dem letzteren Mittel. Die Baronin war zum Ehebruch bereit. Nach der Tat wurde der Gatte vor die vollendete Sachlage gestellt. Es ist anzunehmen, daß er eine so blendende Gelegenheit, seine treue Gattin loszuwerden, mit Freuden ergriff; jedenfalls zeigte er sich „ehrlos“ genug, wie Macaulay meint, die Ehescheidung einzuleiten, wofür ihn Hastings aus Dankbarkeit in seinen Hausstand mit der geliebten Baronin aufnahm. Diese dreieckige Ehe war ziemlich langwierig, denn die Ehescheidung wurde in Bamberg oder irgendwo dort in der Gegend geführt, und ein Brief brauchte, bis er beantwortet war, mehr als ein Jahr. In Madras, und später in Kalkutta, lebten die drei glücklich miteinander, bis alles geordnet war, und der französische Baron wieder nach Europa zog, um sich in Sachsen mit dem Erlös seiner Scheidung ein Gut zu kaufen. Also diese Gemahlin soll sehr habgierig gewesen sein (sie war Russin). Doch raubte Hastings nicht nur für sich, sondern auch für seine Compagnie. Die gemeinste Erpressung ward an dem Fürsten von Benares vorgenommen; oder vielleicht ist sie nur deshalb bekannt geworden, weil es mit einem Haare Hastings das Leben und der Compagnie Indien gekostet hätte. Der zur Verzweiflung getriebene Maharadscha empörte sich, und in den engen Gassen der heiligen Gangesstadt erlitten die Truppen der Compagnie eine schreckliche Niederlage. Doch ihr Mut und ihr Glück errettete die Briten.

Es wäre jedoch zuviel gesagt, wollte man behaupten, die reichen Kaufleute in London seien mit den Methoden eines Clive oder Hastings (von ihren kleineren Nachfolgern²⁾ zu schweigen) einverstanden gewesen. Die

¹⁾ Der Geschichtschreiber Lord Macaulay ist amtliches Mitglied des Rates freilich viel später, 1833, in Kalkutta gewesen.

²⁾ Lord Cornwallis, 1786—1793, eroberte Bangalore. Lord Teighmouth 1793—1798, konnte Ceylon dem britischen Machtbereiche einverleiben. Marquis Wellesley, 1798—1805, führte gemeinsam mit Lord Lake den Mahrattantrieb, in dem Delhi einverleibt wurde. Nach Sir George Barlow, 1805—1807, kommt Lord Minto, 1807—1813, unter dem Mauritius und Java britisch werden. Marquis of Hastings, 1813—1823, führt Kriege gegen Nepal und gegen die Mahratten. Lord Amherst, 1823—1828, führt Krieg gegen Birma. Der Generalgouverneur Lord Bentinck, 1833—1835, versucht Indien zu europäisieren (Verbot der Witwenverbrennung). Lord Metcalfe, 1835—1836. Earl of Auckland, 1836—1842, führt den unglücklichen Afghanenkrieg (siehe Abschnitt 19). Earl of Ellenborough, 1842—1844. Lord Hardinge, 1842—1848, führt Krieg gegen die Sikhs. Marquis of Dalhousie, 1848—1856, annettiert das Pandschab, Nagpur, Oudh; sein Nachfolger, zugleich erster Vizetönig, wurde Lord Canning, 1858—1862.

nach Indien gegangenen Briefe beweisen das Gegenteil: „Wer ihre Briefe liest, wird viele humane Gefühle darin finden. Aber jede Ermahnung ist beeinträchtigt oder zunichte gemacht durch eine Forderung um Geld. Regieren Sie mit Milde, aber schicken Sie mehr Geld!“ (Macaulay).

13.

England als Kaiser.

Die Meinung ist nicht selten, England regiere seine Kolonialgebiete heute noch mit den gleichen Methoden wie ehemals. Diese Ansicht ist ungerrecht und dumm zugleich. Denn über die großen kolonialpolitischen Taten Großbritanniens, das Europas Geist und Zivilisation weit nach Asien trug, kann man sich nicht hinwegsetzen. England tat viel für die Menschheit, auch in Asien und den anderen außereuropäischen Erdteilen. Jene Ansicht ist aber auch dumm, weil sie eine weit zurückgebliebene Denkart bei dem erfahrensten Kolonialvolf der Welt voraussetzt.

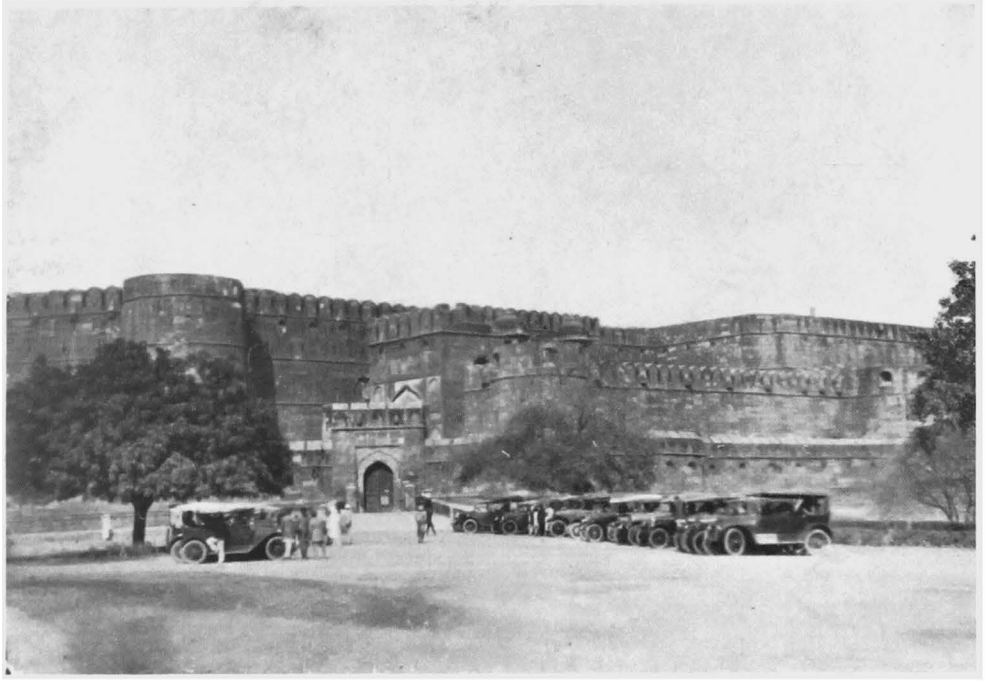
Durch England, Frankreich, Holland, Spanien und Portugal ist Europa Herr der Welt geworden. Diese Herrschaft, so gewalttätig sie anfangs errungen und befestigt worden, ist heute im ganzen human und den Erdteilen zuträglich. Die allgemeine Auffassung in diesen Dingen änderte sich in dem letzten Jahrhundert nicht unwesentlich. Wenn auch die Selbstbeweihräucherung der Briten Unsinn und ihr Gerede von des „weißen Mannes Bürde“ Heuchelei ist (weil nämlich die moderne Kolonialpolitik ebenso auf Egoismus aufgebaut wie die der vergangenen Jahrhunderte bleibt), so geht es doch den von Europa aus beherrschten Völkern im Allgemeinen besser, als wenn sie „frei“ wären.

Deutschland und Italien sind die beiden einzigen größeren europäischen Mächte, die nicht unmittelbar an der Welteroberung der letzten vier Jahrhunderte beteiligt waren. Die schönen Sätze in der Ode Klopstocks an Deutschland sind die ruhmvolle Deutung unseres Schicksals:

Tat ist dein Wort, Entscheidung dein Schwert. Doch
tauschest du gern es mit der Sichel. Und triefest,
wohl dir, vom Blute nicht der fremden Welten.

Wäre die Welt, diese fremde Welt, ohne uns aber erobert worden? Ist es zuviel gewagt, das zu verneinen? Deutscher Geist leitete die Schiffe anderer Nationen zu den fernsten Küsten. Auch wir schmiedeten die Waffen europäischer Überlegenheit. Weder England noch Frankreich allein, ohne den Rückhalt und das kulturelle Gewicht eines fortgeschrittenen Europas, hätte sich ein Weltreich bauen können. In solchem Sinne ist Europa viel mehr Einheit, als wir ahnen.

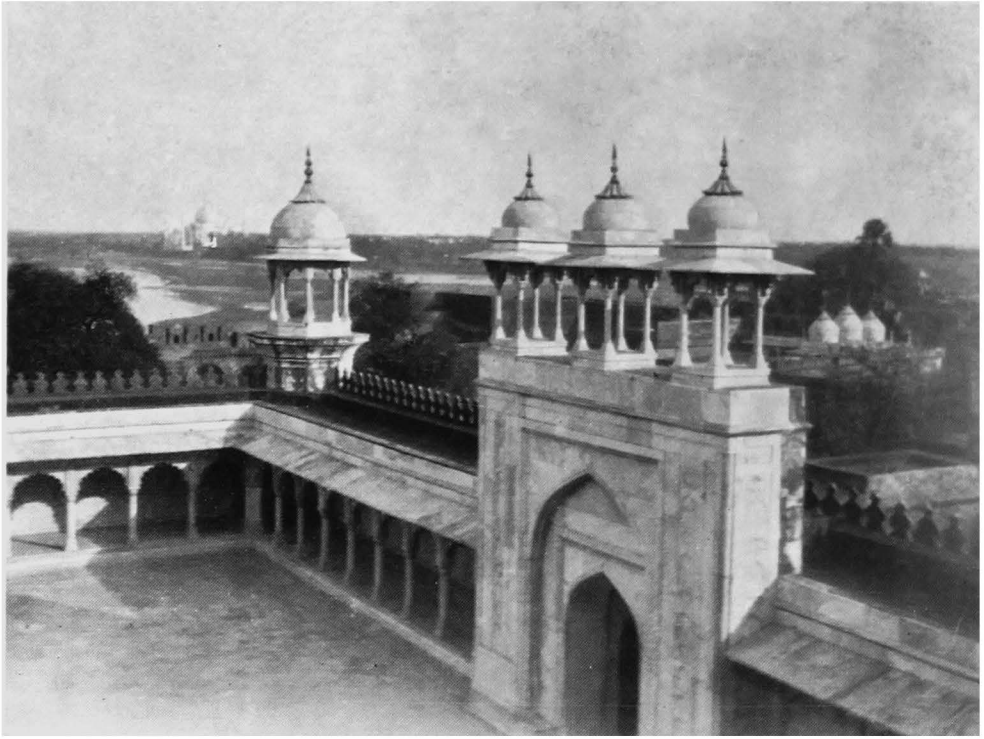
So erscheinen uns die europäischen Mächte, die als Kolonialherren draußen regieren, als Statthalter Europas. Und wenn sie Kaiser über fremde Kontinente sind, wie England, — Europa steht über ihnen und sie müssen sich ihm verantwortlich fühlen.



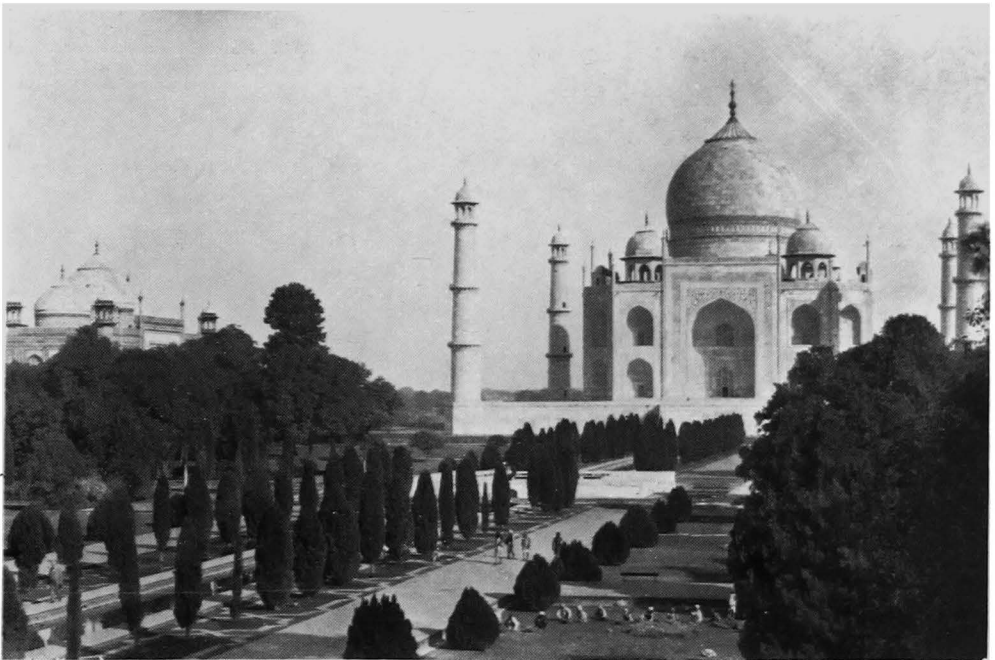
Eingang zur Burg von Agra



Blick von der Burg von Agra zur Tadsch Mahal









Die Perlmoschee von Agra, hinten links die Tadsch Mahal



Die Tadsch Mahal



- | | | | |
|---|-------------|---|--------------|
|  | britisch |  | französisch |
|  | holländisch |  | amerikanisch |
|  | italienisch |  | unabhängig |

Europa in Asien.

Die Karte zeigt die europäischen Kolonialreiche in Asien, die unabhängige Länderbrücke von Arabien bis China—Japan und den russischen Länderblock in Nordasien.

III. KAPITEL.

Geduckte Völker.

14.

Indien meutert.

Das englische Kaiserthum über Indien, bei weitem edler und würdiger als jene abscheuliche Krämerherrschaft, ist nicht freiwillig errichtet, sondern vom indischen Volke erzwungen worden. Nationen geht es wie dem einzelnen: selten bekehrt man sich freiwillig zum Besseren; man muß durch Schaden nicht nur klug, sondern auch gut, oder doch wenigstens besser werden.

Die britische Regierung entschloß sich Mitte des 19. Jahrhunderts (1857), der Ostindischen Compagnie die indische Herrschaft abzunehmen. Die Folgen der Mißwirtschaft lagen klar zu Tage. Nur mit der äußersten Anstrengung und unter den schwersten Verlusten war es den englischen Militärs gelungen, einen gewaltigen Aufstand niederzuschlagen. Das indische Heer hatte gemeutert. In ein paar Tagen hallte der ganze Continent von dem Schrei eines verzweifelten Volkes wieder, einem Schrei, in dem der Haß gegen den Unterdrücker mit der Blutgier einer entfesselten Bestie sich mischte.

Obwohl diese Begebenheit äußerst interessant und wichtig ist, wird doch kaum ein normaler Europäer, ausgenommen er sei Engländer, sich für den Indian Mutiny¹⁾ interessiren, falls er einmal in Indien gewesen ist. Denn die Engländer haben so viele Denkmäler und Gedenktafeln diesem Ereignisse gewidmet, daß einem von solch blöder Kriegerdenkmals-Sucht schwindelig werden kann. Wenn es jetzt etwas zurückzutreten beginnt, so nur deshalb, weil nun überall, an den unmöglichsten Stellen, Weltkriegs-Mäler entstehen, War Memorials, mit denen das britische Weltreich in 5 Erdtheilen übersät wird.

Hundert Jahre, nachdem Clive in der Schlacht von Plassey Bengalen erobert hatte, sollte die indische Herrschaft der Compagnie

1) 9. Mai 1857 Meuterei in Meerut. 11. Mai die Meuterer vor Delhi. Bahadur Schah wird zum Mogul ausgerufen. Die Europäer ermordet. 4. Juni Meutereien und Ermordungen der Europäer in Allahabad und Benares. 5. Juni Ermordung der Europäer in Jhansi. 8. Juni englische Truppen besetzen die Ridge (Hügellinie) bei Delhi. 27. Juni die Meuterer erobern Cawnpore und ermorden die Engländer dort. 17. Juli General Havelock erobert Cawnpore zurück. 20. September Delhi von General Nicholson zurückerobert, der General fällt bei dem Sturm. 19. März 1858 erobert Campbell Lucknow.

vernichtet werden, so lautete, wenn wir den Geschichtschreibern jener Jahre glauben dürfen, eine indische Prophezeiung. Das schien in einer grandiosen Weise einzutreffen. Das Heer der Compagnie, soweit es aus Indern bestand (und das war der allergrößte Teil), sagte den Gehorsam auf, erklärte ein unabhängiges Indien, und huldigte dem 90jährigen Abkömmling der Mogule als Kaiser. Wenn die widerspenstigen Soldaten wenigstens noch die Gewehre hingeworfen hätten; aber das taten sie keineswegs. Sie nahmen Gewehre und Geschütze, blieben beieinander, marschierten ordnungsgemäß und diszipliniert, wie sie es von den Engländern gelernt hatten, nach den wichtigsten Städten Nordindiens, vor allem nach Delhi, Cawnpore, Lucknow, töteten die Engländer, so weit sie ihrer habhaft werden konnten, und schlossen die übrigen, welche sich verschanzt hatten, in eisernen Belagerungsringen ein. Das geschah Anfang Mai 1857. Der Mai verging, der Juni, auch der Juli; die Engländer, soweit sie nicht eingeschlossen und belagert wurden, ließen nichts von sich hören. Indien glaubte sich frei, die Prophezeiung verwirklicht.

Viele Siegesdenkmäler sind geeignet, eine große Zeit zu banalisieren und dadurch die wirkliche Größe zu vertuschen. Der Tourist, den Cool über die Ridge von Delhi führt, die Residenz-Ruinen von Lucknow, und die Kasernen zwischen den Schlössern von Delhi und Agra zeigt, kann nicht mehr begreifen, worum es sich damals handelte. Es war keineswegs das britische Empire von heute zu verteidigen; das gab es noch nicht. Wer weiß, ob die englischen Truppen den Marsch durch die glühende Sommerhize der nordindischen Ebene, tausend Kilometer von Kalkutta und vom Indus aus, nach Delhi und Lucknow unternommen hätten, wenn es sich nur um Englands Ehre gehandelt hätte. Aber in Lucknow, und anderswo, waren Engländer mit Weib und Kind eingeschlossen; und bekamen sie keinen Entsatz, so fielen sie in indische Hände. Der Inder hätte sie einzeln zu Tode gemartert, wie es vor hundert Jahren mit den 146 Unglücklichen in dem Fort von Kalkutta geschehen war, die in eine enge Gefängniszelle zusammengepreßt wurden, und von denen 123 in der heißen und schwülen Sommernacht in dieser „schwarzen Höhle“, Männer und Frauen zusammengepfercht, erstikten, während die Inder sich durch die Fenster über ihre Todeszuckungen amüsierten. Der Inder, so furchtsam er sich sonst benimmt, ist im Besitze der Macht ein grausam und hinterhältiges Tier. Das wußten die englischen Soldaten, Offizier wie gemeiner Mann, und deshalb eilten sie, über die staubigen und wasserarmen Ebenen, ihren Landsleuten zu helfen.

Sie siegten. Der alte Groß-Mogul wurde draußen, eine halbe Stunde vor dem Delhi-Tore, an einer merkwürdigen Stelle gefangen genommen. Er hatte sich, als die Stadt von den englischen Truppen zurückerobert war, in das Grabmal seines Vorfahren geflüchtet, in Humayuns Mausoleum. Jeder Reisende kennt dieses wundervolle Gebäude, den Vorläufer der freilich vollkommeneren Tadsch Mahal. Aus den Sandsteingewölben, durch die marmornen Tore scheuchte ein britischer Leutnant den Greis hervor, ließ ihn festnehmen und bewachen und jagte

hinter den beiden Söhnen des Fürsten her, die in ihrer Verzweiflung zurück nach Delhi liefen, vielleicht in der Hoffnung, im Häusergewirr ein Versteck zu finden. Der britische Offizier holte sie an der Stadtmauer ein, ließ sie beide an die Wand stellen und knallte sie nieder, sofort, ohne Kriegsgericht, wie tolle Hunde. Das war das Ende der großen Moguldynastie, des größten Fürstengeschlechtes Asiens.

Überaus bewunderungswert ist die darauffolgende Politik Großbritanniens. Kleinliche Rache hätte nahegelegen. Statt dessen erfolgte großzügige Reform. Am 1. November 1858 verkündete unter großem Pomp Lord Canning in Allahabad, daß die britische Krone Indien übernommen habe. Er riet in England zur Milde. Wie immer verfochten die Kolonialengländer die törichtste Politik. Sie griffen Canning wegen seiner Vernunft an. Es kann nämlich in allen Überseeangelegenheiten geradezu als Gesetz gelten, daß diejenigen Europäer, die in dem betreffenden Lande oder der betreffenden Kolonie leben, unkluge und enge Meinungen, noch dazu mit dem Anspruche des Fachmannes vertreten. Es ist deshalb keine schlechte Tradition Londons, sich durch solche Stimmen nicht irre machen zu lassen, sondern das zu tun, was man in der europäischen Zentrale für richtig hält. Das hat man in unseren Tagen wieder in China, entgegen der empörten öffentlichen Meinung der China-Briten, so gemacht; man folgte auch nicht den energischen Vorschlägen der ostafrikanischen Landmagnaten; und so bekam damals schon in Indien Lord Canning und nicht die britische Kaufmannschaft in Kalkutta Recht — zum Segen für England und Europa, denn wäre es nach deren Willen gegangen, so gäbe es wohl heute kaum ein Britisch-Indien.

„Denken Sie bitte daran — so schrieb die Königin Viktoria an Lord Derby, der die Proklamation der Krone verfassen mußte — denken Sie bitte daran, daß eine Frau als Souverän zu einem östlichen Hundert-Millionen-Volke sprechen soll, dessen Regierung sie übernimmt. Daß es geschieht nach einem blutigen Kriege. Daß jenes Volk unser Wort besitzt, welches wir in unserer künftigen Herrschaft einlösen werden. Ein solches Dokument muß den Geist der Großmut atmen, des Wohlwollens, der Toleranz; es muß Privilegien enthalten, welche die Inder auf die gleiche Stufe mit den anderen Untertanen der Krone stellen; es muß das Gedeihen versprechen, welches sich im Gefolge unserer Zivilisation einstellen wird.“ Das mögen hochmütige Worte sein — aber sie waren königlich und vor allem, sie waren klug, wie die künftige Politik. Der lauernde, von dem englischen Heere geduckte Tiger Indien wurde nicht weiter gereizt. England hat seitdem keinen indischen Staat mehr annektiert. Größte Zurückhaltung in religiösen Dingen wurde den britischen Beamten ans Herz gelegt. Die mächtigsten Inder behandelte man seitdem auf dem Fuße der Gleichberechtigung, man schmeichelte ihnen, lud sie nach England ein und gab ihnen die britischen Würden und Orden.

So hat der niedergeschlagene Aufstand, die große Meuterei, die britische Herrschaft über Indien nur befestigt. Er hinterließ keine Ressentiments. Mehr als ein halbes Jahrhundert blieb Indien ruhig.

15.

China soll Opium rauchen.

Antwort des chinesischen Kaisers Tschien Lung auf die Bitte einer britischen Gesandtschaft um Niederlassungsrechte in China, adressiert an den König Georg III., verfaßt im Jahre 1793:

„König, du lebst jenseits vieler Meere; trotzdem ließ dein demütiger Wunsch, der Wohltaten unserer chinesischen Zivilisation teilhaftig zu werden, eine Gesandtschaft bis hierher kommen, die in Ehrfurcht deinen Brief an den Stufen Meines Thrones niederlegte. Ich las den Brief. Aus den ernstesten Worten spricht eine Demut, für die Ich dich lobe. Du versicherst, deine und deines Volkes Verehrung für Meine himmlische Dynastie mache euch begierig, unsere Zivilisation anzunehmen. Aber unser Sittengesetz, die Zeremonien unseres Seins sind andere als eure. Selbst wenn euer Gesandter begreifen könnte, um was es sich bei unserer Zivilisation handelt, dann könntest du doch immer noch nicht unsere Kultur auf deinen fremden Boden pflanzen. Ich herrsche über weite Welten und Mein Ziel ist: immer besser zu regieren und die Pflichten des Staates zu erfüllen. Deine Waren interessieren Mich nicht. Wir haben keine Verwendung dafür. Unser himmlisches Reich der Mitte besitzt alle Dinge üppig und im Überfluß; wir brauchen nichts. Wir haben es also nicht nötig, eure Waren als Entgelt gegen unsere Erzeugnisse, die ihr gern haben wollt, einzuführen. Ich sehe aber ein, daß Tee, Seide, Porzellan und der übrige Reichtum unseres himmlischen Reiches der Mitte, euch in Europa unentbehrlich ist und deshalb bin Ich so gnädig, euch fremden Barbaren den beschränkten Handel über Kanton auch weiter zu gestatten. Fremde und unwirtliche Meere trennen eure einsamen Inseln von unseren Gestaden. Euer Unwissen über die Gebräuche bei Uns ist deshalb entschuldbar. Ich verzeihe es. Du aber, fremder König, achte Meine Gefühle, unterwirf dich, verehere Mich, gehorche zitternd und laß dir keine Nachlässigkeit zu Schulden kommen.“

Dieser schöne Brief ist nicht überheblicher als irgend ein europäisches Dokument, das sich mit Kolonialpolitik befaßt. Warum sollte der chinesische Kaiser nicht der Ansicht sein, daß Europa der chinesischen Kultur bedürfe, wenn wir Europäer einige Jahrhunderte lang der genau umgekehrten Ansicht waren? Ich weiß, der Anspruch der außereuropäischen Welt, neben uns zu gelten, erfüllt uns alle mit lebhaftem Abscheu und ehelicher Entrüstung. Das ist zu einem großen Teile Schuld des Christentumes, welches unseren Hochmut gegenüber den „armen Heiden“ bestärkt, mit abendländischen Sittenbegriffen ungerechte Werturteile fällt und Europa den Mut zum Anspruch auf die Weltherrschaft gab. „Was die westliche Lehre betrifft, die Christus, den Herrn des Himmels, verherrlicht, so ist auch sie eine Irrlehre; jedoch ihre Priester verstehen etwas von Mathematik, und deshalb haben wir sie in unsere Dienste genommen.“ So rechtfertigte ein anderer chinesischer Kaiser den Pekinger Aufenthalt der Jesuiten vor seinem Volke. Die Jesuiten blieben aber die einzige europäische Macht,

die Zutritt zum Reichsinnern hatten. Im übrigen ist der chinesische Standpunkt der jenes hübschen Briefes an König Georg III., den wir soeben mitteilten.

Das moralische Recht Pekings, so zu sprechen, steht außer Frage. Aber tatsächlich befand sich China im Unrecht. So durfte man nur zum englischen Könige sprechen, wenn man mächtiger war. Und dies ist der entsetzliche Irrtum des Sohnes des Himmels gewesen.

Die mathematisch-astronomischen Künste der Jesuiten hätten den Chinesen zu denken geben müssen. „China hatte das Unglück, daß seine Kultur in einer wichtigen Hinsicht unzulänglich war, nämlich betreffs der Wissenschaft. Kunst und Literatur, Sitten und Lebensgeschmack waren mindestens so weit entwickelt, wie in Europa. Die Tatsache, daß Britannien Shakespeare und Milton, Locke und Hume geboren hat, gab uns keinerlei Vorrang vor China. Aber Newton und seine Nachfolger machten uns den Chinesen überlegen. Denn sie gaben uns eine außerordentlich fortgeschrittene Kunst des Lebens. Für einen Engländer ist es leichter, einen Chinesen umzubringen, als für einen Chinesen, einen Engländer umzubringen. Deshalb ist der Brief des Kaisers Tschienng Lung absurd. Als wir mit China fertig waren, machten wir uns sogleich die Mühe, diesen Satz zu beweisen!“ (Bertrand Russell¹⁾: *The Problem of China.*)

Der erste Zusammenstoß Englands mit China geht aufs Konto der Krämergemeinschaft, genannt Ostindische Compagnie, die nur Geschäft, Nutzen und Geld kannte (selbst von Politik verstanden die Geldmänner wenig; die Ansicht, von dieser Compagnie sei planmäßig das britische Empire in Asien gebaut oder konstruiert worden, halte ich für Unsinn). In Indien wuchs Opium. In China verkaufte es sich gut. Nun kam eines Tages eine blödsinnige chinesische Regierung, die Schwierigkeiten machte, den giftigen Mohnsaft ins Land zu lassen — welche Unverschämtheit, gutchristlichen und ehrbaren Londoner Kaufleuten ins Handwerk, bzw. in den Handel mit Gift zu pfuschen. Man denke sich die Entrüstung, welche die Menschenhändler des 16. Jahrhunderts, so in Liverpool zu Hause waren und aus ihren Gesangbüchern Sonntag für Sonntag sangen, erfaßt hätte, wäre jemand gekommen und hätte ihnen Schwierigkeiten in der Ausfuhr des schwarzen Elfenbeins aus Afrikas heidnischen Gefilden gemacht. Dieselbe Entrüstung erfaßte die Londoner im Jahre 1840.

Indien lieferte durch die Ostindische Compagnie 1800 5000, 1820 10000, 1835 35000 Kisten Opium an China, obwohl durch kaiserliche Verordnungen die Opiumeinfuhr eigentlich verboten war. Die Zollbeamten

¹⁾ Bertrand Russell ist 1872 als Sohn des Viscount Amberley geboren, in Cambridge erzogen, und einer der wichtigsten, unabhängigesten, sarkastischsten Schriftsteller des zeitgenössischen England. In der englischen konservativen Gesellschaft ist man entsetzt über ihn. Aber das wird nicht helfen, eines Tages ist er Lord Russell. Er mag Utopiker sein — von seinem Standpunkte aus ist er einer der größten Kritiker unserer Zeit und ihrer Ideale: „Seitdem ich China kennen lernte, bin ich dazu gekommen, für meinen Teil, Fortschritt und Nutzeseffekt für das größte Unglück des Abendlandes zu halten.“

wurden gewöhnlich bestochen; außerdem der Schmuggel in Anspruch genommen (fürwahr, der Reichtum der City ist schmutzigen Ursprunges). Als die Chinesen beides energischer bekämpften, fingen die Briten Krieg an, mit dem ausdrücklichen Ziele, die freie Opiumeinfuhr zu erzwingen.

Opium bildet den Inhalt eines der tragischen Blätter in der Menschheitsgeschichte. Das süße Gift ist gefeiert worden wie alles, was auf der Nachtseite des Lebens liegt. Homer kennt die Nephthes, den Trunt des Vergessens; Nephthes aber war ein Opiumpräparat. Helena, um deren schönen Leib der männermordende Krieg ging, warf Opium in den Wein:

Warf alsbald in den Wein, von dem sie tranken, ein Mittel,
Rummer zu scheuchen und Gram und jeglichen Leides Gedächtnis.
Solcherlei zaubrische Mittel besaß sie, die Tochter Gottes,
Wirksame, die ihr schenkte die Gattin des Ihon, Polydamna,
Eine Ägypterin¹⁾.

Drei englische Dichter sind selbst dem Rauschgifte erlegen: de Quincy, Coleridge und Francis Thompson. Vielleicht haben die 1821 erschienenen Memoiren des ersteren die Engländer so begeistert, daß sie auch den Chinesen seine Genüsse zugänglich machen wollten. China kannte das Opium seit dem 8. Jahrhundert. Die Kaiser haben aber immer gegen die Einfuhr gekämpft. Trotzdem brachten es Portugiesen und Araber und Engländer ins Land.

Auch heute noch, obwohl längst (außer Portugal) alle Europäer, auch England, gewissenhaft gegen Opium kämpfen, gibt es im Oriente außerordentlich viel Opiumhöhlen. Die berüchtetesten sind in der portugiesischen Kolonie Matakao. Auf Lagerstätten, wie Brotgestelle in Bäckereien, liegen in den schmutzigen Kammern, dicht nebeneinander die Berauschten und hängen den Phantasien der Sünde nach. Im Fremdenviertel Schanghai (der größten Lasterhöhle Asiens, vielleicht der Welt) gab es 1916 663 Opiumläden.

Die Rätsel des Opiums und seines wichtigsten Präparates, des Morphiums, sind bis zur Stunde nicht gelöst. Sicher ist nur der Krankheitsgang. Wie bei dem Genuße des Kokains, stellt sich eine Sucht nach dem Gift ein, das im gewissen Sinne dem von ihm Ergriffenen unentbehrlich wird. Entziehungsversuche scheitern meist. Der fortgesetzte Genuß aber zerstört das Hirn, und damit die Persönlichkeit.

Also eines schönen Tages des Jahres 1839 ließ der Zollkommissar Lintsehsü 20291 Kisten mit englisch-indischem Opium, deren er habhaft wurde, anzünden und verbrennen. Die Briten waren darüber sehr böse, drohten mit Krieg, und als das nicht half, begannen sie ihn wirklich. Der gelbe Mann erfuhr seine erste Demütigung von seiten des weißen Mannes. China wurde geduckt.

Schließlich sahen die Chinesen ein, daß die Kunst des Tötens ihre Vollendung tatsächlich in Europa erreicht hatte. Sie gaben nach und

¹⁾ Ich zitiere nach Lewin: Phantastica (Berlin, Stille); auf den Ausführungen des bekannten Gelehrten fußen auch die folgenden Angaben.

gestatteten die Opiumeinfuhr¹⁾. Aber das genügte nun den Engländern nicht mehr. Sie sahen eine Gelegenheit, aus China ein anderes Indien zu machen. Der Gedanke an ein chinesisches Kolonialreich mag damals entstanden sein. Im Frieden von Nanking bekamen die Engländer zur Belohnung für die Durchsetzung des Opiums die chinesische Besitzung, welche bis heute die wichtigste geblieben ist: Hongkong, eine vor Kanton liegende Insel, 83 qkm umfassend mit der Stadt Victoria. Großbritannien rundete dann später das ab, indem es die benachbarte Insel Lantao sowie den nächstliegenden Teil des Festlandes annectierte. Des weiteren erhielt England in diesem ersten Frieden das Recht, in China Konsuln anzustellen und Handel über Kanton nicht nur, sondern auch über Schanghai, Futschau, Amoy und Ningpo zu treiben.

Den Briten war das zu wenig. Einige Jahre später bereuten sie ihre Bescheidenheit. Ein neuer Opiumkrieg brach aus. Der Anlaß war lächerlich. Der Opiumschmuggel hatte, über die chinesischen Zugeständnisse hinaus, einen ungeheuren Umfang angenommen und bediente sich der Boote der Seeräuber, die an dieser zerrissenen Küste seit Jahrhunderten (und auch heute noch gelegentlich) ihr Unwesen trieben. Die chinesischen Behörden verhafteten solche Piraten an Bord eines die britische Flagge führenden Schiffes, auf dem aber kein Engländer, sondern nur zweifelhafte chinesische Elemente waren. Diese Flaggenverletzung war casus belli und brachte binnen kurzem England ein: Exterritorialität seiner und der anderen europäischen Niederlassungen, das Recht der Europäer, Missionare ins Land zu schicken, und die obenerwähnte Abrundung des Besitzes von Hongkong.

¹⁾ 1850 sollen an 50000, 1860 an 85000 Opiumkisten nach China eingeführt worden sein. — Die gemeinsamen Bemühungen Chinas und Englands, mit dem Opiumunfug aufzuräumen, begannen im Jahre 1906. Der direkte Handel nach China hat nun aufgehört (1911: 15440 Kisten; 1912: 6700 Kisten, jede Kiste wiegt 140 Pfund). Das indische Einkommen aus dem Opiummonopol betrug:

1915/16	1,9	Millionen Pfund Sterling
1916/17	3,1	" " "
1917/18	3,1	" " "
1918/19	3,2	" " "
1919/20	2,1	" " "
1920/21	37	" Rupies
1921/22	30	" "
1922/23	40	" "
1923/24	43	" "
1924/25	43	" "
1925/26	22	" "
1926/27	23	" "

Auf den Opiumauktionen in Kalkutta soll Japan als stärkster Auftäufer auftreten. Japan steht im dringenden Verdacht, dieses Opium wieder in Form von Morphin an China weiterzugeben. — Auch Indien selbst verbraucht viel Opium. Geraucht wird es in größerem Umfange nur in Bombay, Assam und Birma. Sonst wird es gegessen. Der jährliche Verbrauch pro Kopf der indischen Bevölkerung war 1893 27 Körner; 1924 17 Körner. Dieser Form des Konsums, bei dem auch das Beimengen der Opiumkörner ins Viehfutter eine Rolle spielt, legen die indischen Behörden keine große Bedeutung bei, mit Unrecht, wie andere Fachleute sagen.

Noch lange haben dann die Briten Opiumschmuggel, und die Portugiesen gar Sklavenhandel, getrieben, ehe die alten Methoden verlassen wurden. Heute kommt das meiste Opium für die unlauteeren Zwecke der ostasiatischen Lusthöhlen und Bordells wohl aus Persien und der Türkei; es geht übrigens über Hongkong und das japanische Formosa. Ob es möglich wäre, diesen Handel zu unterbinden, weiß ich nicht. Die moralische Verantwortung aber liegt heute nur zu einem sehr geringen Teile (immer von der portugiesischen Räuberhöhle Malao abgesehen) bei europäischen Mächten. Allerdings baut auch Bulgarien, Serbien und Griechisch-Mazedonien Opium, das zu einem großen Teile nach Asien geht¹⁾.

16.

Andere Demütigungen des gelben Mannes.

Es ist sehr fraglich, ob die Grausamkeiten und Barbareien, welche wir den asiatischen Horden des Mittelalters bei ihren Kriegszügen in Europa nachsagen, nicht überboten werden durch die Gemeinheiten der europäischen Truppen in China. Französische und englische Truppen haben den Sommerpalast bei Peking aus reiner Zerstörungssucht niedergesengt — ein unersehbarer Verlust, wenn man die Menge der Kunstschätze und die Vollkommenheit des Vernichteten bedenkt. In allen europäischen Hauptstädten gibt es chinesische Altertümer, teilweise in Privatbesitz, teilweise in Museen und Bibliotheken, die in den ostasiatischen Feldzügen von europäischen Soldaten, ja Offizieren gestohlen worden sind. Lassen wir Russell erzählen: „Dies trug viel dazu bei, die Chinesen von der Überlegenheit unserer Kultur zu überzeugen, so daß sie noch vier Häfen unserem Handel öffneten, den Yangtsefluß freigaben, und eine Entschädigung zahlten. 1870 waren die Chinesen unvorsichtig genug, einen britischen Diplomaten zu ermorden. Deshalb verlangten und bekamen die übrigen englischen Diplomaten eine Entschädigung, noch fünf Häfen und einen besseren Tarif für das indische Opium. Dann nahmen sich die Franzosen Annam und die Briten Birma, die beide früher unter chinesischer Oberhoheit gestanden hatten. 1894 kam der chinesische Krieg mit Japan, der zu der Eroberung und Annektion Koreas führte. Der nächste Zwischenfall beginnt mit der Ermordung von zwei deutschen Missionaren 1897. Nichts in ihrem ganzen Leben geriet ihnen so, wie die Art ihres Todes. Hätten sie weitergelebt, so hätten sie wahrscheinlich wenig Menschen

¹⁾ Das meiste Opium verbraucht gegenwärtig immer noch China. Dann dürfte Indien kommen. Es gibt in Asien kaum ein Gebiet, in welchem der Opiumgenuß nicht zu Hause ist. In Kaschggar wird es, ganz öffentlich, von Männern und Frauen geraucht. Persien ist besonders im Norden (Chorasfan) dem Opium ergeben. Weniger Afghanistan. Berüchtigt für Opium ist das französische Indochina, in dem die schlimmsten, und deshalb degeneriertesten Opiumraucher die Anamiten sein sollen. Auf die Philippinen, nach Niederländisch-Indien und Singapur brachten die Chinesen das Laster. Auch die Mongolei ist angesteckt. — Ein eigenartiges Problem ist der nordamerikanische Opiumverbrauch. Angeblich werden heimlich dort an 650000 Pfund Opium jährlich verbraucht!

befehrt, aber als sie starben, gaben sie der Welt Anschauungsunterricht in christlicher Ethik. Die Deutschen bemächtigten sich der Kiautschau-Bucht, gründeten dort eine Flottenbasis, erwarben Konzessionen für Bahnen und Bergwerke in Schantung. Die Dienste der zwei Missionare an der Zivilisation beschränkten sich jedoch nicht auf China; im deutschen Reichstage wurde ihr Tod für die Behauptung ausgenutzt, Deutschland müsse sich durch Kriegsschiffe Achtung in China verschaffen. So trugen die ermordeten Missionare dazu bei, den Boxeraufstand herbeizuführen — wenn auch die übrigen europäischen Mächte in jeder Beziehung mit Deutschland wetteiferten: die Russen durch Port Arthur, die Engländer durch Wei-hai-wei, auch eine Flottenbasis, und der Einflußzone am Jangtse-Flusse. Nachdem wir (im Boxeraufstande) durch den Sturm auf Peking unsere überlegene Tugend nachgewiesen hatten, verlangten wir eine ungeheure Entschädigung und verwandelten das Peking-Gesandtschaftsviertel in eine Festung. So ist Eschien Lung (von dem der S. 50 erwähnte Brief stammt) vollkommen und restlos widerlegt.“

Was die Erwähnung Deutschlands in den Zeilen Russells, die wir eben mitgeteilt haben, betrifft, so können wir freilich nicht leugnen, daß wir in blamabler Weise uns an der habgierigen und imperialistischen Politik Englands und Frankreichs beteiligt haben. Nicht so erfahren in jener Politik, haben wir überdies die Demütigungen Chinas teilweise auf unser Haupt geladen, obwohl die anderen Mächte nicht weniger Nutzen, als wir, davon hatten. Deutschland aber gab dann als erste, und vorerst einzige, europäische Macht (denn Rußland zählt in diesem Zusammenhange wohl nicht) seine Vorrechte in China wieder zurück, ein kluger und würdiger Akt, der vieles gutmacht.

17.

Birmas letzter König.

Europa demütigte und duckte China, aber unterjochte es nicht. Ostasien ist der einzige Punkt in der Welt, da der weiße Mann auf unüberwindlichen Widerstand stieß, der bei Japan sich im offenen, und für Europa zur Niederlage führenden Kampfe Geltung verschaffte, bei China aber eine Art passiver Resistenz zeitigte, die im großen Ganzen die Freiheit rettete.

Freilich die Außengebiete, das heißt die Ländermassen, welche man als chinesisches Kolonialreich bezeichnen kann, wurden von Europa erobert. Die Erwerbungen Frankreichs in Hinterindien sind ja eigentlich China abgenommen und auch Birmas Einverleibung ins vorderindische Kaiserreich Englands ging auf Chinas Kosten. Tibet, Turkestan, Mongolei bleiben vorerst, ob ihrer innerasiatischen Unzugänglichkeit, China erhalten.

Träge wälzt der gewaltige Irrawaddy seine Wassermassen durch das schöne Birma, das üppiger, walddreicher und von freundlicheren Menschen bewohnt ist als Indien. Bis heute hat Birma mit Vorderindien noch keine Bahnverbindung. Die Seefahrt von Kalkutta bis zum Mündungsdelta des Irrawaddy, wo die moderne Hauptstadt Birmas, Rangun,

liegt, braucht zwei Tage. Schon lange vor der Ankunft sieht man draußen im Meer die schlammführenden Spuren des Irrawaddywassers. In einen der Mündungsarme biegt das Schiff ein, rings ist Flachland, Palmen grüßen den mit der Strömung kämpfenden Dampfer, man entdeckt in der Ferne den goldenen Turm der größten buddhistischen Pagode Indiens und näherkommend gewahrt man, unter der Pagode, das breite Rangun.

Die Königsstadt Birmas aber, Mandalay, liegt weiter im Landesinnern. Bis dahin fährt man, wenn es nicht unbedingt die Eisenbahn sein muß, noch eine Woche mit dem breiten Dampfboot den Irrawaddy hinauf, an Promes Pagoden vorbei, zwischen dem unaufhörlichen Zug der Segelschiffe, Fischerbooten und den aus kostbaren Eichenholzstämmen zusammengesetzten Flößen hindurch: an den grünen Ufern glühen dunkelrot die Blüten des Wollbaumes wahrhaftig wie „Flammen des Waldes“, Palmen strecken ihre zierlichen Silhouetten gegen den Himmel und nachts lodern am Ufer, stundenlang und meilenweit die Brände des Unterholzes, welche die Eingeborenen anlegen, um Land zu gewinnen; unendlich ist die Zahl der Pagoden an beiden Seiten — es ist eine lange, doch immer neue reizvolle Fahrt, und die Zeit wird einem nicht lang, bis man endlich die Arakan-Pagode von Mandalay am Horizonte auftauchen sieht.

Als britischer Staatsgefangener hat der König von Birma im Jahre 1885 diese Fahrt stromabwärts gemacht. Es war das letzte Mal, daß er sein Königreich sah; die Briten brachten ihn nach Bombay, in dessen Nähe er 1916 gestorben ist. Dieser Fürst, Shibaw mit Namen, war gezwungen, in sehr kurzer Zeit zu begreifen, was es mit der englischen Macht in Asien auf sich hatte. Bevor die Engländer Ernst machten, bekamen sie auf ihre üblichen Forderungen, ihnen den und den Einfluß zu gewähren, sehr stolze Antworten aus Mandalay, in dessen herrlichen Palästen Shibaw mit seiner Lieblingsfrau Supaya Lat sich unendlich über jenes Europäerpad erhaben dünkte, das unten am Meere Faktoreien besaß und unbescheidene Briefe an seine Majestät schrieb. Welche Frechheit! Diesem Könige, den ein feierliches Zeremoniell umgab, der täglich durch eine Tür ging, die allen anderen Menschen verschlossen blieb, dem jeder mit krummem Rücken nahen mußte, wenn er auf dem schrecklichen Löwenthron saß und vor dem weißen Elefanten Audienz hielt. Was mag in diesem echten Asiaten, der die Wirklichkeit, die ihm nicht paßte, leugnete, vor sich gegangen sein, als ihn zwei britische Offiziere, in einem Pavillon seines Parkes, ohne viel Umstände verhafteten?

Birma ward ins Joch der Fremden gezwungen; es wurde nicht einmal eine Kolonie für sich, sondern einfach eine Provinz des Indischen Reiches. Obwohl es weder landschaftlich, noch klimatisch, noch religiös (Birma ist buddhistisch), noch sprachlich, noch kulturell, noch völkisch (die Birmanen sind Mongolen) etwas mit Indien zu tun hat. Weniger als Ceylon, das doch eigene Kronkolonie geworden ist.

Aber eine Genugtuung, gering zwar im Nutzeffekt und eigentlich nur von symbolischem Wert, wurde diesem Volke wenigstens noch zuteil. Das ist die Geschichte mit der Glocke von Schwe Dagon.

Wie in allen buddhistischen Heiligtümern, hing auch in der Schwe Dagon zu Rangun eine große Glocke, so groß, daß in ihrem Innern sechs Mann stehen können. Als die Briten Mandalay erobert, den König verhaftet und Birma annectiert hatten, beschloßen sie, diese schöne Glocke als Trophäe mit nach Kalkutta und vielleicht nach London zu nehmen. Sie wurde mit vieler Mühe abgenommen und sollte auf das Schiff geladen werden, das auf dem Irrawaddy bereit lag. Da gab es ein Mißgeschick; die Stricke rissen, Bretter brachen und klatschend sauste die schwere Glocke ins Wasser — weg war sie. Große Verlegenheit. Man versuchte, sie nach allen Regeln der Kunst zu heben, baute Winden, setzte Maschinen ein, ließ Ingenieure kommen, die Hebungsarbeiten zu leiten. Umsonst. Die Glocke war nicht hoch zu bringen. Man gab es auf, obwohl es eine richtige Blamage vor den Birmanen war. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Nach ein paar Jahren erschien eine Deputation vornehmer Eingeborener vor dem Gouverneur und bat ihn um die Versicherung, daß die Glocke in Rangun bleibe, wenn es ihnen gelänge, sie wieder hoch zu winden. Der Gouverneur sagte sofort ja; denn er war seiner Sache sicher, daß diese Leute nicht fertig brächten, woran europäische Ingenieure vergeblich gearbeitet hatten. Doch er behielt Unrecht. Die Birmanen nahmen Bambusstöcke zu Hilfe, arbeiteten lange und geduldig, benutzten die Strömung des Wassers und siehe da — eines Tages lag die 800 Zentner schwere Glocke wieder am Ufer. Das gab einen Triumphzug zurück zur Pagode! Und wer kann es den Birmanen verdenken, wenn sie darin die Hilfe ihrer Dämonen gegen Europa sahen!

18.

Afghanistan wehrt sich.

Wie vor der Osttür Indiens Birma liegt, so vor seiner Westpforte Afghanistan. Die Westpforte selbst kennen wir schon. Alexander den Großen sahen wir mit seinen staunenden Griechen sie aufstoßen, den frommen buddhistischen Pilger vom Hoangho ließen wir hindurchgehen. Vor ihnen und nach ihnen sind viele, viele Völker, Heere, Fürsten über den Khaiberpaß oder durchs Rabultal nach Indien gekommen — meist in tadelnswerter Absicht, um sich an Indiens Reichtum zu vergreifen.

Die Engländer haben das Verdienst, es zuerst in der Weltgeschichte genau umgekehrt gemacht zu haben. Im glücklichen Besitze Indiens und seines sprichwörtlichen Reichtumes, gingen sie über den Khaiberpaß nach Afghanistan: Kanonen, Gewehre; Infanterie und Kavallerie; dahinter einige englische Politiker, welche die Absicht hatten, aus Afghanistan eine indische Provinz zu machen, ohne sich daran zu stoßen (ebensowenig wie bei Birma), daß Sprache, Rasse und Kultur nichts mit Indien zu tun haben.

Es ist ihnen aber jedesmal schlecht bekommen. Zuerst 1842. Eine Armee war vorgestoßen. Rabul war von einem Teil erreicht; der andere Teil hielt sich in Dschelalabad verschanzt, das 120 km von Rabul und 89 km

vom Khaiberpaß entfernt liegt. Schelalabad ist eine entzückende Blumen-oase. Der Herrscher Afghanistans pflegt in seinen Schlössern den Winter zu verbringen. Tamaristen und dunkelernste Zypressen bilden die Kulissen zwischen Rosengärten, Prunkteichen und Blütenterrassen. Aber die Engländer verlebten hier schlimme Tage. Berühmt ist die Schilderung, wie der Unglücksbote kam: Von den Wällen sah man einen einsamen, anscheinend zu Tode erschöpften Reiter näher kommen. Man schickte Leute entgegen, die den vollständig Zusammengebrochenen ins Lager brachten. Was er zu berichten hatte, war furchtbar. Er sei der einzig Überlebende. Die übrigen 16000 Mann wären in den Schluchten der unwirtlichen Berge beim Rückzuge teils im Schnee erfroren, teils von den Bergstämmen ermordet worden. Und er berichtete weiter von der Revolution in Kabul, wo die neueingesetzten britischen Behörden in einer Nacht getötet seien; der freie Abzug, dem man der Garnison gewährt, habe sie in jenen Tod der Berge geführt. — Afghanistan ist frei geblieben und auch weitere Versuche (1880, 1920) der britisch-indischen Heere mit Waffengewalt zu nehmen, was der englischen Diplomatie nicht gelingen wollte, wurden gründlich und blutig zurückgeschlagen. Seitdem sind die Beziehungen zwischen England und Afghanistan korrekt.

Das ist außerordentlich wichtig für England. Denn im indisch-afghanischen Grenzgebiet, besonders in Belutschistan, sitzen einige Stämme, die kaum als unter die britische Oberhoheit unterworfen gelten können: das einzige militärische Problem, das heute noch Indiens Grenzen gefährdet.

19.

Teilung Persiens.

Am 31. August 1907 wurde Persien geteilt. Dieser Teilung freundliche Veranstalter waren die beiden Großmächte England und Rußland. Es wäre ungerecht zu sagen, es sei eine Aufteilung gewesen; denn auch für die Perser blieb noch ein Stück übrig: sogar Küste hätte dieses Kleinpersien gehabt, eine Küste, die von der Euphratmündung bis Bander Abbas (ausschließlich) reichte. Auch bedeutende Städte konnte das Restgebiet noch aufweisen: Buschir, Isfahan, Schiras, Kirman. Die Sorge für das übrige Land wollten die russischen und englischen Freunde den Persern abnehmen: Teheran sollte eine russische Provinzhauptstadt werden, Täbris, Rescht, Asterabad, Mesched, Jesd nur gewöhnliche russische Provinzstädte; die Briten versprachen, für die an Belutschistan und Afghanistan grenzenden Provinzen zu sorgen.

Kommen uns diese Namen nicht bekannt vor? Wann begegneten wir ihnen? Bei der ersten Offensive Europas gegen Asien, als Alexander der Große Persien annectierte, den Perserkönig absetzte, dessen Frauen heiratete, dafür sorgte, daß die griechischen Offiziere die adeligen und die Soldaten die andern persischen Mädchen begatteten und so ein neues Reich auf hellenistisch-orientalischer Grundlage aufbaute. Damals lagen

die gewaltigen Residenzstädte Persepolis, Susa, Ekbatana in diesem Persien, Persepolis bei Schiras, Ekbatana südwestlich von Teheran, und Susa nahe an der persisch-mesopotamischen Grenze.

So romantisch faßten Russen und Briten die neue Annexion Persiens durch Europa nicht auf. Im Gegensatz zu dem damaligen persischen König, bzw. Schah, der die Aufteilung seines Landes durch europäische Mächte ganz in der Ordnung fand und wahrscheinlich Großes dadurch erhoffte. Er war nämlich einmal in Paris gewesen, und dieses Paris hatte ihm ausnehmend gut gefallen. Die ganze Überlegenheit Europas wurde ihm aber erst in den Pariser Varietés klar, als er die Ballettusen sah. Zurückgekehrt in sein Reich, verfügte er eine neue Frauentracht, die eine persische Nachahmung der Ballettröckchen ist — sie wird heute noch leider nur in den Häusern getragen, wo die Abschließung der Frauen und Mädchen sehr streng ist.

Sic transit gloria mundi — oder wie Fitzgerald einen Vers des Persers Omar Rajhams übersetzt:

One thing is certain, and the rest is lies:
The flower that once has blown for ever dies.

Sollte dies große Volk für immer verblüht sein, diese Pracht des irdischen Glanzes, Cyrus, Darius, Abbas der Große, in einem lächerlichen und vertrottelten Monarchen für immer vergehen? Es schien so. Es war Englands Geschäft während des 19. Jahrhunderts, die Völker Asiens zu ducken, und Persien war reif zur Knechtschaft. Der Teilungsvertrag sollte langsam Wirklichkeit werden — friedliche Durchdringung, wie es die Diplomaten nannten.

Aber nach sieben Jahren brannte Europa. Der Feuerschein leuchtete über Asien, auch über Persien. — Doch vorher müssen wir noch von Ägyptens Schicksal erzählen.

20.

Die Schulden des Khediven.

Aber Rairo's Zitadelle weht Großbritanniens Flagge noch nicht Jahrhunderte lang wie auf dem St. Georgs Fort in Madras oder auf dem Fort William von Kalkutta. Und vor hundert Jahren wehte schon eine andere europäische Fahne über Rairo und Alexandria: die Frankreichs, von keinem geringeren als Napoleon aufgepflanzt. Die Mamelucken aber ermordeten den General, den Napoleon in Ägypten zurückgelassen und warfen auch einen Versuch der Briten, 1807 dort Fuß zu fassen, zurück. Den Mamelucken ist diese Tat von den ägyptischen Vizekönigen nicht gelohnt worden. Mehemed Ali, ein schlechter Albaner, lockte 500 der angesehensten Mameluckenfürher nach Rairo und ließ sie in der engen Gasse, die von der Stadt auf die Zitadelle führt, samt und sonders niederschießen.

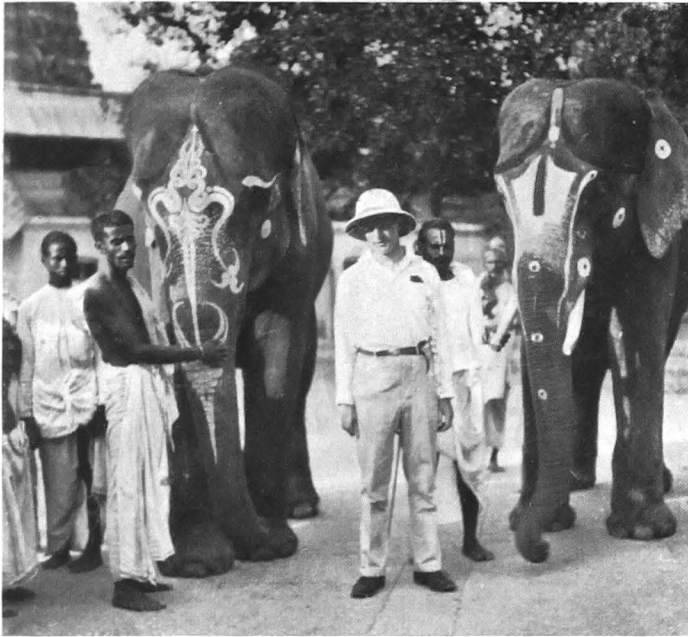
Durch die Unfähigkeit, die Laster und die Habsucht seiner Fürsten ist Ägypten ein Sklave Europas geworden. Diese Khediven ähnelten mehr

Hochstaplern, als irgend einer anderen Berufsgruppe. Sie lieferten allen ihren Beamten ein anfeuerndes Beispiel großzügigster Bestechlichkeit, verschwendeten ihre ungeheuren Einkünfte und haben bis heute Ägypten jene seltsame soziale Atmosphäre gegeben, die man spürt, und, wenn man nur wenige Tage sich in Shephards Hotel, oder im Savoy oder in Menons House draußen an den Pyramiden aufhält. Wenigstens in den Großstädten Ägyptens wird man das Gefühl, unter Hochstaplern, Zuhältern und Falschspielern zu weilen, nicht los. Wahrscheinlich tut man neun Zehnteln Unrecht; es mögen rechtschaffene und in ihrer Art wohlmeinende Leute sein; auch können sie mit Recht entgegenen, daß die Europäer aus den drei Städten Ägyptens: Kairo, Port Said, Alexandria diese Lasterhöhlen gemacht haben. Aber die Leute kleiden sich, schminken sich und halten sich wie Halbwelt, wahrscheinlich, weil sie halb zur europäischen und halb zur orientalischen Welt und eigentlich keiner ganz gehören.

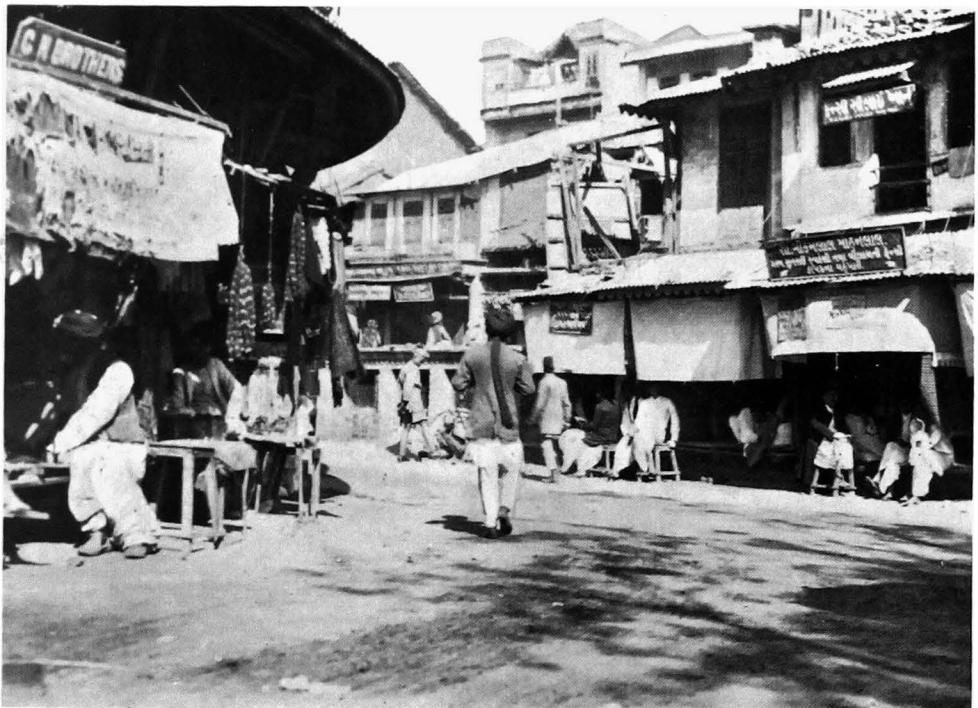
Doch laßt uns von Ismail, dem großen Khediven, erzählen. Wir schulden ihm zweierlei: den Suezkanal und die Aida, die Verdi auf seinen Wunsch komponieren mußte, als der Kanal eingeweiht werden sollte. Wenn das Schiff vom Mittelmeer in den Kanal einfährt, und noch nicht am Kai des Schmutznestes Port Said angelangt ist, gewahrt man links ein Denkmal: ein eleganter Herr aus den 60er Jahren weist mit der Rechten auf den Kanal als sein Werk: es ist Monsieur Lesseps, der den Kanal baute. Er war damals französischer Konsul in Kairo. Die Briten haben den Kanalplan bis zuletzt befehdet; aber glücklicherweise waren sie damals noch nicht mächtig in Ägypten, denn sonst hätten sie wahrscheinlich den Kanal einfach verboten. Trotz Disraelis, des britischen Premier, wurde der Kanal aber 1869 fertig, und Ismail freute sich so darüber, daß er eine Woche lang Feste feierte, die 20 Millionen Francs kosteten. England aber dachte nach, was zu machen sei, daß nicht die Franzosen die Kontrolle über den neugeschaffenen Seeweg nach Indien behielten.

Damit beginnt das große, vielleicht das größte Meisterstück britischer Kunst. Wir haben für diese Fertigkeiten hohe Namen: manche Leute nennen das Diplomatie, andere sprechen von weitschauender Staatskunst, nach der neuesten Mode redet man von der geopolitischen Weitsicht. Die Tatsache aber ist die, daß Disraeli heimlich, gleichsam ohne daß seine rechte Hand wußte, was die linke tat, durch Benutzung guter Freunde und Glaubensgenossen die Verschwendungssucht und darausfolgende Verschuldung des Khediven ausnutzte und ihm seine Kanal-Aktien abkaufte. Eines Tages hatte er die Mehrheit in der Hand und Frankreich erschrak so heftig, daß es erst der Fatschoda-Niederlage bedurfte, es wieder aufzurichten.

Was nun kommt, ist bis zur Stunde noch nicht genügend aufgeklärt, obwohl der englischerseits Hauptbeteiligte, Lord Cromer, darüber ein ausführliches Buch geschrieben hat. Nach den Engländern war es so: Ismail der Khedive war ein großer Verschwender. Die Engländer hatten Mitleid mit ihm und versuchten ihn aus seinen finanziellen Verlegenheiten zu befreien. Zuerst brachten sie das Opfer, ihm das Aktienpaket des Suez-



Der Verfasser zwischen Tempel­elefanten



Straßenbild aus Ahmedabad



Jaipur: Bazarstraße



Tempel in Madura: Teich der Goldenen Lilien

kanals gegen bar abzulaufen. Dann schickten sie ihm, da das nicht half, einen finanziellen Berater, der ihm sozusagen den Haushalt führen sollte. Dieser Berater aber sah, wie des Khediven Verschwendungssucht Agypten zu Grunde richtete. Es entstanden Unruhen in Kairo und Alexandria. Die Engländer, bekümmert in tieffster Seele, aber entschlossen, ihrer ihnen von dem lieben Gott auferlegten Bürde, allen Bedrückten zu helfen, auch hier zu folgen, setzten schweren Herzens den Khediven ab; vielmehr sie mußten sich dem Wunsche Bismarcks fügen, der gegen Ismail auch protestiert hatte, und dessen Protest die Engländer nicht Unrecht geben konnten. Aber der Nachfolger wurde, trotz aller britischen Anstrengungen, auch nicht beliebt in Agypten. Unruhen, welche die Briten blutenden Herzens hatten kommen sehen, brachen wiederum aus. Dabei kamen Menschenleben in Gefahr. Um diese Menschenleben zu retten, zerschloß die britische Flotte Alexandria und landete ein Heer, das Kairo eroberte, auf der Zitabelle die Union Jack hißte, und aller Welt erklärte, daß England Agypten sofort nach Beendigung der Unruhen räumen würde. Leider dauern, aus der Besatzung zu schließen, diese Unruhen, welche 1882 begannen, zur Stunde noch an.

IV. KAPITEL. Europa brennt.

21.

Farbige Truppen.

Der vierhundertjährige Krieg Europas gegen Asien hatte damit begonnen, daß die seetüchtigsten Nationen des Abendlandes sich einiger Küstenplätze in Arabien, Indien und China bemächtigten und von da versuchten, ein Stückchen Hinterland zu erobern. Die Macht Europas in Asien nahm ununterbrochen zu, obwohl die einzelnen Nationen, die gleichsam Sachwalter und Statthalter Europas in Asien waren, ihre Macht immer wieder an andere europäische Mächte abgeben mußten. Nach vierhundert Jahren, zu Anfang des 20. Jahrhunderts, war es endlich soweit, daß nicht mehr bloß Küstenplätze und kleine Inseln, sondern große Felsen des größten Kontinentes Europa gehörten, und daß darüber hinaus alle asiatischen Völker, auch diejenigen, welche sich unabhängig erhalten hatten, gedemütigt, geduckt und bedroht waren. Europas Macht ward in Asien angebetet. Die mächtigsten Europäer aber waren die Briten.

Europas und Englands Macht in Asien beruhte auf Gewalt. Wie die geschickte Kunst des Dompteurs, seine Peitsche zu handhaben, ihm die stärksten Bestien zu Füßen legt, so hielt Europa, insonderheit England, mit einer Hand voll Soldaten die Hundert-Millionen-Völker Asiens in Schach. Daß diese Völker Europa nicht liebten, dafür hatte es einige schreckliche Beweise gegeben. Die Tragödie in der Black Hole genannten Gefängniszelle zu Kalkutta, wo die Tunder hundert europäische Männer und Frauen in heißer Tropennacht hohnlachend zu Tode quälten, ist schon erzählt. Die Reihe solcher bestialischer Ausbrüche asiatischer Grausamkeit kann lange fortgesetzt werden. Auch in China war viel passiert, was sich damit vergleichen ließe. Die Boxer haben 1900 hunderte von Europäern unter fürchterlichen Martern, wie sie nur Chinesen erdenken können, deren Grausamkeit eine lange und raffinierte Tradition hat, hingerichtet. Der deutsche Gesandte Clemens von Ketteler wurde in seiner Sänfte erschossen; damals wäre es allen europäischen Gesandten übel ergangen, wenn sie sich nicht in ihrem befestigten Gesandtschaftsviertel hätten können, bis Entschluß kam. Bei der großen Meuterei in Indien halten ist viel europäisches Blut geflossen. In Ägypten ließ einer der nationalen Führer das Europäerviertel in Alexandria abbrennen. Wie

teuflich grausam der Mahdi mit den gefangenen Europäern umging, ist bekannt genug. Genau so würde es heute wieder bei einem Aufstande irgendwo im Oriente geschehen; denn der Orient ist grausam und haßt die Weißen.

England und Frankreich haben sich nicht gescheut, Soldaten aus diesem Oriente gegen Deutschland und Osterreich auf europäischen Kriegsschauplätzen zu verwenden. Meiner Ansicht nach bedeutete dies ein Verbrechen, das sowohl, was Folgen als was Verantwortungslosigkeit angeht, die eigentliche Kriegsschuld erheblich übertrifft.

Wenn die mir vorliegenden Zahlen richtig sind, so hat England 1160000 indische Soldaten im Kriege verwandt, Frankreich 50000 hinterindische Soldaten (außer den 500000 Afrikanern). Asiaten mußten auf britischen Befehl auf Europäer schießen, und sie wurden in der Kunst, sie zu töten, unterrichtet.

Daneben aber lief die britische Propaganda in Asien, die plötzlich sich Mühe gab, hundert Millionen Europäer als Barbaren, Unzivilisierte und Dummköpfe hinzustellen. Doch diese Tätigkeit der Briten war, obwohl eine Versündigung an Europa, doch so außerordentlich töricht, daß diese Torheit mit ihrer Schlechtigkeit ausföhnt.

Denn es bedurfte gar nicht mehr der Propaganda, um Asien den Ernst der Kämpfe in Europa vor Augen zu führen und den Nimbus, den bis dahin Europa in Asien umgab, zu vernichten. Europa brannte — das begriff jeder Asiate. Aber Asien begann, noch mehr zu begreifen.

22.

Asien beginnt zu begreifen.

Nun müssen wir die Schilderung der Geschehnisse für einen Abschnitt unterbrechen. Bisher erzählten wir, skizzenhaft und schnell, was sich ereignete; und wir versuchten, die mannigfachen Veränderungen und Entwicklungen im Verhältnisse Europas zu Asien zu umreißen. Das abrollende Weltgeschehen, unbarmherzig, unaufhaltsam, pochte hinter dem, was wir zu berichten hatten, wie ein Motor, der keine Ruhe, keine Besinnung gibt.

Plötzlich aber ist Ruhe und Zeit zur Besinnung. Das Weltgeschehen setzt aus. Die großen, ineinandergreifenden Zahnräder der Weltwirtschaft stehen still. Ja, mehr noch: die Politik selbst steht still. Asien hat Ruhe vor Europa. Die Peitsche des europäischen Imperialismus pfeift nicht mehr über den geduckten Völkern Asiens.

Schiffe, die seit Jahrzehnten, regelmäßig wie die Jahreszeiten, in Hongtongs und Singapores Häfen einfuhren, bleiben aus. Firmen in Schanghai und Kalkutta, die sich keine Woche Ruhe gönnten, schließen ihre Häuser. Selbst die immer geschäftigen Missionen halten in ihren Beteuerungsversuchen inne. In Europa ist etwas passiert, was allen Weißen in Asien den Herzschlag stoßen macht. Die Asiaten sehen den weißen Mann fassungslos und erschüttert. Europa brennt.

Seit jener Stunde ist das asiatische Problem verändert. Die materiellen Kräfte haben sich gar nicht so sehr umgelagert. Europa ist weder schwächer, noch Asien stärker geworden. Es ist nur eine Erkenntnis, die aber die Schwere und Bedeutung einer Revolution hat. Der Vorhang fällt über einem Akt der Weltgeschichte. Wann er zum nächsten emporrollen würde, wußte man noch gar nicht. Vielleicht haben manche Asiaten gehofft, überhaupt nicht mehr. Sie mochten damit rechnen, daß sich Europa verblute. Denn von außen gesehen, mußte es ja wahrhaftig den Eindruck machen, Europa begehe aus einem rätselhaften Motive Harakiri. Es schloß sich mit Messern den Leib auf. Schließlich konnte es irrsinnig geworden sein. Die Inder hatten gesehen, wie einige Weiße andere Weiße (die sich so ähnlich sahen, daß man sie miteinander verwechseln mußte) wie Vieh in Drahtgehege sperren und ihnen schlechtes Essen gaben; wie freundliche Priester, ehrwürdige Gestalten mit langen Bärten, Greise darunter, von bewaffneten Soldaten abgeführt wurden, die Bajonette auf ihre Gewehre aufgespießt hatten. Das konnten schließlich Zeichen einer kollektiven Geistesstörung sein. Sie mochte im Selbstmord enden.

Nun, sei dem wie es wolle; jedenfalls versuchten wir mit Gewehren, Granaten, Bomben, Messern, Tanks, giftigen Gasen, Torpedos und Totschlägern, vier Jahre lang, mit mehr oder weniger Erfolg, uns gegenseitig auszurotten, was uns, Gott sei Dank, nicht geglückt ist, wenn es auch die Asiaten wünschten. Um was in Europa so erbittert gekämpft wurde, konnte keiner verstehen, der nicht in die komplizierten Geheimnisse der europäischen Geschichte eingeweiht war. Es war den Asiaten so unverständlich, wie uns etwa der Bürgerkrieg in China, wo wir Heere und Generäle miteinander verwechseln und die Provinzen nicht auseinander halten können; oder so verworren und unbegreiflich, wie uns die blutigen Kriege unter den indischen Völkern nach dem Zerfall des Groß-Mogul-Reiches. War nicht Indien eine Einheit, nicht China ein Reich, nicht Europa etwas Zusammenhängendes mit gemeinsamen Religionen, Idealen und Kulturgütern? Warum fallen die Provinzen, Stämme oder Nationen solcher Einheiten plötzlich übereinander her?

Es ist anzunehmen, daß sich Asien über diese Fragen nicht weiter den Kopf zerbrach. Es nahm den Krieg als eine Tatsache hin und wahrscheinlich als eine erfreuliche Tatsache. Er gab Hoffnung. Er bildete einen Wendepunkt in dem europäisch-asiatischen Verhältnisse. Wenn er zu Ende war, dann sollten einmal diese Europäer wieder mit den alten Methoden des Imperialismus kommen! Damit war es nun endgültig vorbei. Europa war nicht immun. Es war besiegbar, denn es besiegte sich vier Jahre lang gegenseitig. Man mußte den Krieg gegen Europa organisieren. Wenn diese Scharen von Kaufleuten, Beamten und Offizieren nach dem Kriege wiederkommen sollten — hoffentlich kamen sie überhaupt nicht wieder, — aber wenn sie wiederkämen, dann sollten sie den Widerstand Asiens kennen lernen.

Denn so oder so — der vierhundertjährige Eroberungskrieg Europas gegen Asien war zu Ende.

23.

Versprechungen an Indien.

Bemerkenswerte Vorgänge bestätigten den Asiaten diese Auffassung. Der britische Staatssekretär für Indien, E. S. Montagu, versprach im Jahre 1917 Indien eine parlamentarisch verantwortliche Regierung für die Zeit nach dem Kriege. Juli 1918 unterzeichnete der Vizekönig, Lord Chelmsford, einen Bericht über die Reformen, die notwendig, seien um Indiens Selbstverwaltung sicherzustellen. Im April des gleichen Jahres hatte der britische Premierminister, Lloyd George, einen Aufruf an die Völker Indiens losgelassen, in dem die schönsten Versprechungen standen und aus dem die Angst, Indien zu verlieren, nur allzu deutlich sprach. Eine britischerseits in Delhi, in demselben Frühjahr, veranstaltete Konferenz ließ verlautbaren, daß die Freiheit Indiens kein Traum, keine unerlaubte Hoffnung, keine Utopie mehr sei, sondern vor der Tür stehe. Freilich müsse erst der Krieg zu Ende sein.

Und umgekehrt war es auch England während des Krieges, nach dem Leichtsinne der Kriegserklärung an Deutschland, zum Bewußtsein gekommen, wie gefährlich er für den Bestand des Britischen Weltreiches werden konnte. Am 16. Februar 1915 meuterte in Singapore das V. Indische Regiment. Der Anlaß war die Vermutung, daß es nach Europa geschickt werden sollte, um für England zu kämpfen. Die europäischen Offiziere wurden ermordet. Am 27. März des gleichen Jahres erklärte der Vizekönig, damals noch Lord Hardinge, den Belagerungszustand in ganz Indien. Das schien für alle Fälle mal gut. Was unter diesem Belagerungszustand abgeurteilt worden ist, wissen wir nicht. Der Aufruhr wurde an Ort und Stelle erledigt, und gegen Gerichtsentscheidungen in diesen Dingen gab es keine Berufung, aber strenge Zensur.

Die Furcht um Indien, die sowohl aus diesen Gewaltmaßnahmen, wie aus den fast gleichzeitigen Versprechungen sprach, war nicht sehr unbegründet. „Politisch ist das Britische Reich eine ungeschickte Sammlung seltsamer Zufälle. Man kann auf es nicht sehr stolz sein, ebenso wie man nicht stolz sein kann über den Umriss eines schönen Feuersteines oder die Gestalt einer Kartoffel. Für die Masse der Engländer bedeuten Indien, Ägypten und diese ganze Seite unseres Systemes weniger als nichts; und der Handel ist ihnen unverständlich; der durch das Imperium hereinströmende Reichtum ist etwas, woran sie keinen Anteil haben. Der gemeine Mann ist bei uns von der Wiege bis zur Bahre in einem Zustande unaufhörlicher politischer Verblüffung.“ So läßt H. G. Wells seinen Mr. Britling schreiben und wir meinen, das stimmt genau — trotz der gelehrten geopolitischen Abhandlungen über England und sein Reich. Dieses Imperium ist kein kunstvoll durchkonstruierter Bau, in dem ein Teil den anderen hält, es ist ein vom Zufall, von genialen Freibeutern und vom Reichtum angehäufter Koloß, dessen Quadern ein Ereignis, wie der Weltkrieg, wohl durcheinander bringen konnte.

24.

Gesandtschaften an Arabien.

Die Briten können froh sein, daß die alliierte Behauptung nichts als eine propagandistische Lüge ist, wonach Deutschland planmäßig den Krieg vorbereitet habe. Denn wenn es wahr wäre, ja selbst dann, wenn der deutsche Generalstab, wie es eigentlich seine Aufgabe gewesen wäre, auf alle Fälle das Zusammenprallen der mittel- und westeuropäischen Kräfte auch für Vorderasien vorbereitet hätte, dann wären doch wohl die Quadern des britischen Weltreiches einigermaßen durcheinander gekommen. — Doch unversehens geraten wir hier in jene unfruchtbaren Gedankengänge des Wenn und des Aber. Unsinn, dem nachzuhängen, was uns den Krieg verlieren ließ. Nach vorwärts schauen, nicht rückwärts!

Also, überwinden wir die Bitterkeit, die uns beim Blick auf das „Glück“ der Engländer in Arabien und am Suezkanal überkommen könnte. Schluden wir alles herunter, selbst solche Sätze britischer Orientpolitiker, wie: „Abdchaimi war vielleicht das größte, wenn nicht das einzige militärische Genie, das Arabien während des Krieges hervorgebracht. War er auch unser Feind, so können wir ihm doch unsere Bewunderung nicht versagen, wie er für eine verlorene Sache, den ganzen Krieg hindurch, in den Wüsten hinter dem Euphrat aushielt. Aber die Deutschen besaßen keinen Lawrence¹⁾, der seine Unternehmungen geleitet hätte. Zum Glück für uns, erwarteten sie stets von ihm, daß er mit dem geringstmöglichen an Unterstützung auskam. Statt daß sie ihn durch großzügige Hilfe an Geld und Waffen zu entscheidenden Zügen befähigt hätten.“

In der Tat war Arabien ungemein gefährlich für die Briten. Ihr ganzer Seeweg nach Indien nützte sie nichts, wenn von hier große anti-britische Bewegungen ausstrahlten. Arabien war kein britisches Schutzgebiet, wie Indien. Aber es war freilich auch nicht türkisch. Die türkische Oberhoheit über Arabien war seit Jahrzehnten illusorisch, wie in Marokko, in Tripolis, in Ägypten. Kurz vor Kriegsbeginn konnten an vielen Stellen

¹⁾ T. E. Lawrence unternahm 1917 als blutjunger Leutnant die Organisation einer arabischen Armee gegen die Türkei und die Mittelmächte. Von Hause aus Archäologe und Dichter, leistete er als Soldat der britischen Sache unschätzbare Dienste. Er soll das Victoria-Kreuz abgelehnt haben, das ihm der englische König persönlich anheften wollte, mit der Begründung, Arabien, nicht England zu Liebe habe er den Krieg geführt. In Wirklichkeit war Lawrence nicht mit der englischen Lösung der arabischen Frage einverstanden. Lawrence wollte einen großarabischen Staat mit der Hauptstadt Damaskus. Damaskus aber wurde französisch; Feissal, den Lawrence sich als großarabischen König dachte, mußte als Flüchtling nach dem Irak, wo ihn dann allerdings die Engländer in Bagdad zum Könige krönen ließen. — Lawrence begann seinen Feldzug an der Spitze der Araber am 3. Januar 1917 und führte ihn durch, bis ihm schließlich die Eroberung von Damaskus gelang. Diese Kriegszüge hat er in seinem Buche *The Revolt in the Desert* erzählt, und dies Buch ist ein Beweis der großen Tapferkeit der deutschen Soldaten im Oriente, zugleich freilich ein Zeugnis, daß die deutsche Führung keineswegs genial war, jedenfalls nicht Schritt mit den bewunderungswürdigen Leistungen der Soldaten und Offiziere hielt.

überdies die schwachen türkischen Garnisonen überfallen oder vertrieben werden. Nur im Norden hielten Ibn Raschid und der erwähnte Abdshaimi treu und unentwegt zu der Türkei und zu Deutschland. Ihr Einfluß war immerhin so groß, daß es bis in die letzten Kriegsmonate gelang, den britischen Blockadering in Roweit, dem britischen Schutzstaat an der arabischen Küste des persischen Meerbusens, zu durchbrechen und von hier ganze Karawanen mit in Indien gekauften Waren ins Lager der Deutschen zu bringen. Die Engländer mußten sich nun sagen: Gelingt es Deutschland bzw. der Türkei, die übrigen arabischen Fürsten auf ihre Seite zu bringen, dann ist nicht nur der Suezkanal noch mehr gefährdet, dann kann es auch der mesopotamischen Front schlecht ergehen. Im übrigen aber konnte ein Vorstoß dieser Araber nach Aden und den Bahreininseln einige tiefe Risse ins britische Gebäude, und zwar für immer, bringen. Ganz abgesehen von der Wirkung auf Indien, Ägypten und Persien.

Im November 1917 ging deshalb eine britische Gesandtschaft ins Innere Arabiens zu einem Fürsten, der seit langem in Verbindung mit Großbritannien stand und der heute der mächtigste Mann in Arabien ist.

Ibn Saud tritt hier in unseren Bericht ein; und wir werden ihn noch später treffen, nicht immer auf seiten der Briten. Damals aber war er ein Freund der Engländer, oder er tat doch wenigstens so. Zwar zürnte er England, weil dieses ebenso freundliche Beziehungen zu Hussein, dem „König des Hedhas“, unterhielt, der sein Feind war. Die freundlichen Beziehungen bestanden in großen, regelmäßig wie Tribut gezahlten Geldern, die an viele Fürsten in Arabien während des Krieges gingen, um sie von Operationen gegen die Engländer abzuhalten, und sie womöglich zu Kriegszügen gegen die Türken bzw. gegen deren arabische Bundesgenossen, Ibn Raschid und Abdshaimi, zu bewegen. Auch der englische Agent bei Ibn Saud hatte diesen schon Ende 1914 zu einem solchen Feldzuge gegen Ibn Raschid zu bewegen gewußt — zu beider Unglück, denn Ibn Saud verlor gleich das erste Gefecht und der britische Agent, ein Hauptmann Shakespear, fand dabei seinen Tod. Vorläufig brachten die Engländer den Wahabitenfürsten Ibn Saud zu keiner aktiven Beteiligung mehr an ihrem Kriege.

Harry Philby, an der Spitze der genannten Gesandtschaft, sollte es 1917 noch einmal versuchen. Ein Kriegsschiff fuhr ihn in die Bucht des Persischen Meerbusens, wo die britischen Bahreininseln liegen und ein kleines Segelschiff an die arabische Küste. Der Brite, nebenbei ein guter Kenner des Arabischen, verkleidete sich als Araber und machte sich auf den Karawanenweg nach Ibn Sauds Residenz e'Kiad, was so ziemlich genau in der Mitte des arabischen Kontinentes liegt. Mr. Philby hat in zwei, teilweise recht gelehrten Bänden (*Heart of Arabia*) das alles beschrieben. Eines Morgens fand er sich mit seinen Kamelen vor der Stadt der Wahabiten. Man hatte ihn erwartet, ihm Voten entgegengeschickt; und so ritt er feierlich durch die ihm geöffneten Tore e'Kiads. Man führte ihn auch gleich in die Burg des Fürsten; er ließ die Kamele niederknien, stieg ab,

schrift durch die Höfe, Treppen hinauf, Gänge entlang, und so stand er vor dem Arbeitsraume Ibn Sauds. Ehrerbietig legte der Sohn Albions seine Sandalen ab und trat vor den Emir.

Bestand nicht aus solchen Szenen, wie eben diese, ein gut Teil der englischen Kolonialpolitik in Asien überhaupt? Briten, beauftragt von der Regierung oder doch in Fühlung mit ihrer Regierung, stehen vor erotischen Fürsten, erwerben ihr Vertrauen und werden „Ratgeber“. Oft hatten sie es leichter, als dieser Mr. Philby hier: sie konnten versteckte Drohungen gebrauchen, denn manchmal warteten draußen Kriegsschiffe mit ihren langen Geschützrohren. Aber hierher konnte kein Langrohr reichen. Zwischen dem Meere und e'Kiad lagen 500 km Sandwüste. Es mußte alles im guten versucht werden. Der Engländer war ganz allein, sein Revolver hier nichts nütze; er zog also seine Sandalen aus und trat ehrerbietig vor den Emir der Wüste.

Die Unterhaltung mit Ibn Saud begann bei Mokka natürlich, mit der schmeichelnden Bemerkung des Engländers, wie gut und friedlich das Reich Ibn Sauds verwaltet würde. Die Unterhaltung war am Tage der Ankunft nicht gut gleich aufs Hauptgebiet zu führen. Aber sie dauerte nicht nur die nächsten Tage, sondern auch die nächsten Monate an. Denn Ibn Saud hatte sehr viel Zeit und es störte ihn nicht, daß es dem Briten schrecklich eilig war. Mr. Philby konnte zwischendurch drei große Reisen machen: die erste nach Dschidda ans Rote Meer, wo er König Hussein (von dem wir auch noch viel zu erzählen haben) traf und ihn mit Ibn Saud zu versöhnen trachtete. Er kam nicht dazu, weil der König Hussein, in dessen Gewalt damals schon Mekka war, sich unaufhörlich und sehr bitter bei dem Engländer beschwerte, daß die ägyptisch-britische Regierung seine Briefe, die er mit „Hussein, Majestät, König von ganz Arabien“ unterschrieb, nicht unter dieser klangvollen Adresse beantwortete; auf den Adressen der Antworten stände immer nur „König von Hedschas“. Wenn im übrigen Mr. Philby wieder zu jenem kleinen Wüstenfürsten, Ibn Saud, käme, dann soll er ihm bestellen, er habe ihn ebenfalls mit „Majestät, König von ganz Arabien“ anzureden. Mr. Philby blieb nichts übrig, als auch hier viel Mokka zu trinken und dann wieder abzureiten, was nicht ganz leicht war, denn Hussein, Majestät und König von ganz Arabien, hatte ihn so lieb gewonnen, daß er ihn bei sich behalten wolle. Aber Philby riß sich von der Brust seines königlichen Freundes und trabte traurig wieder zu Ibn Saud, dem die ganze Reise nicht angenehm gewesen war. Dann reiste Philby nach Mesopotamien, um dort die Blockade gegen die Türkei umzuorganisieren. Zurückgekehrt zu Ibn Saud, führte die Unterhaltung trotz einiger weiterer hundert Tassen Mokka nicht zum Ziele, so daß sich Philby die Zeit vertrieb, indem er einen Abstecher nach dem Süden Arabiens machte, wobei er bewies, daß der Jesuit Palgrave, von dem ein berühmtes Reisebuch über das Innere Arabiens besteht, furchtbar aufgeschnitten hat und wahrscheinlich gar nicht in e'Kiad gewesen ist; ferner berichtigte er bei dieser Gelegenheit die Karten, ein verdienstliches Werk, da das Innere Arabiens kartographisch nicht sehr vollständig

ist. Es dauerte auch nach der Rückkehr von diesen Unternehmungen noch geraume Zeit, bis Ibn Saud auf den Engländer hörte, der ihm täglich bewies, wie unbedingt notwendig es für ihn sei, abermals gegen Ibn Raschid zu Felde zu ziehen und im Interesse der Engländer, oder vielmehr in seinem eigenen, dessen Streitkräfte von Mesopotamien abzuführen.

Doch Ibn Saud hatte 1918 nicht viel mehr Glück gegen diesen Fürsten als 1915. — Kein Wunder, wenn er jetzt abergläubig wurde und den Engländer nicht gerade als Glücksbringer betrachtete; denn später glückte ihm die Niederwerfung seiner arabischen Gegner. Da aber hatten die Engländer kein Interesse mehr daran. Im Gegenteil. Doch das gehört in einen anderen Abschnitt.

Wenn man die Gesandtschaften der Engländer an die arabischen Fürstenhöfe erwähnt, darf man eine merkwürdige Frau nicht vergessen, eine englische Miß, Fräulein Gertrud Bell. Diese fabelhafte Dame gehörte (sie starb Juli 1926 in Bagdad) zu den besten Kennern Arabiens und Mesopotamiens. Die britische Regierung hat ihre Kenntnisse und Verbindungen im Krieg ausgenutzt und sie zu einer Art „Oberspionin des Nahen Ostens“ gemacht. In dieser Eigenschaft leitete sie Informationsbüros in Kairo, Bombay und Basra, später auch in Bagdad. Sie hat aber ein selbständiges Urteil sich bewahrt und es an bitterer Kritik der englischen Politik nicht fehlen lassen: „Wie gewöhnlich, lassen wir auch hier über unseren Geschäften jeden einheitlichen politischen Plan vermissen. Mesopotamien behandeln wir, als sei es was ganz isoliert Liegendes und gar kein Bestandteil der arabischen Welt. Eine arabische Politik hätten wir natürlich in London uns ausdenken müssen. Niemand hat daran gedacht, kein Mensch hat sich bei uns daheim darum gekümmert, wir haben das alles unseren Leuten in Ägypten überlassen, und denen machte man dann von London aus ebenso viel Schwierigkeiten wie von Bombay!“ — So schreibt die temperamentvolle Miß in ihren Briefen. Und als der Krieg zu Ende ging, da mischte sie sich, etwas mehr als den offiziellen Briten lieb war, in die Frat-Politik, so ähnlich wie die Besant in Indien es tat. Doch davon wollen wir später reden. Jetzt ist sie für uns eine britische Heldin noch, deren Nachrichten und Spionendienste den Briten schnellste Aufklärung über die Vorgänge, Pläne und Kräfteverhältnisse in der nordarabischen Wüste, an der Grenze Ägyptens, Palästinas und Mesopotamiens, verschafften.

Wir dürfen uns nicht zu tief in die Wüstenintrigen Arabiens verlieren, obwohl es reizvoll wäre, den Briten auf ihren oft gefährvollen Gängen zu folgen: durch ausgetrocknete Flußtäler, durch kahle Felschluchten, wo die Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht den Stein zerbröckeln, auf ihren Kamelritten zu Oasen, in denen dann hinter ein paar spärlichen Palmen, nach durstigen Ritten, an einem schönen Abend die Mauern einer versteckten Stadt auftauchen; es wäre reizvoll, sie zu begleiten in die flachgedeckten Häuser der arabischen Notabeln, sie teilnehmen zu sehen an dem arabischen Leben, dessen einzige Freuden die Liebe und der Mokka sind — aber es ist nicht unser Geschäft, das zu tun. Ihre politische Arbeit

kümmert uns hier, nicht Wüstenromantik, Haremsgeschichten und die Märchen der Scheiks. Diese Politik aber war zwar erfolglos, da sie keinen arabischen Krieg gegen die Türkei entfesseln konnte — doch sie verhinderte andererseits durch die Bestechungsgelder eine Unterstützung der deutsch-türkischen Heere. Das war das eigentliche Tun der britischen Gesandtschaften: die Araber zu bestechen. Philby sagt zwar von sich: „Ich hatte den Arabern im Wahabitenlande die erhabene Botschaft von der Freiheit zu bringen, die ihrer wartete.“ — O Engel, Engel, Erzengel gar von einem Briten, euer Evangelium war Gold, war der Theresientaler, den ihr durch die Wüsten Arabiens rollen liebet.

25.

Stacheldraht am Suezkanal.

„Es ist, wie der Nerv im Genick, der das Rückgrat mit dem Gehirn verbindet.“ Das ist das klassische Gleichnis Bismarcks über Ägypten und den Suezkanal. Der Leser versteht die Bedeutung: das Rückgrat mag Indien sein, der Nerv der Suezkanal, und das Gehirn England.

Die Engländer dürfen uns nicht böse sein, wenn es unser aufrichtiger Wunsch war, diesen Nerv zu zerstören. Leider ist es uns nicht geglückt. England konnte den Suezkanal, ohne zu kämpfen, halten, und die Drahtverhaue längs des Kanales sind eigentlich nie Ernst geworden. 1914 waren türkische Truppen am Kanal gewesen, aber sie konnten keinerlei Schaden tun. 1916 ging ein deutscher Oberst v. Krefz ebenfalls ergebnislos gegen den Kanal vor. Eine größere Streitmacht im Juli dieses Jahres kam gar nicht mehr bis zum Kanale; die Ausrüstung war schlecht, der Nachschub noch mangelhafter. Alles, was die vorgeschickten Streiftruppen auskundschaffen konnten, war die niederschlagende Erkenntnis, daß der Kanal stark verteidigt wäre; es hätte anderer Truppen bedurft, um das erfolgverheißendste Manöver auf dem vorderasiatischen Kriegsschauplatz durchzuführen.

Wenn man heute bei Suez den Kanal verläßt, sieht man auf der Rechten ein englisches Kriegerdenkmal für die Australier, welche diese Front verteidigten. Da die Deutschen es versäumten, mit starken Kräften anzugreifen, hatten die australischen Helden es leicht, zu siegen.

26.

Deutsche Streiftruppen im Orient.

Das große Abenteuer des Hadshi Mirza Hussein, der in Wirklichkeit ein beherzter bayerischer Offizier namens O. v. Niedermayer war, wiederzuerzählen, ist ein undankbares Geschäft, denn so gut, wie er es in seinem prachtvollen Buche (Unter der Glutsonne Irans) getan, kann man es doch nicht. Wir wollen nur schnell, um unseren Zusammenhang herzustellen, berichten, daß Niedermayer mit einigen anderen landeskundigen Leuten es unternahm, durch alle russischen und britischen Spionen-

ketten über Persien nach Afghanistan durchzustößen. Das ist geglückt und es ist so gelungen, einen beträchtlichen Aufwand an feindlichen Truppen in Persien und Afghanistan festzuhalten. Als die Lage aber 1916 in Afghanistan immer brenzlicher wurde, hieß es für diese Streiftruppe, an die Rückkehr zu denken. Dabei ist Peter Paschen den Russen, Voigt den Engländern in die Hände gefallen. Niedermayer selbst gelang es unter unsäglichen Strapazen, sich durch Persien und seine Hauptstadt Teheran durchzuschlagen, die mesopotamische Front zu erreichen und die Heimat wiederzusehen. So sind auch deutsche Soldaten, wenigstens dieses eine Mal, die alte Alexanderstraße gezogen, ostwärts und westwärts.

Im übrigen aber ist, abgesehen natürlich von den tapferen deutschen Kreuzern wie der „Emden“, die an der Ostküste Indiens eine Zeitlang wirkte, von mitteleuropäischen Truppen der britischen Welt Herrschaft in Asien kein Leid zugefügt worden. Die britische Nervosität bewies sich als grundlos; wenigstens soweit Deutschland in Betracht kam.

27.

Japans Beute.

Der große Europa-Brand leuchtete weit nach Asien. Der britische Osten schien unantastbar. Indien, seine wichtigste Provinz, ward durch Versprechungen und Drohungen beschwichtigt; Arabien, das fehlende Glied in der englischen Orientkette, ließ sich mit Geld und guten Worten überreden, nichts gegen England zu unternehmen; in Mesopotamien, Syrien und Palästina drangen, nach anfänglichen Mißerfolgen, die britischen Truppen vorwärts; Persien und Afghanistan blieben nach der türkisch-deutschen Niederlage im nahen Osten ruhig; und der Ferne Osten trat sogar an alliierter Seite in den europäischen Krieg ein.

Man kann es im Osten des öfteren beobachten, wie der Brite, der sonst so gut auf Distanz zu halten versteht, sich ganz verwandelt, wenn es ein gutes Geschäft gilt. Dann steckt er sich in asiatische Kleider, sucht verkaufte Buden auf, hoct sich mit Eingeborenen auf den Boden, trinkt Getränke, welche er sonst ungenießbar findet und tut bieder und freundschaftlich mit Rassen, die er im übrigen über alle Maßen verachtet. Das war auch der Fall mit Japan. England fand es ratsam, sich mit diesen nicht sonderlich geliebten Leuten zu verbünden.

Die unglaubliche Gemeinheit Japans, einem Volke Europas, von dem es nur Gutes empfangen hatte, den Krieg zu erklären, hat etwas fröhlich Naives. Kein anderes Volk gestand so offen seine Habsucht und machte aus seinen nur materiellen Beweggründen keinerlei Hehl. Mit derselben Offenheit nützte es dann den Zeitpunkt aus, da es den Alliierten am schlechtesten auf den europäischen Kriegsschauplätzen ging, um sich von London seine Beute feierlich versprechen zu lassen. Am 16. Februar 1917 erschien der britische Botschafter in Tokio bei dem japanischen Außenminister, Viscount Montono, und übergab ihm ein Memorandum dieses Wortlautes: „Unter Bezugnahme auf unsere Unterredung... in der

Eure Erzellenz mit den Wunsch der Kaiserlichen Regierung unterbreiteten. . . , habe ich die Ehre, nach den Instruktionen seiner Britischen Majestät Staatssekretär des Äußeren, die folgende Botschaft zu übermitteln. Seiner Majestät Regierung kommt mit Vergnügen dem Wunsche der japanischen Regierung nach und versichert, daß sie Japans Ansprüche auf Überlassung der deutschen Rechte in Schantung und des Besitzes an Inseln nördlich vom Äquator bei Gelegenheit der Friedenskonferenz unterstützen wird.“ Ob es mit dem Vergnügen dabei so weit her war, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls, Japan hatte etwas Schriftliches in der Tasche, als es 1919 nach Paris kam; und das erwies sich als sehr notwendig, denn Wilson wollte die Gerechtigkeit, die er in Mitteleuropa gerade verraten hatte, wenigstens, um sein Gewissen zu beschwichtigen, im Fernen Osten verwirklichen. Da zeigten die Japaner das Dokument. Wilson brauste auf. Am meisten empörte ihn das Datum des Geheimvertrages. Denn er war einen Monat, nachdem er feierlich sich die großen friedfertigen Grundsätze der Alliierten hatte geben lassen, geschlossen. So hatte man ihn betrogen. Und wie er nun Lloyd George zur Rede stellte, meinte dieser: zu jener Zeit hätte der deutsche U-Bootkrieg seinen Höhepunkt erreicht. Alle Torpedoboot-Zerstörer seien in der Nordsee gewesen; im Mittelmeer habe man notwendig andere gebraucht. „Japans Hilfe war unumgänglich notwendig. Aber Japan ließ sich ohne diese Versprechungen auf nichts ein. Wir befanden uns in einer Notlage und nur deshalb willigten wir ein.“ — So weit Lloyd George. Die Japaner aber saßen in aller Unschuld da und hielten die Hände auf. Dabei klagten sie noch über ihre eigene Bescheidenheit und Schüchternheit: „Es ist ein schwacher Punkt der Japaner, daß sie sich andern gegenüber so schlecht verständlich machen können. Wir sehen die Notwendigkeit ein, uns verständlich zu machen, aber dennoch vermögen wir nicht, unser wahres Selbst zu enthüllen. Schuld daran ist wohl unsere ererbte geistige Reserve, oder auch der Mangel sprachlicher Begabung, oder sogar eine recht alberne geistige Schüchternheit bei öffentlichen Aussprachen. Nun mag das sein, wie es will, jedenfalls schadet es uns immer.“ Viscount Kaneto sagte das. Aber er irrte sich, die Japaner verstanden recht wohl, sich verständlich zu machen und ihr wahres Selbst zu enthüllen: eine schrankenlose Habsucht war ihr wahres Selbst.

Nur deshalb waren sie in den Krieg getreten. Deshalb waren sie aber auch dagegen, daß China in den Krieg eintrat, wie es die Alliierten gerne haben wollten, um das deutsche Besitztum in China unter guten Rechtstiteln stehlen zu können. Japan widersetzte sich dem. „Japan könne es nicht dulden, 400 Millionen Chinesen unter Waffen zu sehen.“ Erst als dies Schantung-Dokument unterzeichnet war, gaben die Japaner ihren Widerstand auf. Die von den Alliierten abhängige Peking-Regierung erklärte Deutschland den Krieg. Nachdem Japan Tsingtau fest in seiner Gewalt hatte, schien es nicht mehr gefährlich. Nach der Eroberung dieser deutschen Festung hatten die Japaner die „21 Forderungen“ an China gestellt, die aus fünf Gruppen bestehen. Die erste zwang China,

seine Zustimmung zu dem späteren Geheimvertrag mit den Alliierten zu geben. Die zweite betraf die Mandschurei und die Mongolei, was beides unter japanische Oberhoheit kommen sollte (in der Mandschurei ist das verwirklicht). Die dritte Serie der Forderungen verlangte Bergbaumonopole in der Kohlenzone am Jangtse. Viertens sollte sich China verpflichten, außer Japan keiner Macht der Welt mehr einen Hafen abzutreten. In der fünften Gruppe stehen die unverschämtesten Vorschläge Japans: die chinesische Regierung solle sich japanischen Ratgebern unterordnen, solle die Munition für chinesische Truppen nur in Japan kaufen, solle jede japanische Propaganda in China gestatten usw.

Wenn diese ungeheure Eier des Japaners nicht zu wirklich großen und dauernden Erfolgen führte, so liegt das an einem merkwürdigen und beachtenswerten Schicksale. Die meisten unter meinen Lesern mögen den Glauben, daß die Weltgeschichte auch das Weltgericht sei, nicht teilen, mögen vielleicht überhaupt der Idee einer vergeltenden Gerechtigkeit für die Politik jede Geltung absprechen. Sie können sich dabei zweifellos auf genügend bittere Erfahrungen unseres Vaterlandes berufen. Demgegenüber hätten aber diejenigen, welche daran doch glauben, welche meinen, daß auch die Nationen noch im Bereiche des Ethischen, samt Strafe und Schuld, lägen, das Recht, mancherlei anzurufen als Beweis oder Erhärtung ihrer Auffassung, die übrigens frühere Zeiten allgemein teilten. Denn nach dem Weltkriege ist den vermeintlichen Siegern so viel zugestoßen: England ist in seinem Bemühen, sich von der deutschen Konkurrenz zu befreien, von dem Regen in die Traufe gekommen, indem es neue und unangenehmere Konkurrenten dagegen eintauschen mußte; Frankreich, Italien und Belgien haben Inflationen durchkosten müssen; Rußlands Dynastie fand den schmachlichsten Tod, seine Bourgeoisie ist vernichtet, der Adel aufgerieben; das kleine, nicht minder habgierige Griechenland ging seiner Beute verlustig; und was nun Japan anbetrifft, so ist es in der Nachkriegszeit nicht zum Atem gekommen: Wirtschaftskrisen erschütterten den Bau der aufgeblähten, jungen und ungesunden japanischen Volkswirtschaft, Erdbeben warfen die Großstädte durcheinander, rätselhafte Feuersbrünste vernichteten Städte und Dörfer, politische Attentate, das Anwachsen kommunistisch-anarchistischer Propaganda, Särung in Korea (das sich zu Japan etwa wie Irland zu England verhält) lösten Angstzustände aus, und infolge von allem diesen hat es ebensoviel, oder vielleicht noch mehr, Schaden erlitten, als wenn es einen großen Krieg verloren hätte. Mit der leichten Beute aus anderer Leute Not wurde es nichts. Muß man da nicht an ein gemeinsames Schicksal glauben, das den ganzen Erdkreis unter die gleiche Geißel und ins gleiche Joch zwingt, ob nun Sieger oder Besiegter? Fürwahr, das müßte man glauben — wenn da nur nicht die Macht wäre, welche allen solchen Betrachtungen Hohn zu sprechen scheint: Amerika.

Abgesehen zum Glück für Europa. Denn Asien liegt zwischen Amerika und Europa. Möchte der Asiate im Krieg und kurz nachher glauben, von Europa frei zu werden, so mußte er gleichzeitig zu seinem Schrecken auf

der anderen Seite Amerika, wie eine immer größer werdende Gewitterwolke heraufziehen sehen. Konnten doch selbst die Japaner, nach ihren ersten Katastrophen, nicht anders, als von diesen so verhassten Amerikanern die dicken Dollarsäcke anzunehmen, um mit ihnen den ersten Wiederaufbau zu beginnen; mußte es doch sogar sich Washingtons Abrüstungswünschen fügen und seine Schiffszahl im Pazifik in amerikanischen Konferenzsälen mit dem Konkurrenten durchsprechen. Asien wurde Zeuge, wie zwischen Europa und Amerika ein schneller und gründlicher Machtwechsel vor sich ging, wie das, was Europa an Wirtschaftsmacht, an handelspolitischer Stokkraft, an kolonialpolitischer Initiative durch den Kriegsbrand verlor, auf der anderen Seite in Amerika verdoppelt und verdreifacht wieder auftauchte. In Ostasien jedenfalls schien es, als sollte die europäische Hegemonie durch eine amerikanische abgelöst werden.

Freilich lagen diese Erkenntnisse im Kriege noch sehr tief in den wechselnden Dingen, Erscheinungen und Katastrophen verborgen. Vorläufig sah es anders aus. Der Osten sah im Westen ein brennendes Haus, den goldenen Palast der europäischen Weltherrschaft, in seiner eigenen Glut zusammenstürzen. Die Freude darob war groß. Und in einem gewaltigen Anlaufe bemühte sich Asien, das europäische Joch abzuschütteln, frei zu werden und das Schicksal seiner Völker selbst zu bestimmen.

Das Selbstbestimmungsrecht der Völker war als Schlagwort in Amerika entdeckt, Asien griff es auf.

V. KAPITEL.

Der Anlauf Asiens.

28.

Das Selbstbestimmungsrecht der Völker.

Als den Alliierten der Ausgang des Weltkrieges immer fraglicher erschien, nahmen sie bekanntlich ihre Zuflucht zu Amerika. Dieses ergriff freudig die Gelegenheit, der Welt einige echt amerikanische Moralpredigten zu halten. Europa mußte wohl oder übel aufmerksam zuhören. Wilson kam sich wie ein Weltheiland vor und war doch nur ein trauriger Don Quichote des Pazifismus, der selbst nicht wußte, was Heuchelei, was Schwärmerei, was Unverstand in seinem Wollen war.

Eines seiner Predigt-Themen, und für uns das wichtigste hier, war das Selbstbestimmungsrecht der Völker. In Europa richtete dies Wort beträchtliches Unheil an, weil es zu falscher Etikette eines neuen und wußten Europa Irredenta wurde. Aber über Asien gellte das Wort: Selbstbestimmungsrecht, wie ein Fanfarenruf. Es weckte Erwartungen, schuf imperialistische Träume noch unterworfenen Völker, unterhöhlte die Fundamente der europäischen Kolonialreiche und gab allen asiatischen Politikern neuen Mut, gegen das Abendland zu agitieren. Asien den Asiaten!

Das Unglück der Alliierten wollte nun, daß in Asien tatsächlich eine Macht daran ging, etwas Ähnliches wie das Selbstbestimmungsrecht der Völker in die Tat umzusetzen, eine Macht, die inzwischen der furchtbarste Feind der übrigen europäischen Großmächte geworden war: Rußland.

Die unzähligen Völker auf dem Gebiete des russischen Reiches haben Autonomie bekommen. Freilich unter der Diktatur Moskaus und unfähig, eine eigene Außenpolitik zu treiben, aber doch im Genuße der Muttersprache, umgeben von ihren traditionellen Kulturformen. So leben Armenier, Georgier, Tscherkessen, Baschkiren, Kalmüden, Tartaren, Tschermissen, Tschuwaschen, Burjäten, Jakuten, Kirgisen, Tatschiken, Turkmennen, die Bewohner von Buchara und Chiwa, der Mongolei und die Menschen am Amur. Sie werden beneidet von Indern, Koreanern, Arabern, von allen denen, welche in Asien Objekt der Politik geworden und nicht mehr Subjekt sind, nicht mehr selbst das Recht haben, über sich zu bestimmen. Die Blicke gehen nach Rußland. Moskau wird der Vorkämpfer asiatischer Freiheit, denn Rußland sagt sich vom europäischen Westen los und geht zu Asien über.

29.

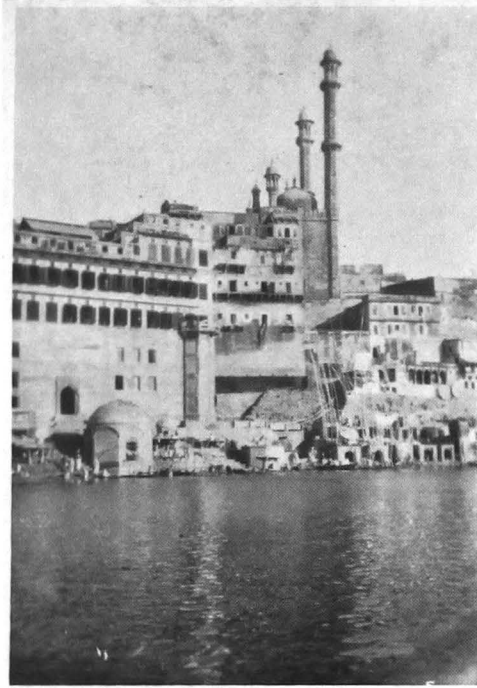
Rußland geht zu Asien über.

Eigentlich gab Rußland nur eine kurze Gastrolle in Europa. Es kommt von Asien. 1492, also im gleichen Jahre, als Columbus mit seinen Seglern die kühne Fahrt über den Atlantischen Ozean nach Mittelamerika machte, „entdeckten“ Abgesandte Mitteleuropas Moskau: Michael Snuys, ein gelehrter Tiroler, führte diese Expedition, welche ein österreichischer Erzherzog finanziert hatte, weil er neugierig war, Merkwürdiges über den Osten zu erfahren. Dann schickte (man sieht, wie diese Osterpeditionen über Land parallel zu den See-Expeditionen nach Indien gehen) 28 Jahre später der Medici-Papst Leo X., der Gönner Raffaels und Michelangelos, der Feind Luthers, den Genuesen Paolo Centurione nach Moskau, um einen Landweg nach Ostindien zu suchen und seine Benutzung politisch und kaufmännisch vorzubereiten. Aber die Russen fühlten sich damals durchaus noch als Asiaten und hatten gar keine Lust, sich entdecken zu lassen. Darin ähnelten sie den Chinesen und den anderen Asiaten. An weiteren Versuchen von Mittel- und Westeuropa aus hat es nicht gefehlt. Die Hanse wollte mit Schiffen durch Rußland fahren, um den verkehrspolitischen Anschluß an den Asiatischen Orient zu bekommen. Das alles ist mißglückt. Übrig blieb nur das berühmte Buch des päpstlichen Leibarztes Giordano über Rußland, das vom Europa des 16. Jahrhunderts geradezu verschlungen wurde und in wenigen Jahrzehnten mehr als 20 Auflagen und Übersetzungen erlebte.

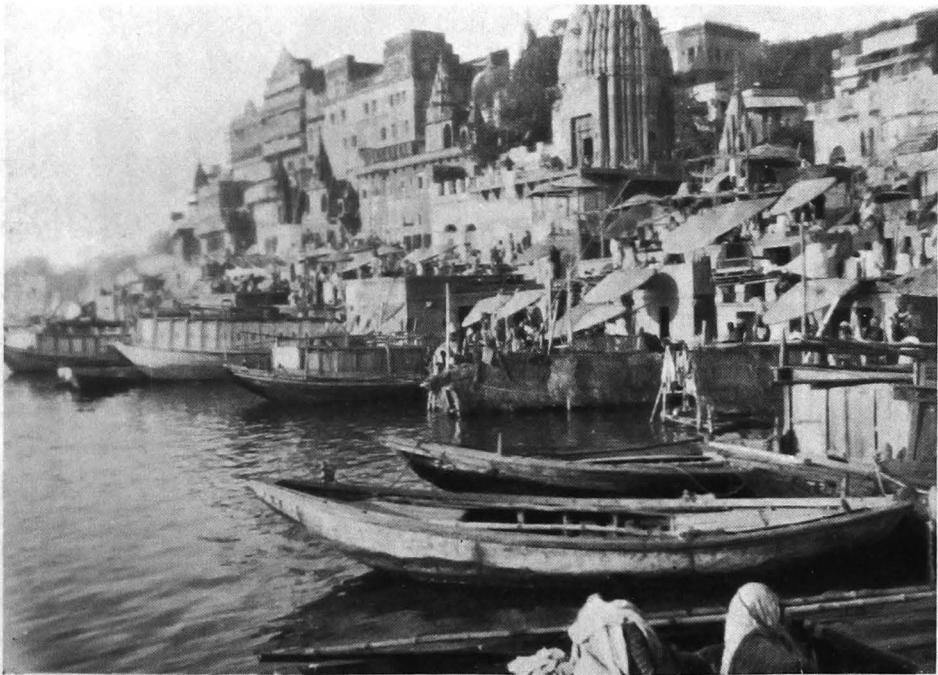
Bis auf Peter den Großen war Rußland tatsächlich Asien, und Städte wie Moskau, Kasan, Kiew sahen Konstantinopel und Jerusalem ähnlicher, als Rom oder Danzig. Als der Holsteiner Olearius gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Moskau kam, und von ferne die „in der Sonne schimmernden Goldkuppeln der Kirchen und Türme des Kremls erblickte“, schien die Stadt ihm ein zweites Jerusalem. Alles war orientalisches. Und als der Deutsche am Hofe weilte, und vom Zar empfangen wurde, sah er zu seinem Erstaunen neben dem Throne „ein goldenes Handbeden und eine Sießkanne mit einem Handtuche, damit seine Majestät sich die Hand abwaschen konnte, wenn sie ein europäischer, also barbarischer Gesandter angefaßt hatte!“

Nicht mehr als zwei Jahrhunderte hat die europäische Rolle Rußlands gedauert. Nun beginnt wieder Asien jenseits von Polen. Von der Ostsee durch die Randstaaten abgedrängt, von Mitteleuropa durch Polen und Rumänien zurückgeschoben, muß Moskau nach Osten blicken. Zentralasien, Ostasien, Turkestan und die Mongolei werden Brennpunkte russischer Politik.

Dschingis Khans Enkel Batu hatte 1236 den russisch-asiatischen Koloß in der heutigen Ausdehnung geschaffen, oder doch wenigstens einen Vorläufer des späteren und heutigen Reiches. Die Hauptstadt lag damals in Karakorum, also fast schon in Ostasien. Auch nach der Auflösung dieses großmongolischen Staatengebildes blieb Rußland tartarisch, damit asiatisch.



Benares: Moschee Aurangzebs des Bösen



Benares: Gangesufer



Benares: Pilgerhäuser



Darjeeling: Bazar

Die Expansion ging dann freilich umgekehrt, nicht mehr von Ost nach West, sondern von Europa über den Ural nach Sibirien. Das Vorland des Ural wurde von Moskau aus erobert und organisiert: Kasan war der Schlüssel. 1558 gründete der Herrscher Gregor Stroganow die Salzsiedereien an dem Mittellauf der Kama (der große östliche Nebenfluß der Wolga, von dieser einige Meilen unterhalb Kasans aufgenommen). Die Krone begünstigte das. Dieser Stroganow spielt in der kolonialisatorischen Geschichte des russischen Ostens eine Rolle, wie Rhodes in Afrika für England. Er warb, mit Genehmigung Iwan des Schrecklichen, Kosaken an und drang erobernd über den Ural vor. Der Kosakengeneral in seinem Dienste war Ermat, und dieser Ermat ist der russische Eroberer Sibiriens. Merkwürdig, wie wenig bekannt diese ungeheure Kolonialepoche der russischen Welt bei uns ist. Uns wurde immer nur gelehrt, den Blick westwärts zu wenden; man hat unsere welthistorische Perspektive von vornherein gefälscht.

Sibir hieß die erste Stadt, die erobert wurde; und sie gab den gewaltigen Landmassen den Namen, die hinter dem Tobol, dem Irtyß und dem Ob sich nach Osten erstrecken. 1587 wurde Tobolsk gegründet. Damals war Iwan schon tot. Nachdem er 1582 seinen Lieblingssohn in einem Wutanfall mit einem eisernen Stoß den Kopf zerschlagen hatte, siechte er aus Kummer dahin und starb am gebrochenen Herzen, wie sein Sohn am gebrochenen Schädel. Die befohlenen Gebete halfen nichts, die Zauberkünste der um seinen Hof versammelten Hexen fruchteten keineswegs, der tägliche Aufenthalt im Schatzhause unter den wunderwirkenden Diamanten, Topasen und Opalen war umsonst — an einem grauen kalten Märztag 1584 schlug ihn der Tod, beim Schachspiele, schachmatt. — Ermat überlebte den Zaren nur einige Wochen; er ertrank im Irtyß-Flusse.

Aber Rußland wuchs nun unaufhaltsam nach Osten in Asiens Herz hinein. 1604 war Tomsk erreicht, 1652 Irkutsk und der große Baikalsee, 1697 die ostasiatische Halbinsel Kamtschatka. Bering, ein Däne in russischen Diensten, erreichte 1729 die Beringstraße; Amerika hat er wegen der Winternebel nicht gesehen, so daß die Bedeutung seiner Entdeckung ihm zunächst nicht aufgegangen ist. Ein deutscher Arzt, in einem kleinen Nest in Franken geboren, Georg Wilhelm Steller mit Namen, hat eine glänzende Beschreibung der späteren Beringexpeditionen, die er begleitete, hinterlassen¹⁾. Schließlich unterwarf Rußland sich Taschkent, Samarkand, das Amurgebiet (1858). Wladiwostok, „Herrscher über den Osten“, am Pazifik, wurde russisch, und Chabarowsk am Amurflusse.

¹⁾ Georg Wilhelm Steller hat den Urdant der Russen erfahren müssen, die wenig Verständnis für seine ausgedehnten geographischen und botanischen Forschungen aufbrachten. Er ist verhaftet, ungerecht angeklagt, dann freigesprochen worden. Aber diese Verleumdung hat sein Leben zerstört. In der Wildnis starb er im November 1746. Diebe gruben seine Leiche wieder aus, die dann von Wölfen bis auf die Knochen abgenagt wurde. Zum zweiten Male beigefest, ist sein Grab nun von den Elementen zerstört, und seine Gebeine werden sich vielleicht mit den Mammutsknochen vermengt haben, an denen die sibirische Erde so reich ist.

Inmitten eines kaum urbar gemachten Gebietes liegt dieses Chabarowst, im weiten Umkreise umgeben von Sümpfen, Urwäldern und Seen. Der breite Strom fließt von hier fast noch 500 km bis zu seiner Mündung. Er spiegelt bei Chabarowst die eisernen Sendetürme der wichtigsten asiatisch-russischen Funkstation, der großen Propagandastelle, die Asiens Länder zum Entsetzen der Briten, Holländer, Franzosen und Japaner tagtäglich mit dem bolschewistischen Hejmateriale überfunkelt, die chinesischen Siege der Sowjets verkündet, die blutigen Unterdrückungen der kommunistischen Organisationen auf Java¹⁾ in den entsetzlichsten Farben schildert, die Engländer in Indien beschimpft und das Evangelium der Weltrevolution durch den Äther schleudert. Wenn die Niederländer in Batavia, oder die Briten in Kalkutta, oder die Franzosen in Saigon mit ihren Empfangsapparaten die Wellen absuchen, hören sie immer wieder diesen Störenfried, der seltsam beunruhigend, unheimlich und unermüdlich Asien überlagert.

30.

Emanzipation der Türkei.

Vermöchten die Herren des Kremles die Weltgeschichte so leicht wie ihre Proklamationen aufzusetzen, zu leiten und ändern, würde es in Asien folgendermaßen aussehen: China zerfiel in drei bis vier Staaten, nachdem vorher die europäischen Ingenieure, Kaufleute und Beamten ins Meer geworfen oder auf andere Weise aus der bolschewistischen Welt befördert worden wären; Sowjets hätten die Herrschaft; lokale und regionale Angelegenheiten könnten in Nanking, Peking, Hankau und Mukden erledigt werden; in weltpolitischen Dingen entschieden die von Moskau geschickten Diplomaten und „Ratgeber“. Japan wäre eine Sowjetrepublik im Verbands der Russischen Union. Korea ebenso; vielleicht auch Afghanistan, Persien und Tibet. Indien müßte ein eigenes System sowjetistischer Staaten bilden, gemeinsam mit Hinterindien und den niederländischen Inseln, woraus ja schließlich etwas Ähnliches wie das heutige Rußland gemacht werden könnte. Zuguterletzt bestünde also Asien aus einigen Sowjetunionen: Rußland, China, Indien. Die weltpolitische, weltwirtschaftliche, kulturelle, und soziale Leitung läge natürlich in Rußland, das seine Hauptstadt wahrscheinlich in diesem Falle weiter asienwärts verlegen würde, etwa nach Samarkand.

¹⁾ Ob die Unruhen in Niederländisch-Indien nur auf bolschewistische Agitation zurückgehen, scheint mir zweifelhaft. Die nationalistischen Organisationen in Asien nehmen meist kommunistische Form an; denn von Moskau ist immer Sympathie und Geld zu haben. Ob aber ohne Moskau diese Nationalisten überhaupt nicht da wären? — Im Januar 1927 besetzten Kommunisten in Batavia das Postamt, freilich nur für wenige Stunden. Die Kommunisten (bzw. Nationalisten) werden von den Holländern nach Neuguinea deportiert. Ubrigens arbeiten Batavia und Singapur in der Kommunisten-(Nationalisten)-Bekämpfung zusammen. Eins der wichtigsten Propagandazentren für asiatischen Nationalismus befindet sich in Ranton, der unabhängigen Großstadt Asiens. — Das revolutionäre Organ in Niederländisch-Indien Indoneßia Nerdita wird nach Java, Sumatra, Borneo usw. eingeschmuggelt. Es erscheint in holländisch und malaiisch.

Denn das ist es ja, was Rußland zu sein beansprucht: Vormund Asiens. Diese Vormundschaft ist nicht imperialistisch gedacht, wie das britische Weltreich, auch nicht kapitalistisch, wie New Yorks Wirtschaftsdurchdringung des amerikanischen Kontinentes. Aber sie wäre, da sozial, kulturell und religionspolitisch diktatorisch, für die Völker um vieles drückender als die heutige Asienherrschaft Englands, Hollands oder Frankreichs.

In Wirklichkeit besteht die Neigung Asiens zu Moskau aus opportunistischen Motiven, und auch nur solange diese opportunistischen Gründe gelten. Wie wenig eine asiatische Macht sich der Vormundschaft Rußlands unterordnen will, beweist die moderne Türkei. Die Türkei hat sich nicht nur vom Islam, von Europa, von der eigenen Tradition, sondern auch von Rußland emanzipiert.

Der Anlauf Asiens, die europäische Kriegskatastrophe für die Wiedergewinnung der eigenen politischen Souveränität auszunutzen, hat nirgends zu diesem Erfolge geführt, wie in der Türkei. Die modernen Machthaber von Angora sagten sich von allen los, nicht nur von Westeuropa, auch (das sollte man nicht übersehen) von Deutschland, dem Verbündeten des Weltkrieges. Die Türkei stellte sich auf sich selbst.

Ich schmeichle mir, unter meinen Bücherbeständen die albernste politische Schrift der Nachkriegszeit über den Orient zu haben. Verfasser ist natürlich ein Fachmann, natürlich, weil nur ein Fachmann einen Gegenstand so ins Auge fassen kann, daß alle Beziehungen zur Wirklichkeit verschwimmen. Also Verfasser ist ein französischer Hauptmann, der lange Mitglied »Mission d'Orient« war. Es heißt: Turcs et Turquie. Erschienen ist es — und das ist das Romische — 1920, also in der Zeitspanne zwischen Weltkrieg und Befreiungskampf. Das amüsanteste Kapitel dieses Buches, das von Torheiten strotzt, nennt sich »La Turquie de Demain«, die Türkei von morgen. Der schönste Satz wiederum steht hier: »La Turquie, déjà fortement châtiée, doit obtenir de la France un pardon généreux«. Also nach der Meinung dieses französischen Orientkenners sollte sich die Türkei vertrauensvoll an Frankreich wenden, sich ihm ausliefern und davon sein Heil (vorher aber Vergebung aller Sünden) erwarten! Die Türkei hat sich anders zu helfen gewußt. Griechenland, im törichtesten Vertrauen auf europäische Großmächte, hat die unmittelbaren Stöße über sich ergehen lassen müssen, England die mittelbaren; aber auch Frankreich konnte nicht im Erüben fischen. Smyrna ging im Sommer 1922 in Flammen auf; seine Trümmer werden vorläufig nicht mehr im alten Umfange aufgebaut werden. Das mag wie ein Symbol wirken: diese mehr europäische als asiatische Wirtschaftscity hat zunächst in der modernen Türkei, die eine asiatische Türkei ist, keinen Platz.

Smyrna, das uralte Smyrna, in südländischer Klarheit über dem heiteren Mittelmeergestade, wurde überhaupt zum Symbol und Warnungszeichen für Europa. Am 15. März 1919 zogen die Griechen hier ein, im Schutze der britischen Panzerkreuzer und waren gewillt, nie mehr herauszugehen. Nach drei Jahren eroberte sich das türkische Heer, mit Hilfe der empörten und vergewaltigten Bevölkerung die Stadt zurück.

Als die ersten türkischen Offiziere beim amerikanischen Generalkonsul eintrafen, wunderte sich der und konnte es nicht fassen: „Wie kann ihre Armee, ohne Kraftwagen, ohne Bahn, ohne Verpflegungszüge, hierherkommen?“ — Die türkischen Offiziere wiesen auf die Straße. Dort fuhren langsam und gemächlich, aber in unabsehbarer Reihe die Büffelkarren. Es geht auch so. Nicht immer entschied die Maschine.

Mit Rußland hatte die nationalistische Regierung Kemal Paschas im März 1921 einen Vertrag geschlossen; als aber die Unabhängigkeit errungen war, da lag der Türkei nicht mehr viel an der russischen Freundschaft; keinesfalls aber war man in Angora bereit, die Freundschaft mit Zugeständnissen sozialer oder wirtschaftspolitischer Art zu erkaufen. Die Türkei schloß ihren Frieden von Lausanne, allein und selbständig mit Europa, in jenem romantischen zinnengekrönten Hotel unten am Genfer See in Ouchy (August 1923). Und die europäischen Mächte, voran Frankreich und England, waren tatsächlich die Besiegten. Hatte nicht auch eine französische Armee, beim Versuche, die Theorien jenes albernen französischen Verfassers in die Wirklichkeit umzusetzen, sich fast auf Gnade und Ungnade den Türken 1920 in Kilikien ergeben müssen? Nur ein Waffenstillstand rettete 80000 französische Soldaten, die sonst den sicheren Tod gefunden hätten.

31.

Ein großarabisches Zukunftsreich.

Der Leser erinnere sich, wie wir die arabische Halbinsel im Abschnitte 24 verließen. Wir erzählten von Miß Gertrud Bell, der Leiterin des orientalischen Geheimdienstes der britischen Armeen. Dann deuteten wir an, wie diese beherzte Dame nach dem Weltkriege im Irak eine Rolle gespielt habe, die den Engländern nicht mehr sehr behagte, ähnlich wie die Annie Besant in Britisch-Indien. Die Bell fürchtete die Fortsetzung der Militär-Politik im Nahen Osten. Sie war der Ansicht, England müsse soviel, wie irgend möglich, Autonomie geben und das berühmte Selbstbestimmungsrecht der Völker hier wahrhaftig erfüllen. Sie behauptete, das aus Liebe zum Arabertum zu erstreben. Aber es mag da doch eine, übrigens sehr richtige politische Erwägung, die durchaus im britischen Interesse lag, mitgespielt haben: Asien würde nach dem Europabrände den Anlauf nehmen, über Europa sich hinwegzusetzen; und wenn die Kraft reichte, europäischen Einfluß abzuschütteln. In erster Linie natürlich diese Araber, die noch gar nicht von Europa abhängig gewesen, und die durch die Zufälle des europäischen Krieges im Herrschaftsbereich der Armeekorps zu liegen kamen. England hatte Gelegenheit, durch kluges Entgegenkommen sich die Sympathien eines Volkes zu erobern, das von Marokko bis weit nach Indien hinein Einfluß und Macht besaß. Andererseits aber konnte die dumme Ausnutzung eines mehr strategischen als politischen Vorteils für weite Zukunft verhängnisvoll sein. Miß Bell kannte natürlich die Zukunftspheantasien der Araber, ihre Hoffnungen

und Wünsche für die Zeit nach dem Ende der Türkenherrschaft. Sie wollten ein eigenes Reich; und die Intellektuellen in Kairo, Alexandria und Beirut träumten gar von einem großarabischen Zukunftsreich, das vom Atlantischen Ozean, quer durch Nordafrika über Ägypten, bis an die persische Grenze reichen sollte, natürlich Palästina, Syrien, Irak einbegriffen und mit Arabien als Kernstück. Die Briten besaßen Instinkt genug, dem dadurch zuvorzukommen, daß sie den Regionalismus, den Egoismus der Stämme zunächst einmal kräftig unterstützten und so von dieser Seite aus recht wirksam vorbauten. Auch der Irak bekam seine Autonomie, ja, seinen eigenen König, Feïssal, den die dummen, unklugen Franzosen gerade aus Syrien vertrieben hatten. Die Engländer wußten den europäisch beeinflussten Ehrgeiz solcher Fürstenfamilien der Wüste besser zu nutzen.

König Feïssal, auf dem Throne in Bagdad, ist ein König von Gertrud Bells Gnaden. Daran kann kein Zweifel sein. Man lese die Briefe der Bell. Oder man erlaube mir hier einige Zitate daraus; sie werden kurzweilig sein und, ich bin dessen schon sicher, der Leser wird sein Vergnügen daran haben. Auch irren wir damit gar nicht so weit von unserm Thema ab. Wir sahen hier in diesem Himmelsstriche schon den großen Alexander seine Hochzeit mit dem Oriente feiern, wir blickten den Mongolenheeren nach, die Bagdad verbrannten und als Hauptstadt eines mongolischen Dominions wieder aufbauten; in Bagdads Gassen sahen wir die Polos aus Venedig einkehren auf ihrer Reise von Rom nach Peking. Auch verlieren wir nicht den „roten Faden“ unserer Abhandlung. Denn das gerade ist ja unser Thema: Asien und Europa. Und hier steht eine Frau aus Europa und ein asiatischer Fürst huldigt ihr. Weiß einer ein besseres Gleichnis, ein bunteres Bild dessen, um das es uns hier geht? Asien will los von Europa, und es bemüht sich vergebens. Vierhundert Jahre führte Europa Krieg, um Asien in Hörigkeit zu bringen, und nun ist eine große Gelegenheit, und Asien will sie benutzen. Aber es geht nicht. Rußland mag seine verführerischen Funkprüche über den gewaltigen Erdteil senden. Die türkischen Heere mögen europäische Armeen in den felsigen Schluchten Kleinasiens eingeschlossen haben. Smyrna mag brennen, eine große Feuersbrunst am europäisch-asiatischen Gestade. Der Anlauf Asiens ist gewaltig und vielversprechend. Aber es gelingt nicht. Doch wir greifen vor. Wir wollen der Reihe nach erzählen.

Am Bahnhof in Bagdad 1921. Feïssal kommt an. Gertrud Bell ist unter den Wartenden. Er steigt aus und — hören wir sie selbst erzählen: „Er sah mich, kam auf mich zu und nahm meine Hand. Er sah unruhig drein, ängstlich sogar, (schließlich ist es so eine Sache, König auf Anruf zu sein) aber seine Schüchternheit verlieh ihm etwas menschlich Rührendes. Am Abend, beim Dinner, unterhielt er sich meist mit mir und mit Sir Percy (der britische Oberkommissar). Er sah froh aus.“ Dann aber sei es doch noch recht schwierig geworden. Sie würde sich nie mehr damit befassen, einen König zu machen, schreibt sie, es sei so aufregend. Dann die erste Huldigung der Wüstenscheits: „Die Leute jenseits des großen

Beltes waren so weit weg, daß man sie nicht mehr recht hören konnte. Er rief sie an; sie setzten sich nieder, vielleicht an 400 oder 500. Er sprach im Wüstendialekt. Es gibt keine Sprache, die dem gleicht. Er sprach wie ein Fürst zu den Seinen. „Araber“, so rief er laut, „habt ihr Frieden miteinander?“ — Sie riefen: „Ja, ja wir haben Frieden.“ „Von dieser Stunde nun an soll jeder, der seinen Arm erhebt gegen einen anderen, mir Rechenschaft darob schuldig sein.“ — Ein alter graubärtiger Scheik erhob sich: „Was sind dagegen unsere Rechte?“ — „Ihr habt die Rechte meiner Untertanen. Und mein Geschäft ist es, euch zu schützen.“ — Und alle riefen: „Bei Allah, bei Allah, wir folgen Euch.“ — Dann war es vorbei. Ali Sudeiman kam. Er sagte: „Wir schwören Euch Gehorsam, weil Ihr der britischen Regierung genehm seid.“ — Feissal war doch ein wenig bestürzt, ob dieser Rede. Er sah mich an, lächelte ein wenig, und meint dann: „Nun, unsere freundschaftlichen Beziehungen zu den Briten stehen außer Zweifel. Aber wir müssen nun unsere Angelegenheiten selbst in die Hand nehmen.“ — Er sah wieder zu mir hinüber. Ich faltete beide Hände; das sollte heißen, wir halten zusammen, Araber und britische Regierung.“

Dann bei der Krönung. „Feissal sah sehr ernst aus. Er sah rings herum im Kreise, dann fing er meinen Blick; ich grüßte ihn mit den Augen. Die Fahne flog in die Höhe. Man spielte: Gott save the King. Sie haben ja weiter keine Nationalhymne.“

Was brauchen sie auch eine Nationalhymne, wenn die Engländer eine haben. Dieses Theater, ist es nicht rührend? Die Engländerin steht im Kreise, und der König muß ihr zublinzeln, sonst fühlt er sich nicht sicher. Was für ein König!

Doch man muß nicht glauben, alle seien einverstanden mit diesem von einer englischen Lady gemachten König. Die meisten durchschauten die Komödie. Im Irak selbst erhob sich erbitterte Opposition. Die Schiiten vor allem, also die religiöse Opposition der Fanatischsten, schworen unverföhnliche Feindschaft. In Basra haben sie eine Zeitung (An Nadha Tul Iraqiyah) und ihr Programm lautet schön: Einen Ausweg zu suchen aus diesem verworrenen politischen Wirrwar. Der Wirrwar ist aber durch die Schuld der Araber selbst so groß; und davon profitiert der britische Schoßhund Feissal, der sich König nennt. Denn Schiiten wollen nicht einmal mit Sunniten zusammen in demselben Kabinette sitzen.

Das ist der Irak bzw. Mesopotamien. Hier haben die Araber Autonomie. Schlimmer aber ist Palästina, wo die Araber den jüdisch-zionistischen Plänen so ziemlich geopfert wurden oder sich doch wenigstens mit mehr oder weniger Recht geopfert fühlen. Hier ist das Arabertum stark intellektuell durchseht. Es gibt an 20 arabische Zeitungen oder Zeitschriften in Palästina. Die meisten in Jaffa und in Haifa, weniger in Jerusalem. Freilich die Auflagen dieser Blätter sind lächerlich niedrig. 1200 ist schon eine Riesenziffer! Auch muß man wissen, daß die arabische Presse nur zu einem kleinen Teile von mohammedanischen Redakteuren

redigiert wird; die meisten sind Christen! Doch nehmen die mohammedanischen Schriftleiter, wie mir versichert wurde, schnell an Zahl und Einfluß zu.

Das Zentrum der arabischen Zukunftshoffnungen wird natürlich immer das eigentliche Arabien mit seinen gewaltigen Pilgerzentren bleiben. Der von hier ausgehende politische Einfluß wächst und er wird sich weiter mit der Zunahme der Zivilisation intensivieren. Nach Mekka kommen jährlich etwa eine halbe Million Pilger aus allen mohammedanischen Ländern. Und wie weit sie herkommen! 1927 reisten aus den holländischen Inseln Java, Sumatra usw. nicht weniger als 80000 Menschen nach Mekka. Indien stellte 20000, Turkestan 15000.

Der politische Herr des größten Teiles Arabiens ist Ibn Saud, den wir schon kennen (Abschnitt 24). Nicht die Briten haben ihn dazu gemacht. Im Gegenteil, Ibn Saud, Fürst der Wahabiten, durchkreuzte auf seine Weise die Arabienpolitik Londons. Der eigentliche englische Schützling und Vasall war nicht er, sondern der König von Hedschas, Hussein, eben der, welcher sich schon während des Krieges darüber beschwerte, daß ihm sein Titel: König von ganz Arabien vorenthalten bliebe. Der saß in Mekka, Medina und Dschidda. Er hatte große Pläne. Da die Türken das Kalifat abgeschafft hatten, dachte er daran, sich um diesen schönen Posten zu bewerben; und die Engländer hätten sicherlich nichts dagegen gehabt. Ihre Kreatur Kalif, Herr aller Mohammedaner, dem gehuldigt würde in allen Ländern von Marokko bis nach Java — welche moralische Sicherung des Empires! Dazu noch die Verwandtschaften: Feissal, König von Gertrud Bells Gnaden in Bagdad, war ein Sohn Husseins, ein anderer seiner Söhne saß auch auf einem arabischen, von England gezimmerten Throne: Abdullah in Transjordanien. So bestand ein natürlicher Staatenbund in Arabien und alles ließ sich gut an. England war zufrieden.

Aber Ibn Saud war es nicht. Hussein war sein Todfeind. Er konnte ihn nicht leiden, diesen ehrgeizigen Diener der Ungläubigen. Es mag sein, daß es sogar wahr ist: Hussein soll den Krieg angefangen haben, indem er sich mit dem Ibn Raschid (der im Kriege gegen die Engländer gekämpft hatte) verbündete und eine Oase angriff, die Ibn Saud beanspruchte. Dem mag sein, wie es wolle. Jedenfalls, Ibn Saud besiegte Hussein, eroberte Mekka (1924), Medina und schließlich Dschidda. Hussein verlor Thron und Vermögen. Er floh zu seinem Sohne nach Transjordanien. Die Briten, diesmal etwas schwer von Begriff, sattelten zu spät um. Ihre Anstrengungen, mit Munitionslieferungen, Flugzeugen und Bestechungsgeldern Hussein zu helfen, scheiterten. Dann ließen sie ihn fallen. In Wirklichkeit hatten die Engländer einen Krieg verloren. Die ganze Politik der Nachkriegszeit im Nahen Osten war erledigt.

Mühsam begann der Wiederaufbau. Die alten freundschaftlichen Beziehungen zu Ibn Saud wurden aufgenommen, Hussein preisgegeben. Mr. Philby bekam wieder zu tun. Ein paar Jahre nach der Einnahme Mekkas und der Vertreibung Husseins war Ibn Saud bereits der

Freund Englands, ein großer diplomatischer Erfolg. Zwar wiegt er nicht die mit Hussein verlorenen Positionen auf. Arabien ist nicht englisch, aber doch auch nicht unbedingt antienglisch. Nun ist Ibn Saud, der Wahabitenfürst, ein durchaus real denkender Mann. Er kennt seine Grenzen. Die Syrischen Aufständischen, Sultan el Atrasch und die andern Drusen, auch die Araber in Palästina und die Unzufriedenen in Transjordanien wollten ihn gern zum offenen Krieg gegen Europa bewegen. Im Sommer 1926 soll er auf einem Bankett offen darüber gesprochen haben¹⁾.

Man war sehr begeistert. Die Führer der großarabischen Bewegung aus allen arabischen Ländern waren da und sehr offen riefen sie zum Kampfe gegen die Christen, gegen die Europäer auf. Da erhob sich, stürmisch begrüßt Ibn Saud: „Ich wollte mich schon an die Spitze der panarabischen Bewegung stellen. Das Geschick der arabischen Menschheit ist mir mehr wert als mein Leben. Aber zuerst muß anderes geschehen. Zuerst müßt ihr Araber wieder Araber werden und wahre Muselmanen. Lebt ihr nicht wie Christen und von Christen? Ich selbst: das Tuch über meinem Kopfe — wer hat es gewoben? England. Eure Kleider, wer wob sie? Europa. Eure Waffen da? europäische Ware. Ihr führt einen Glaubenskrieg, sagt ihr. Nehmt ihr nicht das Geld von christlichen Arabern, von Ungläubigen also? Der Koran verbietet Rebellion gegen die Obrigkeit. Die Christen und Juden (Palästina!) sind Allah näher, wenn sie ihren heiligen Büchern gehorchen, als Mohammedaner, die nicht nach dem Koran leben. Ich will auf Allah hören und nicht auf die Rede von Narren.“

Diese harten Worte Ibn Sauds ließen den großen Drusenaufstand in Französisch-Syrien zusammenbrechen. Im Herbst 1926 wurden die letzten großen Abteilungen in der Wüste aufgerieben. —

Franzosen, Engländer, Italiener halten Arabien eingekreist: Französisch-Syrien, Britisch-Irak, Britisch-Palästina, Britisch-Transjordanien, die britischen Besitzungen wie Aden, Perim usw., Britisch-Ägypten und endlich die italienische Einflußzone im Jemen. Mit der letzteren hat es diese Bewandnis.

Seit Abessinien die italienischen Armeen vernichtet hatte, welche aus dem letzten selbständigen Staatswesen Afrikas eine italienische Kolonie machen wollten, waren die Italiener bescheiden geworden und verhielten sich still, zufrieden, die Erythrea genannte Küste zwischen Abessinien und dem Roten Meere und die Somaliland genannte Küste zwischen Abessinien und dem Indischen Ozean zu besitzen. Nun liegt gegenüber von Erythrea in Arabien eine seit uralten Zeiten bekannte Landschaft, in der die biblische Königin von Saba ihr sittsames Leben geführt haben soll. Heute heißt dieser Teil Arabiens Jemen, nördlich davon liegt Assir und südlich geht es nach dem britischen Aden. Die Hauptstadt von Assir ist Geizan, wo der Emir des Assir-Landes regiert. Es ist seit

¹⁾ Nach einem Berichte Dr. v. Weisls.

einigen Jahren der ehrwürdige Senussi¹⁾ Hassan Ali el Idrisi, der sich politisch und militärisch mit Ibn Saud gegen den Jemen-Fürsten verband. Jemen wurde dadurch in Arabien sehr gefährlich isoliert; denn Ibn Saud ist der mächtigste Araberfürst, England legt Wert auf seine Freundschaft, so daß also auch Anlehnung an England für Jemen unmöglich wurde. Nun hat sich Mussolini seiner angenommen. Der Imam von Jemen, Jahia, ward vom Gouverneur von Erythrea besucht, ermutigt, und Rom schloß Verträge, die italienischen Beamten Instruktionsbefugnisse in Jemen geben, italienischen Kaufleuten die Tore öffnen und Jemen so ziemlich in ein italienisches Protektorat verwandeln.

Nun müßte es nach der politischen Arithmetik so sein: Jemen ist gegen Assir. Assir steht (durch Ibn Saud) England, und Jemen Italien nahe. Also England gegen Italien. So die Rechnung. Und vielleicht las der Leser schon Leitartikel, die in der düsteren Prophezeiung kriegerischer Verwicklungen im Oriente zwischen Italien und England ausklangen. Diese Ansicht könnte auch darin eine Stütze haben, daß der italienische Hafen von Massaua in Erythrea für den Umschlagverkehr Arabiens eine große Bedeutung gewann, und zwar auf Kosten des britischen Adens. Und doch stimmt die politische Arithmetik nicht; sie rechnet mit Vorkriegswerten. Die Eifersucht der Kolonialmächte existiert nur noch in der Phantasie derjenigen, die das Neue nicht erfassen, die nicht merken, daß der 400jährige Eroberungskrieg oder die Kolonialepoche zu Ende ist, daß die Mächte, wie England und Frankreich, kolonialpolitisch vollständig gesättigt sind und froh sein müssen, wenn ihnen andere europäische Staaten die Sorge für weltpolitische Kleinigkeiten abnehmen. Die Ausdehnung des europäischen Machtbereiches über Arabien ist notwendig aus Defensivzwecken. Die Bildung des großarabischen Reiches zerrisse das britische Weltreich: also Hand auf Arabien. Wenn auch Ritcheuer gepredigt haben soll: Hände weg von Arabien, das war vor dem Weltkriege, und die Gefahr des Panarabertums nicht so groß. Heute sieht es anders aus. Italien und England handeln gemeinsam, ebenso wie auch Frankreich und England in der Niederwerfung des Drusenaufstandes gemeinsam gehandelt haben. Chamberlain verständigt sich mit Mussolini; man spielt mit verteilten Rollen. Europa tritt gemeinsam auf.

Es ist nicht anzunehmen, daß Sir Gilbert Clayton, der seit einigen Jahren mit Ibn Saud verhandelnde Engländer, dem Wahabitenfürst das auseinandergesetzt hat. Zwischen England und Mekka sind noch andere heikle Punkte zu klären. Vor allem die Grenzfragen Transjordanien.

In der Schlacht von Amman (September 1918) ward die türkisch-deutsche Armee zwischen der englischen Kavallerie und den Araberhorden

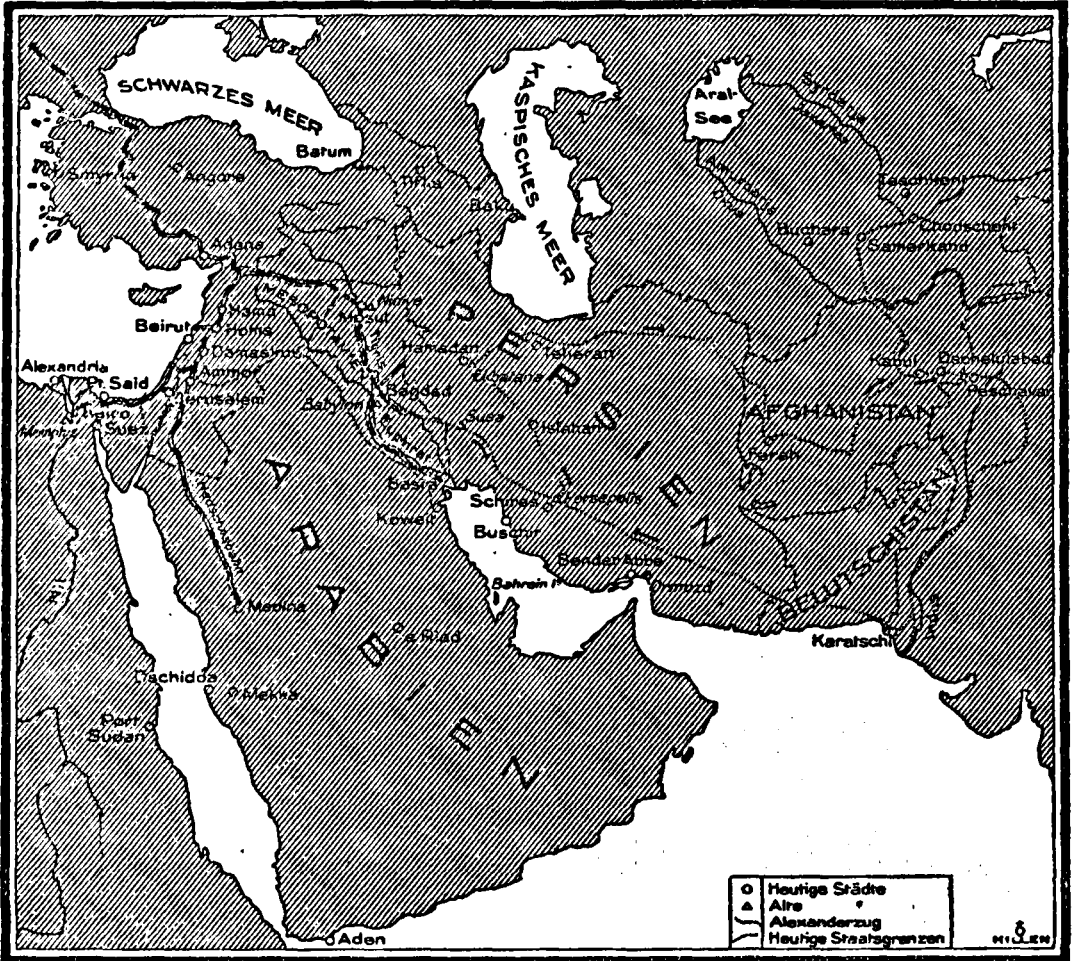
¹⁾ Der islamische Orden der Senussi reicht von Afrika hinüber bis Arabien. In den Oasen des Tripolitaniſchen Hinterlandes hat Italien einen Vernichtungskrieg gegen diesen kriegerischen und fanatischen Orden geführt. Besonders Assir steht den Senussis nahe. Der Großſcheich der Senussi soll sich nach dem Kriege lange in Mekka aufgehalten haben, um unter den Pilgern gegen die „Kafir“ von Rom zu predigen.

des englischen Abenteurers Lawrence erdroffelt. Dann herrschte hier Feissal, der in Damaskus König war, bis ihn die Franzosen vertrieben und ihn die Briten im Irak krönten. Das Land von Amman aber gaben die Engländer nicht den Franzosen. Sie machten einen kleinen Vasallenstaat daraus, der zwischen Palästina, Ägypten und Arabien zu liegen kam, ein typisches Puffer-Gebilde. Feissals älterer Bruder, Abdullah, bekam die Emirschaft. Zunächst faßte er seine hohe Stellung sehr drollig auf. Aus seinem Hofe ward eine Zufluchtsstätte für alle Feinde der Franzosen, Flüchtlinge aus Damaskus, und seine sämtlichen Einnahmen wurden für antifranzösische Propaganda verwendet. Allmählich schien das den Engländern peinlich. Auch trieb es der Emir recht toll. Eines schönen Tages unternahmen die Seinigen, mit seiner Einwilligung, einen bewaffneten Abstecher nach Syrien, raubten, schlugen Franzosen, darunter eine Frau, tot und kehrten, mit Ruhm bedeckt, nach Transjordanien zurück. Die Briten griffen nun durch. Abdullah mußte sich eine „Reform“ gefallen lassen. Die wildesten seiner Anhänger wurden verbannt, sein Gehalt von jährlich 36000 auf 12000 Pfund gekürzt, auf die entscheidenden militärischen, zollpolitischen und justiziellen Aufsichtsposten wurden energische Engländer gesetzt. Der christlichen Gemeinde und der tscherkessischen Minderheit wurden besondere Rechte verschafft, und aus diesen Minderheiten so Stützen der britischen Interessen gemacht (eine oft erprobte, fast immer bewährte Kolonialmethode Englands).

Für Ibn Sauds arabisches Reich ist Transjordanien von großer Bedeutung. Die einzige Schienenstrecke, welche Arabien mit der übrigen Welt verbindet, die sog. Pilger- oder Hedschasbahn, geht durch Transjordanien. Ein Grund mehr für Ibn Saud, sich gut mit England zu stellen, ein Grund mehr für England, aus diesem verkehrsgeographischen Zufalle weltpolitisches Kapital zu schlagen.

Noch einen mächtigen Feind hat Ibn Saud in der vorderasiatischen Welt, das ist der Schah von Persien. Die Perser selbst sind ja nicht Sunniten, wie die meisten anderen Mohammedaner, sondern Schiiten. Aber die Feindschaft des modernen Perserkönigs beruht wohl kaum auf diesen religionspolitischen Gegensätzlichkeiten; wie man hört, ist ihm die Religion ziemlich egal. Das bisher nur geträumte großarabische Reich wird ja nun nicht gerade von den modernisierten Islamländern, wie der Angora-Türkei und dem modernen Persien, ersehnt werden. Persien versucht, den Mekkapilgern Paßschwierigkeiten zu machen; es sieht wohl überhaupt diese regelmäßige Völkerwanderung nicht gern.

Großarabien, ein Reich vom Atlas über die Sahara nach Timbuktu, quer durch Afrika bis ans Rote Meer und den Indischen Ozean, das Niltal und die Ebenen des Euphrat und Tigris umfassend, mit der heiligen Hauptstadt Mekka — fürwahr, ein gewaltiger Zukunftstraum! Ein politisches Großgebilde und mächtiger noch in seiner kulturpolitischen Ausstrahlung: Kulturzentrum des Islam, der noch weiter als das Arabertum reicht; Arabien das geistige Mutterland aller Muselmanen vom Balkan bis nach Ostasien — welche Perspektiven! Ibn Saud sieht



Vorderasien
mit Alexanderzug, Bagdadbahn und Hedschasbahn.

gewiß das Ideal, wenn er auch die Hindernisse in deutlicherer Nähe sieht als die intellektuellen Idealisten der arabischen zivilisierten Großstädte. Aber auch England und die anderen europäischen Herrenländer Vorderasiens sehen die heraufsteigende Gefahr und handeln danach: verbauen den Weg. Im ersten Anlauf haben es die Araber, trotz Weltkrieg, nicht geschafft. Werden sie je zu einem zweiten kommen?

32.

Dynastienwechsel in Persien.

Ein großarabisches Reich, in der skizzierten Gestalt, würde zwei asiatische Staatsgebilde in den Schatten stellen, die sowohl, was Größe, als was Tradition, Reichtum, Kultur, Bevölkerungstärke, Rassenstolz nicht mit ihm konkurrieren könnten; diese beiden aber haben einen Vorteil, vor jenem Gebilde: sie sind da, und jenes ist ein Zukunftstraum, eine Utopie. Vermöge dieses wesentlichen Vorsprunges sind sie heute mächtiger, und sie werden gewiß nichts dazu tun, ihre Macht zu untergraben, indem sie Geburtshilfe leisten für den Nachbar der Zukunft. Persien und die Türkei halten nicht viel von Ibn Saud.

Als wir das lektmal von Persien sprachen, sah es schlecht mit ihm aus. Wir hätten nicht viel für seine Zukunft gegeben, und kein Mensch hätte sich wundern dürfen, wenn in Teheran eine russische Gouvernements-filiale und unten in Bander-Abbas einige britische Polizeikasernen angelegt worden wären. Doch erstaunlicherweise braucht heute der Reisende für Persien kein Visum seiner britischen Majestät und erst recht keinen russischen Paß. Und was überhaupt das Reisen hier anbelangt, so sei aus Erfahrung auf die Beschwerlichkeiten hingewiesen, die der europäische Reisende in dem neuen Persien hat — das Ansehen des Europäers ist seit dem Kriege erheblich gesunken. Jedenfalls, Persien benutzte, wie die Angoratürkei, die Verwirrung des Westens nach dem Weltkriege sehr gut: in einem einzigen, kühnen Anlaufe erreichte es sein Ziel: Wiederherstellung der Souveränität.

Außerlich gesehen, geschah das, wie es sich nicht anders für einen orientalischen Staat gehört, durch einen radikalen Dynastiewechsel. Die Schah-Familie, welche ihre männlichen Mitglieder in Pariser Nachtlokalen mit der zivilisierten Welt des Abendlandes in erzieherische Berührung brachte, ist gestürzt und den Prinzen, welche, wie ihr Sultan, nichts höher an Europa schätzten, als den Anblick der schlanken Balletteusenbeine, ist alle heimische Sorge abgenommen, so daß sie mit ganzer Seele sich diesem Pariser Studium widmen können.

Die Geschichte der neuen Dynastie aber beweist, daß die Zeiten der Märchen aus Tausend und eine Nacht noch nicht ganz entschwunden sind. Wir erzählen: es war einmal ein einfacher und armer Bauernsohn, der wußte nichts anderes, um aus seinem dürftigen Dorfe herauszukommen, als daß er sich anwerben ließ, und Soldat wurde. In der von russischen

Rosakenoffizieren kommandierten Reiterbrigade gab man ihm ein Pferd und ein Gewehr. Er ward ein trefflicher Reiter, und seine Offiziere machten aus ihm einen Unteroffizier. Da kam jener große europäische Krieg, wo die Europäer schreck erfüllt aus Asien flohen; auch in Persien stieg ein Soldat hoch im Kurse. Unser Rosaken-Unteroffizier bemerkte das. In den Revolten, Meutereien, Raubzügen, Plünderungen, die nach Wegzug der europäischen Offiziere des persischen Heeres eintriffen, stellte er besser als irgend ein anderer seinen Mann. Seine Kameraden bewunderten ihn; und die ihn nicht bewunderten, die lehrte er, ihn fürchten. So machte er sich zum Obristen eines großen Reiter-Detachements und zog hin und her, kreuz und quer durch Persien. Der Regierung blieb nichts anderes übrig, als ihm offiziell zu bestätigen, was er ohnehin schon war: General aller Truppen des Schah. Vom Schah aber hielt dieser Oberbefehlshaber, dessen Titel: Riza Khan lautete, äußerst wenig. Als Kriegsminister tyrannisierte er alle Kabinette und blieb in der Ministerien Flucht der einzige ruhende Pol. Unerfättlicher Ehrgeiz erfüllte Riza Khan, der vor wenigen Jahren noch ein armer Bauernsohn gewesen: so mischte er sich in die Umsturzpläne, die den Schah stürzen und aus Persien eine Republik machen wollten. Die Republikaner waren mächtig, der Kriegsminister und General auf ihre Seite, da gab unglücklicherweise ein republikanischer Abgeordneter einem politischen, aber nicht persönlichen Freunde im Parlamente eine schallende Ohrfeige, wegen einer mehr schönen als tugendhaften Frau. Diese Ohrfeige spaltete die Republikaner: ein Teil war für für den Geohrfeigten, der andere für den Schläger. Der Riza fand beide gleich blödsinnig und betrieb nun die Politik selbständig. Er dekretierte einfach die Verbannung des Schahs und ließ sich als Diktator anstellen. Seine Gegner waren die Geistlichen, die Bischöfe und Prälaten der Schiiten. Sie fanden den Soldaten roh, lasterhaft und atheistisch. Aber es half ihnen nichts. Der Riza Khan war der Volksheld Persiens. So konnte er denn den letzten Schritt wagen, den ihm vielleicht eine Wahrsagerin als Bauernjungen prophezeit hatte: Schah zu werden.

Erich von Salzmann hat beschrieben, wie der Riza, noch als Diktator 1925, eine Huldigung vor dem Regenten, dem Bruder des verbannten Schah, arrangierte: „Der Sessel, auf dem der Bruder des abwesenden Schah sitzen sollte, war ausgesprochen Louis XVI. Der Sessel stand vor dem berühmten Marmorthron in der nach Süden offenen Halle der „Ark“, des Palastes des Königs der Könige. Das diplomatische Korps marschierte auf. Der englische Militärattache war in Rhaki. Die hohe Diplomatie hatte sich heute nicht mit Noten oder Dokumenten ausgerüstet, sondern mit photographischen Kameras. Eine Missionarin kurbelt aus einer Seitenloge. Der Bruder des Schah betritt den Hof. Er steigt zum Marmorthrone und setzt sich auf den Sessel davor. Die Musik spielt. Die Kanonen dröhnen. Der Regent liest die Thronrede. Der Ministerpräsident antwortet, es klingt laut und klar. Das ist der Mann des Tages.“ Es war der Riza, der damals noch nicht auf dem Louis XVI.-Sessel saß. Heute sitzt er auf dem Marmorthron.

Innenpolitisch hat er Ordnung ins Land gebracht, mit faschistischen Methoden zwar, aber immerhin Ordnung. Außenpolitisch hielt er die Mitte zwischen Rußland und England. Bald mit diesem paktiert, bald mit dem anderen; mit keinem sich zu sehr eingelassen, beide gegeneinander ausgespielt; den amerikanischen Finanzberater¹⁾ unterstützt und dann nach Hause geschickt; den Etat leidlich in Ordnung gebracht. Persien ist souverän.

33.

Sunyatsen proklamiert.

Riza Khan, Kemal Pascha, Ibn Saud, Gandhi, Sunyatsen — wahrhaftig, der Orient ist nicht anonym, wie es manchmal heißt. Ist nicht eher der Okzident anonym? Wer ist denn dieses England, dieses Gehirn des britischen Weltreiches? Der dicke Churchill vielleicht, oder der lange Chamberlain — denn Ritchener ist tot und liegt irgendwo auf Meeresgrund. Wer macht denn die China-Politik Englands, wer denkt den nächsten Schritt in Indien aus? Spieler sind da, aber es sind blasse, farblose Gestalten, Schemen fast, die irgendein Unbekanntes, etwas wie eine Idee, ein Gedanke, oder eher ein System von Traditionen, Fertigkeiten und Erwägungen bewegt.

Wenn ich nicht irre, war es im Jahre 1922, da lag eines Morgens auf dem Platz eines jeden Abgeordneten im Plenum des Reichstages ein englisches, gut ausgestattetes Buch, das über China zu handeln vorgab, und Sunyatsen zum Verfasser hatte. Der hatte auch diese großzügige Verteilung unter die Parlamentarier der Welt angeordnet. Bei näherem Zusehen jedoch entpuppte sich das Werk als eine Proklamation, als eine Programmschrift; da stand nichts über das vergangene und auch nichts über das gegenwärtige China drin; selbst die zahlreichen Karten befaßten sich nur mit Programmen, Projekten, Plänen; nur mit der Zukunft. Da war ein China zu sehen mit einem überaus dichten Eisenbahnnetz; aber diese Schienen lagen noch gar nicht, sie wurden vorläufig nur von Sunyatsen von Kanton aus proklamiert; wie vieles andere.

Sunyatsen proklamierte die San-Min-Doktrin, die „dreifältige Lehre fürs Volk“: Emanzipation der Nation, Rassengleichheit — politisches Recht des ganzen Volkes — wirtschaftliches Recht der Arbeiter und Bauern. Darauf basiert die Kuomintang, die Volkspartei, welche noch heute, nach seinem Tode, behauptet, seine Traditionen fortzuführen, obwohl jede der vielen Gruppen und Grüppchen etwas anderes lehrt: die einen sind Kommunisten, die anderen Nationalisten, die dritten nur Russenfreunde, wieder andere meinen, die Hauptsache sei die Verbreitung der Zivilisation usw.

¹⁾ Der Amerikaner war Dr. Millspaugh, er wirkte von 1922—1927. Keine Schikanweisung durfte ohne seine Gegenzeichnung von der Imperial Bank of Persia angenommen werden. 1927 gingen seine Befugnisse an den persischen Finanzminister über. Die Staatfinanzen sind einigermaßen in Ordnung. 1922 aber betrug das Defizit noch 20 v. H. der Einnahmen.

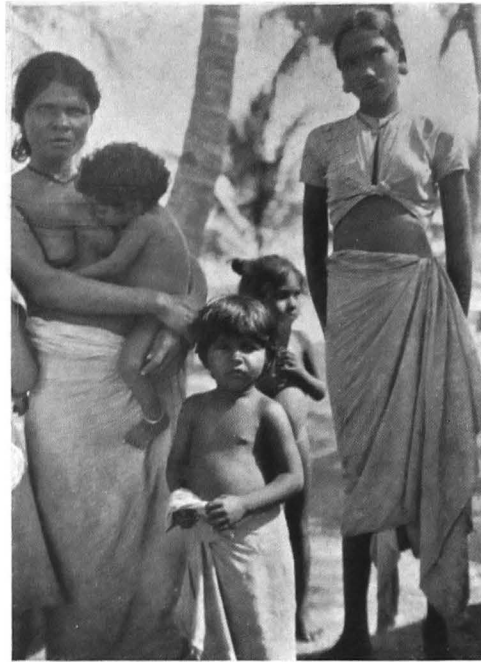
Solche Wirkung eines Mannes ist immer interessant. Sie ist schon ein Zeugnis für Größe. Oder wird sich vielleicht jemand die Mühe nehmen, uns andere, nach unserem Tode, auszulegen und darüber zu streiten, was wir eigentlich gemeint haben? Ich glaube nicht. Das passiert nur Propheten. „Sunyatsen war, und ist noch, der große Führer Chinas. Das war der eine Mann, der einzige, mit der großen Vision, der einzige Verkünder eines schönen, entwickelten, blühenden China. Kein Führer kam, ihn zu ersetzen. Und nichts fehlt heute China mehr als ein Mann mit Visionen, wie Sunyatsen sie hatte“. Das sagt ein Engländer, ein guter Kenner des fernen Ostens, Oberst Malone, der im Auftrage der Unabhängigen Arbeitspartei Englands (Macdonald) einen Bericht über das „neue China“ ausarbeitete. „Sunyatsens Plan der Zukunft Chinas ist im einzelnen grob, manchmal direkt gefährlich, weil er sich auf fremdes Kapital verläßt und so China noch mehr den Börsenbesuchern anheimgibt; aber der Plan will, und das ist das Wesentliche, die Entwicklung Chinas. In Sunyatsens eigenen Worten: Kapitalismus soll Sozialismus in China schaffen. Also was er wollte: die Industrie mit Hilfe fremden Kapitals in staatlichen Trusts organisieren.“

Dieses und anderes hat Sunyatsen proklamiert und seine Anhänger legen es aus. Die Kommunisten mit Moskaus Hilfe. Sunyatsens Witwe, ein dummes emanzipiertes Frauenzimmer, unterzeichnet in Moskau, wo sie Staatsgast¹⁾ ist, die sowjetistischen Pamphlete mit dem Namen des großen Toten. Aber die Grundzüge der Sunyatsen-Pläne werden, das kann als sicher gelten, alle künftige Gestaltung in China beeinflussen. Trotz Frau Sunyatsen.

Doch, um wieder in unser Thema einzubiegen, dieser Sunyatsen war einer der ersten Chinesen und überhaupt Asiaten, der die Weltrevolution des Europakrieges für seine Heimat erkannte. Während des Krieges kam in Kanton, das er beherrschte, der englische Generalkonsul zu ihm und verlangte die Kriegserklärung Kantons an Deutschland. Sunyatsen fragte zurück: Warum? Der Brite meinte: damit ihr Tsingtau wiederbekommt. Doch Sunyatsen antwortete: „Hören Sie, Herr Generalkonsul. Tsingtau liegt recht weit weg von Kanton. Aber hier direkt vor Kanton draußen im Meere, liegt die Insel Hongkong, und wenn man weiter nach Westen fährt, kommt man nach Birma, nach Bhutan, nach Nepal. Sind das nicht alles, obwohl chinesische Länder, englische Kolonien? Und eben wollt Ihr auch noch Tibet uns rauben. China ist schwach, zu schwach, sich dieses Geraubte zurückzuerobern. Doch nur heute zu schwach. Wenn wir erstarkt sind, dann werden wir nicht mit Tsingtau beginnen, sondern mit dem, was sich am meisten lohnt, und das ist Hongkong und die übrigen britischen Besitzungen.“

Es wäre höchst ungerecht gegen Sunyatsen, zu meinen, er habe sich mit dem Proklamieren begnügt. Nein, und seine Proklamationen sind ja auch

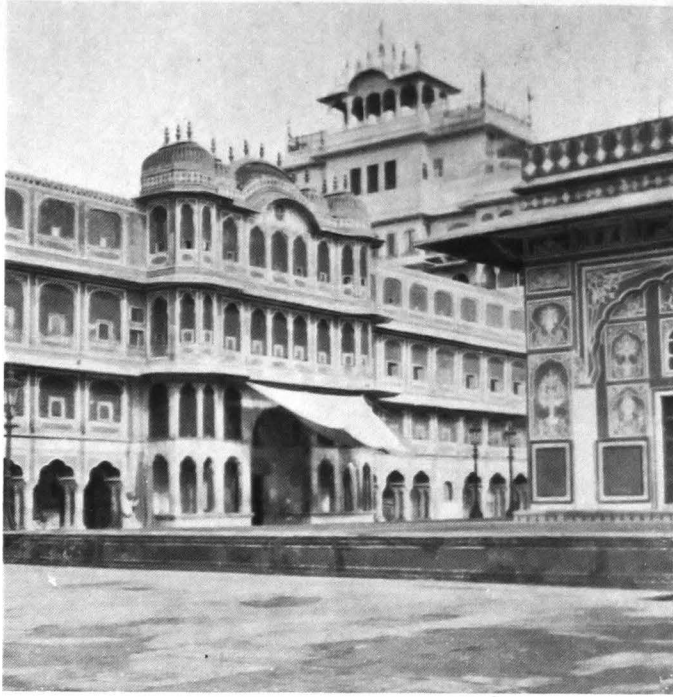
¹⁾ Auch Fengyuhslangs Sohn wurde auf diese Weise, als Geißel, in Moskau zurückgehalten und mißbraucht gegen seinen Vater.



Indierinnen von der Malabarküste



Javanerinnen



Jaipur: Sareh des Palastes



Kalkutta: Postamt

nur deshalb so interessant und wertvoll, weil sie von einem Manne aufgestellt werden, der in seinen Bezirken praktisch Ungeheures geschaffen hat. Der Süden ist viel moderner als der Norden Chinas. Kanton eine andere Stadt wie Peking. Das ist Sunyatsens Verdienst. Auch die Revolution, die China zur Republik machte, ist zu einem sehr großen Teile, vielleicht zum größten, Sunyatsens Werk. Man hatte ihn ja auch zum Präsidenten gemacht. Aber er ließ sich gern ablösen. Wahrscheinlich, weil er sah, daß im Norden wenig anzufangen sei, daß man im Süden mit der Konsolidierung beginnen müsse. Und das hat er getan, mit großem Erfolge. Der Krieg hinderte, glücklicherweise für China, England daran, ihm dazwischen zu fahren. So wurde aus Kanton das mächtigste Kraftzentrum des modernen China. Dank Sunyatsen.

34.

Gandhi, Asiens Prophet.

„Wollen Sie Gandhi sehen? Wünschen Sie eine Einführung?“ — Oft bin ich in Indien so gefragt worden. Aber ich wollte eigentlich nicht. Man hatte so viel gelesen. Jeder Reisende in Indien beschrieb eine Unterredung mit dem berühmten Inder, und in dem Dialog hatte der Weise immer gerade das geplaudert, was sonst des betreffenden Reisenden Ansichten waren. Sollte ich meine eigene Ansicht auch erst in die Worte des Mahatma kleiden! — Als ich nun aber wirklich in Ahmedabad mich aufhielt, da begriff keiner, wieso ich, ohne doch wenigstens in seinem Hause, drüben auf dem anderen Flußufer, gewesen zu sein, wieder weiter nach Bombay reisen wollte. Schließlich packte man mich, ohne mich weiter zu fragen, in ein Auto und, ohne viel gefragt zu sein, selber auch zu abgekämpft, um noch viel zu fragen, standen wir vor der kleinen Siedlung, und gleich auch vor dem Häuschen. Gandhi war zwar auf Reisen, in Nagpur oder irgendwo — aber, wie, ich wollte Ahmedabad verlassen ohne wenigstens die Stätte des Heiligen gesehen zu haben! Amerikaner reisten ihm durch ganz Indien nach, sein Autogramm war gesucht, sein Bild, das er gern mit ein paar Schriftzeichen versieht, kann man so schön in Büchern veröffentlichen; und ich wäre da beinahe, ohne dies Haus besucht zu haben, davon gefahren. Mein außerordentlich lebenswürdiger Gastgeber hatte das Gefühl, mich vor einem nie wieder gutzumachenden Versäumnis bewahrt zu haben. Verwandte des Führers erschienen. Schüler stellten sich vor. Ein Neffe, oder so was Ähnliches, führte mich herum. Ich sah alles, sein Besuchszimmer, diesen oft beschriebenen übereinfachen Raum, in welchem auf einer Matte sitzend, er sich interviewen läßt. Ich fragte, ob viel Besuch käme. Sehr viel, an manchen Vormittagen 40 oder 50. Für alle hat er ein paar Worte; aber er sagte allerdings meist dasselbe (was ich sehr vernünftig finde). Wer denn käme, forschte ich weiter. Oh, Inder natürlich sehr viel, aber auch fast ebensoviel, in der Reisezeit natürlich, Europäer und vor allem Amerikaner. Viel Politiker, Literaten, die immer sehr gerührt und beeindruckt seien, Künstler, vor

allem aber Damen, die natürlich noch mehr beeindruckt würden. Dann wurde ich, da man auch in mir einen heimlichen Schwärmer für den Mahatma vermutete, durch alle möglichen Räume geführt; ich sah den Webstuhl, an dem er und seine Schüler weben, ich sah sogar die Kuh, deren Milch er trinkt; ja selbst..., doch das geht zu weit, zu erzählen.

Der Gandhi-Kult ist in Europa von Romain Rolland begründet worden. Wie die Schwärmerie für Tagore von Reysertling. Beides hat seine Berechtigung — gehabt. Heute ist es überholt. Nicht, weil ich meine, es müsse alles nach der Mode wechseln. Aber manche Werte langen nur für ein paar Jahre.

Gandhis¹⁾ große Geschichte für Indien beginnt in Südafrika. Er war dort von 1893 bis 1914 und hat dort unendlich viel Gutes für die indischen Arbeiter getan, die in Südafrika, besonders in Natal aus Rassen Gründen, schlecht behandelt werden. Mit dem Rufe des großen Führers lehrte er nach Indien zurück. Der Weltkrieg begann. Gandhi gehört zu den Asiaten, die nicht gleich begriffen haben; zu den Indern insbesondere, die sich von den Engländern zunächst die Sache mit dem gerechten Krieg weismachen ließen. Er betonte damals, er sei Bürger des Britischen Weltreiches. Daß für Indien eine große Gelegenheit gekommen sei, sah er erst 1919. Da begann er, den Widerstand zu organisieren. Ich werde die Geschichte dieses Versuches nicht nacherzählen. Sie ist langweilig und traurig. Weil es die Geschichte eines furchtbaren und tragischen Nicht-Könnens ist, die Geschichte der Unzulänglichkeit, der idealistischen Torheit, des Versagens. — Was nützt mir, daß er ein Heiliger sein soll! Was hat Indien von seiner Ethik! Man verstehe mich nicht falsch. Ich erkenne nicht die Hoheit des Heiligen, nicht den Wert der Ethik, nicht die absolute

¹⁾ Carthill (a lost dominion) meint von Gandhi: „Er selbst ist ein fast heiliger Mann. Er ist keusch, mäßig und fromm. Es ist in ihm keine Spur von weltlichem Ehrgeiz oder Gewinn gier. Ein einziger Matel ist in seiner Seele, aber der genügt. Er ist eitel und braucht den Beifall der Menge. Sein System lehrt etwa folgendes: Die moderne Zivilisation ist ein Blendwerk Satans. Baumwollspinnereien beispielsweise sind teuflischen Ursprunges. Braucht nur handgesponnene Stoffe. Eisenbahnen sind auch vom Teufel (was, soweit indische Bahnen in Betracht kommen, nicht ganz unsinnig ist). Geht zu Fuß. ... Die britische Regierung ist in besonderem Maße die Vizeregentin des Satans. Besonders ist es die Anwendung der Gewalt, die den teuflischen Ursprung aller und besonders der britischen Regierung verrät. Die Anwendung körperlicher Gewalt ist unzulässig. Sie anzuwenden, um die Regierung zu beseitigen, heiße, den Teufel mit Beelzebub austreiben. Gegen Satan soll sich die Seele des Menschen zur Wehr setzen. Tut alle gewalttätigen Gedanken ab. Weigert euch, dieser Regierung zu gehorchen. Zahlt keine Steuern. Ruft keine Gerichte an. Seid standhaft und der Sieg ist euer.“ — Das nach Carthill die Idee Gandhis. Wie das ganze Buch, dem eine übergroße Bedeutung in Deutschland zugesprochen wurde, ist auch dieser Abschnitt voller unwahrhaftiger Übertreibungen. Es handelt sich hier um eine tendenziöse Darstellung. Der Sinn des Carthillschen Buches scheint mir bei uns sehr mißverstanden, denn das ist kein Grabgesang auf die verlorene Herrschaft — das ist nichts als ein Ausruf, Indien zu halten, damit es nicht verlorengelange. Der Pessimismus Carthills ist nicht echt, er will warnen, indem er schwärzer malt, als die Wirklichkeit — heute noch — ist.

Geltung des Ideals. Aber ich weigere mich, Schwärmerei mit Heiligkeit zu verwechseln, Unzulänglichkeit mit Tiefsinn, Ideologie mit Führertum.

Freilich habe ich den Leser nun gerechterweise auf etwas aufmerksam zu machen, das diese Darstellung betrifft. Wir sind gemach auf ein anderes Gebiet, in eine andere Wirklichkeitsebene gekommen. Die Dinge von Anfang an zu erwägen, hatte ich mir auf der Burg des neuen Delhi vorgenommen, um die Wahrscheinlichkeiten der Zukunft, die künftigen Konturen der englischen und europäischen Sache in Asien erraten zu können. Bisher war ich im Historischen, in der Vergangenheit, bei den Dingen von gestern. Langsam näherte ich mich der Gegenwart, dem Heute, diesem schöpferischen Wirbel der Gestaltung. Denn die Gegenwart, das Jetzt, das Heute, das zeitgenössische Geschehen ist nur real in Hinsicht auf die Zukunft. Bisher konnte ich, das meine ich, erzählen; nun muß ich deuten.

Am 18. März 1920 ließ die britisch-indische Regierung Gandhi verhaften. Die englische Regierung hatte telegraphiert: „Sollte Indien die Existenz unseres Weltreiches aufs Spiel setzen, sollte Indien den Versuch machen, uns Engländer an der Erfüllung unserer Pflicht gegenüber Indien zu hindern, sollte sich Indien einbilden, wir könnten daran denken, uns aus diesem Lande zurückzuziehen — dann fordert Indien, ohne Aussicht auf Erfolg, das mächtigste Volk der Welt zum Kampfe heraus, und das mächtigste Volk der Welt wird mit der erforderlichen Strenge antworten.“ Gandhi hatte in einem Artikel so geantwortet: „Keinen Kompromiß mit dem Weltreich, solange der britische Löwe seine Klauen, die mit Blut beschmukt sind, vor unserem Antlitz schüttelt. Das britische Weltreich beruht auf der organisierten Ausbeutung der schwächeren Rassen, auf konventioneller Prahlerei mit Brutalität und Gewalttat; das Weltreich wird nicht bestehen bleiben, wenn es eine göttliche Gerechtigkeit gibt, welche die Welt regiert. Höchste Zeit ist es, daß England merkt, daß der 1920 begonnene Kampf kein Ende nimmt, bis das Ziel erreicht wird, dauere das einen Monat oder ein Jahr, viele Monate oder viele Jahre. Ich bete zu Gott, daß er Indien Demut verleihe und genügend Kraft, bis zuletzt beim passiven Widerstand und der Non-Violenz zu verharren. Ja, wir wollen die Regierung stürzen, wir wollen sie zwingen, sich dem Willen des indischen Volkes zu unterwerfen. Wir verlangen keine Schonung, wir erwarten gar keine.“ — Daraufhin war er verhaftet und angeklagt worden. Vor Gericht fügte er der ausdrücklichen Bestätigung alles dessen, was er geschrieben, noch hinzu: das britische Regierungssystem beruhe auf der Vergewaltigung der Massen. Das Gesetz, und die es anwendeten, prostituierten sich im Dienste der Ausbeuter. Keine der Mächte, die Indien in früheren Jahrhunderten, unterdrückt hätten, wäre so gewalttätig gewesen. — Gandhi wurde zu einigen Jahren Gefängnis verurteilt, dann aber nach geraumer Zeit begnadigt.

Die gesamte Tätigkeit Gandhis beruhte auf einigen sehr verhängnisvollen Irrtümern. Zunächst Unterschätzung der Engländer. Dann Überschätzung der Indier. Weder sind die Briten so schlecht, wie

Gandhi es darstellte, noch wurden die Inder so gut, wie er gehofft und prophezeit hatte. — Hätte Gandhi, freilich ein gottloser Gedanke in seinem Weltanschauungssystem, im Kriege den bewaffneten Widerstand Indiens organisiert, England wäre heute nicht mehr Herr Indiens und damit nicht mehr Herr Asiens. Ob es dann freilich Indien besser als heute gehen würde, bezweifle ich. Wahrscheinlich würden sich die verschiedenen Rassen, Religionen und Stände bitter befehden, und Indien führte Bürgerkriege, wie China. — Die ethische Tätigkeit nach dem Kriege, der ungleiche Kampf mit einem Herrschervolk, das gerade einen Krieg gewonnen hatte, der Verzicht auf Gewalt in diesem Unabhängigkeitskampfe konnte Gandhi ins Gefängnis, die Engländer aber nicht aus Indien bringen; das alles war unnütz, und Gandhi machte sich damit noch nicht einmal zum Märtyrer; denn selbst dazu waren die Engländer erstens zu klug und zweitens zu stark — sie hatten es nicht nötig. Nie ist ein politisch Angeklagter so höflich von einem Richter behandelt worden, wie Gandhi von den Engländern in Ahmedabad 1922.

Indien nahm seinen Anlauf zur Freiheit zu spät. Es blieb in den Vorbereitungen stecken. Es hätte einen Heerführer gebraucht, keinen Propheten.

VI. KAPITEL.

Religionen der Tiefe.

35.

Die sanften Hindus.

Die Nennung des Namen Gandhis führt uns in rein geistige Regionen, in denen dieser Prophet mehr zu Hause, als in der Politik ist. Ob er freilich selbst hier den großen und hehren Rang des Heiligen und Propheten hat, den europäische Literaten ihm mehr als indische Beobachter zugelegt haben, sei nicht entschieden; schließlich ist es auch nicht unsere, der Europäer Aufgabe und Sache, das zu entscheiden.

Aber in unserem Zusammenhange ist ein anderes notwendig: festzustellen, daß Gandhis Einfluß, auch zur Zeit, als er auf dem Scheitelpunkt seiner Wirksamkeit stand (seitdem sank sein Stern), nicht groß genug, und und auch seine Einsicht nicht tief genug war, das Schlimmste im kulturell-kirchlichem Leben des Hinduismus abzustellen.

Indien ist das Land ohne Lachen — und ich glaube die Ursache ist die religiöse Weltanschauung. Der Hinduismus ist nun freilich keine herbe Religion der Entsagung; mönchisch asketische Abgelehrtheit vom Leben wird von den Massen der Gläubiger nicht verlangt — im Gegenteil. In keiner anderen mir bekannten Religion steht die Sinnenlust, die Erotik, selbst der sexuelle Orgasmus so im Vordergrund, wie im Hinduismus. Berühmte indische Heiligtümer weisen pornographische Reliefs und Bilderreihen auf, die einen Feldweibel zum Erröten bringen können. Das Bajaderentum steht noch immer in Blüte. Maduras großer Schivatempel ist umgeben von Dirnenquartieren, und die Heiligkeit des Gottes-tempels (es ist meines Wissens die räumlich größte gottesdienstliche Anlage der Welt) verträgt sich, wie es scheint, recht gut mit der käuflichen Liebe. Auch sah ich an diesem Tempel zu Madura eine seltsame Veranstaltung, die, so grotesk komisch sie sich dem Europäer auch darstellt, doch immerhin zu denken gibt. Also es war ein abendlicher Festzug der Tempelmädchen, Bajaderen, Nautchgirls, Tänzerinnen, oder wie man sie nun nennen mag. Beim Schein der Fackeln, beim eintönigen Ton der Flöte, beim ekstatischen Trommelwirbel stockte der Festzug alle hundert Meter, und viele Stunden in der Nacht umzogen sie so langsam den großen Tempel. Die Aufmachung war seltsam genug. Mittelpunkt schien ein bunter, von tadellosen weißen Pferden gezogener Wagen zu sein, auf dem, sehr hoch, ein über und über mit Schmutz behangenes Mädchen von vielleicht 14 Jahren thronte. Es sah aus, wie ein Karneval am Rhein, und dieser Wagen hätte gut der

Thron des Prinzen Karneval sein können. In anderen Wagen, minder prächtig, fuhren andere Mädchen. Alle Lebensalter waren vertreten, kleine Kinder, Badsische, aber auch recht würdige Matronen. Seltsamer noch war der Anlaß der Prozession. Man feierte die *prima nox* eines Mädchens, und das war dieselbe, die auf dem bunten und mit Götterbildern geschmückten Wagen einherfuhr. Man erzieht die Mädchen für ihren Beruf, sie tanzen vor den Götzen und lernen das andere, und wenn das Jahr kommt, wo sie reif erscheinen, dann dieses Fest. Natürlich ist die *prima nox* begehrt, und man zeigte uns auch den fetten indischen Bourgeois, der die 2000 Rupies, die so etwas kosten soll, auf den Tisch gelegt hatte; er bezahlte auch diesen Festzug, und der Flötenspieler war ein angesehener Künstler, der kein geringes Honorar für den Abend bekam. Meine Achtung vor den Religionen Asiens ist so groß, daß ich mich darüber nicht entfesse. Natürlich leben in asiatischen Vorstellungen andere Wertungen, als in unseren, sehr oft heuchlerischen Sittengesetzen. Was ich bezweifle ist nur dies: ob eine solche religiöse Duldung, und, ich glaube, es geht noch weiter als bloße Duldung, ob eine solche Toleranz der Ausschweifung volksbiologisch förderlich ist.

Indien ist das Land ohne Lachen. Wer will behaupten, daß die Duldung der erotischen Zügellosigkeit durch die Religionen ein heiteres Volk erzeuge! Aus der Orgie, der Lust und der sinnlichen Freude kann die Heiterkeit des Lebens sich nicht erheben. Und es scheint, als ob es selbst mit der Sinnenlust eine etwas einseitige Angelegenheit des männlichen Indertums sei. Wir Europäer wollen uns hüten, Sittenrichter über Asiaten, die wir nicht im geringsten verstehen und deshalb auch nicht werten können, zu sein. Aber manche Sitten, Gebräuche und Gesellschaftsregeln, welche Ehe und Liebe betreffen, haben eine volksbiologische Seite, eine, wenn ich so sagen kann, statistische Auswirkung auf Gesundheit, physische Kraft und Widerstandsfähigkeit. Und in dieser Beziehung gibt es natürlich auch für den Europäer Maßstäbe, asiatisches Leben zu werten. Mit den Indern verhält es sich nun so, daß trotz sehr großer gegenteiliger Bemühungen in den allerletzten Jahren die Kinderheirat allgemein üblich ist; unter ausdrücklicher Förderung des hinduistischen Priestertums wohlgemerkt. Der größte Teil der brahmanischen Orthodoxie sieht in der Opposition gegen die frühe Kinderheirat einen Angriff auf die Religion. Daß aber diese Kinderheirat nur im Interesse der Männer statt hat, das möchte ich doch behaupten, trotz der andersartigen, aber platten, gekünstelten und geistreichelnden Deutungen des Tagore¹⁾ in Kayserslings Ehebuße! Ein kleines Mahrattenmädchen wurde mit sechs Jahren formell verheiratet. Mit elf Jahren sollte sie zu ihrem Gatten ins Haus. Das Kind wollte nicht. Sie wurde gewaltsam hingebracht. Sie lief ins Elternhaus zurück, obwohl es an einem anderen Orte lag. Wieder hingebracht, oder zurückgeholt, wiederholte sie mehrmals die Flucht. Das letzte Mal brachte sie der Vater zurück. Sie benutzten die Bahn. Vater

¹⁾ Übrigens ist Gandhi ein Gegner der Kinderheirat.

und Kind standen auf dem Bahnsteige. Der Zug fährt ein, der das Mädchen wieder in ihre Hölle bringen soll. In einem Anfluge von Verzweiflung wirft sich die kleine Mahrattin auf die Schienen. Die Maschine zermalmte sie. Das Kind ist nicht das einzige Opfer einer grausamen Sittenentartung, welche unter Duldung und Förderung der Religion, im Interesse der sexuellen Genußsucht der Männer eines in weiten Schichten entarteten und beladenten Volkes gepflegt wird¹⁾. In Indien gab es 1924: 2500000 Ehefrauen unter zehn Jahren, und was schlimmer: 112000 Witwen unter zehn Jahren. Das bedeutet für die armen Geschöpfe, daß sie nie mehr heiraten können und ein in jeder Beziehung freudloses Dasein führen müssen, wenn es nicht allmählich jenen tapferen und hochherzigen Indern in der Liga der Servants of India gelingt, die Mauern des religiösen Aberglaubens und der egoistischen Erotik der indischen Männerwelt einzureißen. Die indische Frau ist versklavt, woran die Religion und ihre Priester schuld haben.

Indien ist das Land ohne Lachen. Und der größte Teil des Volkes hat auch wahrhaftig nichts zu lachen. Die Frauen und Mädchen gewiß nicht. Aber von den 217 Millionen Hindus sind mindestens 60 Millionen von der Religion geächtet. Sie sind Pariah, gehören zu den Depressed Classes. „Bekanntlich würde ein frommer Hindu vorziehen, nach seinem Tode in einem Schweine, als in einem Pariah wiedergeboren zu werden. So ein armer Pariah muß sich hüten, in die Nähe eines Hindu von anderer Rasse zu kommen, denn sein Schatten verunreinigt den anderen. Nach dem Gesetze des Manu müßte dem Pariah, der aus Versehen ein heiliges Buch angefaßt, die Hand abgehakt werden. Ein Pariah sein, heißt nichts sein. Das Schlimmste an dieser Sache ist, daß der armselige Pariah diesen Unsinn seiner Wertlosigkeit auch selber glaubt. Seit Jahrhunderten erzog er seine Kinder in dem Inferioritätsbewußtsein.“ Diese Worte aus einem Hirtenbrief des katholischen Bischofes von Dacca stimmen durchaus. Man muß sich die politischen Konsequenzen klarmachen. Auch Gandhi, trotz seiner Bemühungen, die Unerührbarkeit der untersten Kasten wenigstens aufzuheben, wagt nicht, an dem Fundament des Kastenglaubens zu rütteln. Die indische Freiheitsbewegung mußte erfolglos sein; die Redereien von der Unterdrückung der Engländer enthüllen sich als schreckliche Phrasen; die Svaradschisten gehören selbst zu den Unterdrückern, denn sie repräsentieren ja die Reichen, während die Depressed Classes keinerlei politische Rechte haben. Hieraus, und aus den Unterlassungsfünden der gebildeten Hindus, werden die furchtbarsten Kämpfe der indischen Zukunft kommen. Sehr schnell verbreitet sich ein auffälliges Klassenbewußtsein in diesen tiefsten Schichten. Die Briten stehen vor

¹⁾ Das Buch Carthills „Lost Dominion“ drückt das so aus: „Das Weib ist eine prachtvolle Schöpfung Gottes; aber ihr Wert beruht auf ihren Beziehungen zum Mann. Sie erfüllt ihre Rolle als Tochter, als Gattin, als Mutter. Sie kann nicht den geringsten Anspruch auf Unabhängigkeit machen. Solange sie jung ist, hat sie ihren vornehmsten Wert als Werkzeug der Lust. Doch ihre Jugend ist sehr kurz; während die Lustwünsche des Mannes erst mit ihm sterben. Die Monogamie ist also Unsinn und außerdem schädlich.“

der schweren Aufgabe, eine soziale Revolution von beispielloser Wucht zu verhindern. Mehr und mehr kommt dem reichen Inder zum Bewußtseine, daß es gut ist, wenn europäische Truppen ihn vor der Wut der Millionen schützen, die er unbedenklich seit Jahrhunderten unterdrückt. Die ehrlichen Bemühungen von indischer Seite, mit diesen Dingen aufzuräumen, werden weniger von Swaradschisten, als von Angehörigen anderer Parteien, der Liberalen und vor allem der Responsivisten, gemacht. Zum Teil ist übrigens die religiöse und soziale Unterdrückung der Outcasts oder, wie sie in Südbindien genannt werden: der Panchamas Mittel zur wirtschaftlichen Ausnutzung. Die Löhne der Variahs in der Landwirtschaft sind die geringsten in ganz Indien, weil der „Panchama“ keine Macht hat, sich irgendwie zu wehren. Wenn der Herr ihn verhungern, oder, in heißen Sommern, verdursten läßt, so ist er praktisch dagegen ohnmächtig. Die Madras-Regierung hat viel versucht, die materielle Lage der Outcasts zu heben. Man wollte ihnen Land geben. Die schlimmste Opposition machen die Priester und die reichen, einflussreichen Hindus. Hat doch selbst Gandhi einen Teil seines Einflusses dadurch verloren, daß er zuviel sich um die Outcasts kümmerte.

Indien ist das Land ohne Lachen. Das mag in dieser Zuspizung ein wenig hart scheinen, aber es fällt jedem Fremden auf, wie ernst schon die Kinder dreinblicken, wie wenig Heiterkeit einem aus diesem Volke entgegenstrahlt und mit wie wenig Lachen der Inder in seinem täglichen Leben auskommt. Wenn wir die Schuld des Hinduismus daran erwägen, wird uns jenes Urteil Goethes über Indiens Religion einfallen: „Die indische Lehre taugte von Hause aus nichts, so wie denn gegenwärtig ihre vielen tausend Götter die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren, den Unsinn jeder Leidenschaft fördern und die Verrücktheit des Lasters, als die höchste Stufe der Heiligkeit und Seligkeit, begünstigen.“ Das stimmt noch heute. Aber, um nicht ungerecht zu sein, oder vielmehr, was wichtiger ist, um die Dinge nicht falsch zu beurteilen, muß man daran denken, daß hinter dieser abstrusen und dekadenten Religionsform eine der tiefsten Denkformen des menschlichen Geistes überhaupt steht. Die Upanischads und die Vedas verdienen Schopenhauers Urteil; das Pantanjali und seine Kommentare (die Quelle der Yoga-Lehre) führt in die tiefsten Gründe der Seele; und wenn auch die Schwärmerei für „Indische Weltanschauung“ mehr europäische als indische Gedankengänge meint, nach Snobismus riecht und zum Teil einfach etwas Reklame der zahlreichen europäischen Indologen für ihr zweifelhaftes Geschäft darstellt — muß doch auf der anderen Seite die Idee der brahmanischen Lehren von der entarteten Form der ebenfalls entarteten Priesterscharen, jener herrschsüchtigsten Klerisei auf dieser Erde, durchaus unterschieden bleiben. Und die Existenz einer ernstesten indischen Jugend, das Dasein und Sosein Gandhis, und anderer Lehrer des Indien von heute, läßt immerhin die Möglichkeit einer Renaissance zu, einer modernen religiösen Blüte, die aus diesem Zweig altasiatischer Weisheit eine neue geistige dem Christentume widerstandsfähige Macht herstellen könnte. Es gibt heute schon,

ebenso wie europäische Konvertiten zum Buddhismus, so auch zum Hinduismus Übergetretene z. B. den Franzosen Charles de Ruffet, der hinduistischer Priester hohen Grades am Hanuman-Tempel auf dem Jakkoberge bei Simla war (Ende 1927 gestorben).

Doch der heutige Hinduismus ist eine der schwachen Seiten Indiens. An dem weibischen und weiblichen, sanften und energielosen Grundcharakter der indischen Völker ist er Schuld, und er bildet so eine der Hauptstützen der britischen Herrschaft über Indien.

36.

Tibets Dämonen.

Auch Tibets Religion ist die entartete Form einer ursprünglich großen und ehrwürdigen Geistesrichtung der asiatischen Seele, des Buddhismus. Zauberformeln, Gebetsmühlen, Geisterfahnen, Dämonenfragen, Beschwörungen, Tanzgrotesken sind an die Stelle des „großen Weges“ Siddhartha Gautamas, des Buddha, getreten.

Wenn der Sandsturm über dem innerasiatischen Hochlande seine gelben Banner hißt, wenn die Wolkenfegen die steilsten Gipfel der Welt umhulsen, wenn in den Abgründen des Himalaya die Gewitter toben, dann mögen die furchtsamen Bewohner dieser wüsten Länder die Dämonen rufen hören, und ihren Schutz bei Padamapani, dem Schirmherrn Tibets, suchen und ihr OM MANI PADME HUM schneller auf Mühlen, Lippen und Herzen beten. Der eigentliche Buddhismus ist nur wie ein Reis auf die „Volksreligion aufgepfropft worden, die in ihrem Wesen grundverschieden von ihm war. Nirgends hat der Buddhismus diese Religionen ausrotten können, ja sie gar nicht ausrotten wollen“¹⁾. Er kam ja auch erst später als ein Jahrtausend nach Gautamas Tode nach Tibet, im siebenten Jahrhunderte nach Christus.

Seit Sven Hedins Büchern ist die Gestalt des obersten Priesters Tibets bei uns populär, des Dalai Lama. Übrigens ist Tibet heute nicht mehr das unzugängliche Land, das es bei Hedins Forschungszügen gewesen. Die Briten haben sich bereits nach Südtibet ausgedehnt, und das getan, was sie kluger- und freundlicher Weise zuerst tun, wenn sie ein neues Interessengebiet in Asien errangen: sie legten längs der Reifestreden, Gasthütten, sog. Dak Bungalows an, die nun einer Reise von Darjeeling nach Lhasa die schlimmsten Unbequemlichkeiten nehmen. Der Brite, der die britisch-tibetanischen Beziehungen so freundschaftlich gestaltete, Sir Charles Bell, hat in einem farbenprächtigen Buche Tibet und seine diplomatische Arbeit dort geschildert. Vom Dalai Lama erzählt er: „An manche Dalai Lamas glaubt man mehr als an andere. Bevor einer der ersteren stirbt, gibt er seiner Umgebung die Einzelheiten seiner

¹⁾ Fischel: „Buddha,“ neu bearbeitet von meinem Bruder Prof. Dr. J. Nobel, Leipzig 1926.

Wiedergeburt bekannt. Drei oder vier Jahre später bestimmen der Taschi Lama und andere hohe Lamas den Landstrich, wo der neue Lama gefunden werden wird. Dieser, ein Knabe von drei, vier Jahren, hat den Heiligen Donnerkeil wiederzuerkennen. Die Namen der verschiedenen Kandidaten mußten jedoch in die goldene Urne getan werden, die der chinesische Kaiser Tschien Lung 1793 geschenkt hat. Einer der Zettel wird mit Eßstäbchen herausgeholt. Im Alter von sieben Jahren wird der Dalai Lama nach Lhasa gebracht.“

Die kluge englische Politik zwischen 1912 und 1922 hat aus dem eigentlichen Tibet, samt Lhasa, ein englisches Einflußgebiet gemacht. Der Dalai Lama ist zu einer englischen Kreatur herabgesunken. England hat in Tibets wichtigsten Plätzen Beamte und Soldaten und unterhält eine Telegraphenleitung von Indien nach Lhasa, sowie einige Telephonleitungen. Die Durchdringung Tibets scheint aber nicht auf dem Wunsche nach neuen Gebietserwerbungen zu beruhen, sondern eine Defensivmaßnahme gegen die russische und chinesische Politik der Zukunft darzustellen. Staatsrechtlich ist die Besetzung Tibets eine unzulässige Maßnahme, da Tibet zweifellos chinesisches Territorium und der derzeitige Dalai Lama ein Rebell gegen die chinesische Oberhoheit war und ohne britische Unterstützung natürlich unterlegen wäre. Nach der Konsolidierung der chinesischen Zustände wird auch die tibetanische Frage neu debattiert werden. Doch ist die britische Stellung stark. Wahrscheinlich sind die Engländer bereits beliebter, als die Chinesen. Sie sind nicht korrupt, sind duldsam, verlangen keine Tributzahlungen und achten die politische Empfindlichkeit der tibetanischen Würdenträger wie sie es in Nepal¹⁾ und Sikkim halten.

Sir Charles Bell ist so ein vorbildlicher britischer Diplomat. Wer Englands Methoden in exotischen Ländern und vor allem sein Eingehen auf die Vorurteile eines Volkes kennenlernen will, der lese sein Buch über Tibet. Er brachte es so weit, „daß man allgemein glaubte, ich sei in meinen letzten Leben ein Tibetaner gewesen, und dazu ein ganz hoher Lama, und ich habe damals auf meinem Sterbebette darum gebetet, daß es mir vergönnt sein möge, in einem mächtigen Lande wiedergeboren zu werden, um Tibet zu helfen.“ Und schon 1915 waren die tibetanischen Sympathien für England so groß, daß die Lamas in Lhasa prophezeiten, der böse Elefant Deutschland werde von den guten Dämonen zur Strecke gebracht werden.

¹⁾ Nepal und Sikkim und Bhutan sind so gut wie unabhängig, wenigstens innenpolitisch. Die Engländer achten die Wünsche dieser kleinen Länder. So, um ein bezeichnendes Beispiel zu nennen, wird Nepal nicht von englischen Touristen besucht und Younghusband, der berühmte Himalayaforscher Englands, betlagte es noch kürzlich in einer Sitzung der Geographischen Gesellschaft in London, daß die Nepalesen so wenig entgegenkommend seien; so hätte noch kein Europäer am Südfuße der Mount Everest-Gruppe Aufnahmen machen können, obwohl es wahrscheinlich das schönste Gebirgsland der Welt sei. — Übrigens lebt Nepal in Feindschaft mit Tibet.

37.

Der lächelnde Buddha.

Was hätte wohl Siddharta Gautama, der Buddha, zu diesen lächerlichen Dämonen gesagt, die im Dienste der Politik des Britischen Weltreiches standen? Nun, was die Dämonen betrifft, so hat er nichts dergleichen gelehrt: „Der erhabene Buddha hat nichts davon gelehrt, weil es keinen Gewinn bringt, weil es nicht den Wandel in der Heiligkeit fördert, weil es nicht zur Abkehr von dem Irdischen, zum Untergange der Lust, zum Ende des Vergänglichen, zum Frieden, zur Erkenntnis, zum Nirvana führt, deshalb hat der erhabene Buddha das nicht offenbart.“

Was er offenbart hat, ist der Weg des Leidens. „Aus der Lust wird Leiden geboren, aus Liebe wird Furcht geboren. — Alles steht in Flammen. Das Auge steht in Flammen, das Ohr steht in Flammen, die Nase, die Gerüche, die Zunge, der Geschmack, der Verstand, die Phantasie steht in Flammen. Und welches Feuer entflammt es? Das Feuer der Lust. — Lust wird Leid. — Geburt ist Leid, Alter ist Leid, Krankheit und Tod ist Leid, Wiedersehen und Trennung ist Leid, Enttäuschung ist Leid. Alles Haften am Dasein ist Leid. — Wer von der Liebe erlöst ist, für den gibt es kein Leid, denn er hat keine Furcht mehr. — Im Nirvana wird alles vernichtet: Sünde, Leidenschaft, Verblendung.“

Das ist Pessimismus im Extrakt. Und doch hat sich dieser Buddha bei allen Völkern, deren ursprünglichen Religionen seine Lehre „wie ein Reis aufgepropft ist“, allmählich, langsam, von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr, in einen lächelnden Weisen verwandelt. Je weiter er sich von Nordindien (sein Geburtsort lag an der Südgrenze Nepals) entfernt, desto mehr wird aus ihm der weise und ein wenig spöttisch lächelnde Gott. Deshalb vielleicht vertrieben ihn die bitterernsten Brahmanen aus seiner Heimat Indien. Heute nennen sich Ceylon, Birma, Tibet, Nepal, Bhutan, Sikkim, Siam, Indo-China, China, Mongolei, Korea, Japan mehr oder weniger buddhistisch. Überall ist es etwas anderes, aber allen diesen Weltanschauungen und Kulturen ist nun ein Tropfen jener tiefsten asiatischen Weisheit beigemischt.

Dieser bitter-süße Tropfen Weltwissen macht alle asiatischen Völker, die ihn besitzen, so außerordentlich widerstandsfähig gegen das Christentum. Wir kommen im Laufe unserer Betrachtung um diese peinliche Angelegenheit nicht herum. Es ist zu wichtig für Asiens Zukunft, bzw. für die Zukunft Englands und überhaupt Europas in Asien, als daß man es übergehen könnte. Die Erfolge des Christentums in Asien sind lächerlich gering. Der Katholizismus hat trotz der 400jährigen Anstrengung, und obwohl ihm die sicherlich geschicktesten und erfahrensten Propagandisten in dem Jesuitenorden zur Verfügung stehen, in Britisch-Indien samt Ceylon es auf nicht mehr als 3081036 Anhänger gebracht. Dabei arbeiten von den 17500 Jesuiten, die es auf der ganzen Welt gibt, 500 in diesem Britisch-Indien.

38.

Chinesische Weltweisheit.

Richard Wilhelm¹⁾, in seinem prächtigen Buche „Die Seele Chinas“, erzählt einmal folgendes. Eine christliche Missionarin ging auf ihrer ersten Missionsreise ins Innere. Alle Männer, denen sie begegnet, klopfte sie auf die Schulter und sagt: „Gott liebt dich, ich liebe dich auch.“ — Wilhelm meint dazu: „Nur der beispiellosen Wohlerzogenheit der Chinesen, der Reizlosigkeit der Sprecherin, und dem verborgenen Schutze, unter dem ein einfältig reines Gemüt steht, war es zu verdanken, daß sie keine Unannehmlichkeiten erfuhr.“ — Diese ungemeine Torheit beruht natürlich auf einer völligen Verkennung der Lage, deren sich viele Missionare, wenn auch meist nicht in so krasser Form, schuldig machen. Dieser Irrtum ist: in den Chinesen, und überhaupt in den Völkern des Ostens, arme Heidenkinder zu sehen.

Die Eigenart der religiösen Sitten des Fernen Ostens begreift sich am leichtesten angesichts der Schwierigkeit, welche schon die ersten jesuitischen Missionare in Japan hatten: sie konnten wohl das Christentum einführen und Japaner taufen, aber diese Neuchristen blieben Buddhisten, Taoisten und einiges andere. Die absolute Geltung einer Religion, einer Weltanschauung, leuchtet dem Ostasiaten nicht ohne weiteres ein. Wenn die Japaner sich hüten, religiöse Theorien und überhaupt Jenseitsfragen von vornherein abzulehnen und sie mit einer Art „Höflichkeit gegen Möglichkeiten“ (wie man es genannt hat) betrachten, so ist das bezeichnend, nicht nur für Japan, sondern für ganz Ostasien.

Der indischen Weltanschauung ähnelt die chinesische recht wenig. Tagore hat das 1924 erfahren müssen, als er sich in Peking aufhielt: Tagores orientalische Weisheit wollen wir nicht, wir sind keine Inder, wir sind Chinesen, — mit diesen Worten demonstrierten die Studenten gegen den Inder. Und Ruhungming, der 70jährige chinesische Kulturhistoriker, schrieb gegen ihn (wie W. Oehlke berichtet): „Was sagst du, Tagore? Orientalische Weisheit? Von der habe ich keinen Begriff. Willst du uns etwa die indische Kultur, statt der europäischen, anpreisen? Dann gehe lieber zu den Europäern. Denn die europäische Kultur steht der indischen sicherlich näher, als die indische der chinesischen. Was du sagst und schreibst, ist Mondschein.“

Taoismus, Schintoismus, die Lehren des Konfuzius, die chinesische und japanische Lesart des Buddhismus — wir können alle diese weltanschaulichen Systeme des Ostens nicht verstehen, es ist eine fremde und unzugängliche Welt. Allen ist ein Hauch Pessimismus gemeinsam, das Vermächtnis Buddhas an den Osten.

„Ins Leben treten heißt zum Tode wallen.
Höhepunkt bedeutet Niedergang.“

¹⁾ Wilhelm war selbst evangelischer Seelsorger in China.

hat Laotse gelehrt. Daneben tritt immer jener kühle Skeptizismus auf, jene Höflichkeit gegen metaphysische Möglichkeiten: „Wer gegen den Himmel sündigt, hat niemand, zu dem er beten kann“ (Konfuzius). Unser Gottesbegriff ist den östlichen Menschen unbekannt und wohl ziemlich unfassbar. Schon für Indien gilt er nicht mehr. Denn indische Götter sind nicht absolut, über ihnen steht ein anderes, und auch dieses andere kann vergehen, zerfließen. Ohne Gottesbegriff muß natürlich die Religion eine andere Funktion im Leben haben. Tai Hsü sagt es: „Unser Ziel sind wir selbst. Religionen sind nur die Bedingungen, unter denen wir uns ausdrücken müssen, und unser Bewußtsein ist nur ein Teil eben dieses Ausdruckes. Diese wesentlichen Religionen schreiben einen Gott außerhalb unser eine Wirklichkeit zu — das ist aber nur eine Einbildung.“ Tai Hsü ist Buddhist.

Für den europäischen Christen ist es unfassbar, daß Menschen den Gedanken an Unsterblichkeit nicht faszinierend, nicht verlockend und unentbehrlich fänden. „Deine Seele ist unsterblich“ — wird im Abendlande für eine Freudenbotschaft gehalten, und die freudige Bedeutung für absolut. Das scheint sie indes nicht zu sein. Es gibt Menschen in Asien, denen der Gedanke, daß es nach dem Tode immer noch weiter gehe, ebenso schrecklich ist, wie uns die Idee, mit dem Tode sei alles aus. Selbst das sind also Anschauungssachen. Beruht das Nirvana nicht auf diesen Wertungen? Wo sollte hier das Christentum ansetzen?

Selbst Sünde, Schuld, Tugend, Verdienst, Sühne sind so zunächst abendländische Begriffe, die erst durch mühevoll geistige Arbeit und vielleicht auch umformuliert dem Osten übermittelt werden können. Ich glaube nicht, daß die hinduistischen, buddhistischen und andere ostasiatischen Weltanschauungen in dem Maße von dem Ethischen, der Moral, bedingt sind, wie das abendländische Christentum. Die Moral, die Lehre von Gut und Böse, ist nicht dieser wesentliche Bestandteil der Religion wie bei uns. Sind nicht überhaupt Ostasiens Lebensanschauungen mehr Weltweisheiten als Weltreligionen?

39.

Der kriegerische Islam.

Der eigentliche Opponent gegen die fernen asiatischen Religionen ist der Islam, nicht das Christentum. Denn natürlich ähnelt der Islam in den religiösen Begriffen, moralischen Wertungen und in den Gottesvorstellungen eher dem Christentum als dem Buddhismus oder dem Taoismus. So kommt er in einer Front mit den westlichen und abendländischen Ideen zu stehen, freilich nur in dieser Hinsicht.

Indien ist der Kriegsschauplatz für diese Kämpfe geworden. Seit langem tobt hier ein Religionkrieg, der an Heftigkeit, Dauer und Leidenschaft alle europäischen Religionskriege der Vergangenheit weit übertrifft. Und es handelt sich ja auch um mehr. In Europa war es Gegensatz zwischen Konfessionen, zwischen Setten der gleichen Grundreligion — in Indien

ist es tödlicher Haß, ist es Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei wesensfremden Religionen (wozu dann freilich noch andere Gegensätze, wie Rassenungleichheit, verschiedene Traditionen, Ressentiments aus der Zeit der Eroberung Indiens durch die Mohammedaner u. a. kommen).

Der Vizekönig von Britisch-Indien sprach vor den beiden Häusern des allindischen Parlamentes, bei der Eröffnung der Simla-Sagung¹⁾ 1927 über den Religionskrieg. „In weniger als anderthalb Jahren kostete der Religionskrieg an 300 Tote und 2500 Verwundete — soweit unsere Statistiken reichen. Wir wollen diese Schrecken übersetzen in jene Sprache des Menschenleides, die Mitleid, und auch ein wenig Scham über den Menschenverlust, mit den Müttern, deren Kinder getötet wurden, über die vernichtete Hoffnung solcher Jugend uns finden läßt. Die vielen Häuser, in denen man über die Toten weint, sind aber nicht der einzige Maßstab, um das Unglück Indiens zu ermessen. Mancherlei in Indiens Zivilisation verlangt nach Besserung und Reformen. Aber diese Reformen sind schwer, denn Indien hat eine alte und tief verwurzelte Kultur und auch die Fehler sind tief darin verwurzelt.“ Der Vizekönig, Lord Irvin, erinnerte dann an die Zeiten, da auch England Religionskriege über sich ergehen lassen mußte, und erzählte von einem Grabstein in einem kleinen englischen Dorfe aus jener Zeit, auf dem steht: „Im Jahre 1643, als alle heiligen Dinge zerstört und entweiht wurden, hat Sir Francis diese Kirche gebaut, ein Edelmann, dessen einziges Verdienst war, in der bösen Zeit Gutes getan und, von üblen Zweiflern umgeben, die Hoffnung nicht aufgegeben zu haben.“

Wenn Lord Irvin so spricht, so haben wir kein Recht, daran zu zweifeln, daß diese Worte ihm aus dem Herzen kommen. Wenn ich schon im allgemeinen nicht glaube, daß England die Religionskriege in seinem Indien begünstige (denn England weiß, daß das Spiel mit dem Chaos lebensgefährlich ist), so bietet Lord Halifax' Sohn, denn das ist Lord Irvin, jede Gewähr. Er ist ein Sproß der Cecils, mütterlicherseits; und wie sein Vater, ist er religiös. Lord Halifax bemühte sich um die Einigung der Church of England mit der katholischen Kirche (Religionsgespräche in Mecheln!); sein Sohn hat gleiche Neigungen; beide sind religiöse und aufrichtige Führer des christlichsten und sympathischsten England.

Um zu dem Religionskrieg in Indien zurückzukehren: wer ist der Angreifer? Ich meine, der Islam. Doch ein Urteil darüber, das sage ich gleich zur Einschränkung, ist überaus schwer und wird nie unangefochten bleiben (wie jeder Streit um Kriegsschuld). Die Vergangenheit lebt noch: der Islam kam als Unterdrücker, als Eroberer; und nicht alle mohammedanischen Herrscher hatten die Großmut Akbars, der alle Religionen nebeneinander blühen und gedeihen ließ (weil sie ihm alle egal waren, und er an keine glaubte). Dann aber kam Aurangzeb der Böse, der Benares zerstören ließ und seine Moschee mit den noch stehenden Minaretts so ans Ufer setzte, daß ihr Schatten und Spiegelbild in den heiligen Ganges

¹⁾ Im Sommer ist Simla, im Winter Delhi die indische Hauptstadt.

fällt, den göttlichen Strom zu verunreinigen. Natürlich ist die Erinnerung an das alles noch lebendig. Da nun auch im großen ganzen die Mohammedaner in Indien von den Briten bevorzugt werden (schon prinzipiell als Minderheit), fühlt sich der Hindu dauernd vom Islam beleidigt. Neue Forscher haben die merkwürdige Tatsache mitgeteilt, daß dieser Haß gegen die Muselmanen selbst in Tibet allgemein ist, obwohl dort selten solche hinkommen: der Tibetaner zieht den Christen dem Mohammedaner vor! In Indien sind Pamphlete gegen Mohammed, den „lustigen Propheten“ oder den „Lasterpropheten“, überaus häufig. Ich selbst bin einmal nachts in einer südindischen Stadt von Hindus angehalten und drohend gefragt worden, ob ich Mohammedaner sei. Glücklicherweise konnte ich die Leute beruhigen; wahrscheinlich lagen sie auf der Lauer, um Mohammedaner zu verprügeln. 1921 begann im Pandschab die letzte, noch andauernde Phase des Religionstrieves, mit einem lächerlichen Anlasse. In Mooltan war bei einer hinduistischen Prozession das Götzenbild gegen die Telephondrähte, die über die Straße gespannt waren, gekommen und umgefallen. Die Hindu riefen: das hätten die Mohammedaner getan. Unglücklicherweise geschah es in der Nähe mohammedanischer Schlachthäuser. Als ein Mohammedaner verprügelt wurde, kamen die Metzger mit den Schlachtmessern zu Hilfe, und eine schreckliche Mezelei, begann, bei der auch Frauen und Kinder der Hindu nicht geschont wurden.

Die wichtigsten Islamländer sind außer Arabien: die Türkei, Persien (Schia-Sekte), Afghanistan, Britisch-Indien, Hinterindien und die niederländisch-indischen Inseln Java, Sumatra, Borneo usw.; dann die afrikanischen Länder von Ägypten bis nach Marokko und sehr weit südlich über Simbuku und den Sudan hinaus. In Europa weist der Balkan islamische Bestandteile auf, besonders Albanien und Südslavien (hier sind sie im Parlament sogar vertreten) und Rußland. Von den 230 Millionen Mohammedanern mögen 80 Millionen auf kaukasische, 70 auf mongolisch-türkische, 50 auf malaiische und der Rest auf Neger-Rassen entfallen. In Indien huldigen dem Islam über 60 Millionen (also etwa ein Fünftel der gesamten Bevölkerung), die sich ziemlich gleichmäßig auf Vorderindien verteilen. Sie bilden in Assam, der vor geraumer Zeit von Bengalen geteilten Provinz, ein Drittel, in Bengalen aber etwas mehr als die Hälfte, ebenso im Pandschab; Belutschistan ist fast ganz mohammedanisch. Sonst sind es meist Minderheiten, $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{10}$. Doch sind auch in Hindustaaten einige Fürstenhäuser mohammedanisch, so in dem wichtigsten Staat von Haiderabad der Nizam. Sehr schwach ist der Islam in Birma, das ja in jeder Beziehung schon zu Hinterindien gehört, und auf Ceylon. Holländisch-Indien ist fast ganz mohammedanisch; doch soll die Religion stark mit hinduistischen und buddhistischen Bestandteilen durchsetzt sein; immerhin senden diese Inseln jährlich gewaltige Pilgermengen in die heiligen Städte von Mekka und Medina (1927: 70000, mit den Straits).

Im Islam der Jetztzeit lassen sich, politisch, wohl zwei Richtungen oder besser zwei Bemühungen unterscheiden: die einen sind nationalistisch

und europafeindlich, die anderen suchen Anlehnung an Europa. Anhänger der letzteren Richtung (die überall dort sich leicht bildet, wo der Islam eine schutzbedürftige Minderheit ist) propagieren geradezu eine Allianz zwischen England (bzw. Frankreich) und dem jungen Islam. Zahlreicher sind freilich die nationalistisch gesinnten Politiker. In Indien, wo zur Blütezeit des Gandhismus, unmittelbar nach dem Weltkriege, das englandfeindliche Kalifat-Komitee Anhang gewonnen hatte, beherrscht zwar heute wieder die englandfreundliche, hinduseindliche Muslim League die Lage. Aber in Ägypten, Palästina, Mesopotamien sieht es anders aus. — Interessant ist auch die Lage Frankreichs dem Islam gegenüber. In den nordafrikanischen Besitzungen ist die Tendenz, sich gut mit den mohammedanischen Würdenträgern zu stellen, während in den zentralafrikanischen Kolonien die französische Politik islamfeindlich ist und sein muß, denn hier entfaltet der arabische Islam eine regelrechte Missionstätigkeit (ebenso übrigens in Indien), die europafeindliche Züge trägt. Im Gebiet des oberen Niger und in Senegal gibt es etwa eine halbe Million Mohammedaner. Ähnlich ist es in Syrien, wo Frankreich notgedrungen den Beschützer der christlichen Minderheiten gegenüber den Mohammedanern spielen muß.

Ein guter Kenner des Islam, Leopold Weiß, hat die Frage: modernisiert sich der Islam von heute im europäisch-kapitalistischen Sinne — entschieden mit Nein beantwortet. Ich selbst habe nicht genug Anschauung von mohammedanischen Ländern, um ein Urteil wagen zu können. Das geistige Schicksal des modernen Islam wird anscheinend in Ägypten entschieden, wie sein politisches in Arabien. Da aber in Ägyptens Großstädten die europäische Zivilisation im schlechten Sinne um sich greift, würden hier die Aussichten für den reinen Islam trübe sein. Die berühmteste Schule Kairo's ist die Universität der El Ašhar Moschee, mit ihrem jedem Reisenden bekannten malerischen Lehrbetriebe. Scheich Mohammed Abdu (gest. 1905), aus dieser Schule hervorgegangen, war bereits Tolstojverehrer. Noch neuere mohammedanische Theologen Kairo's stellten sehr unkonserervative Lehren auf. So Ali Abdel Razek, daß der Islam nur religiös, nicht politisch handeln dürfte (wofür er aber seines Lehramtes enthoben wurde), und Taha Husein, daß das vorislamische Arabertum bereits auf hoher Kulturstufe gestanden habe.

Im übrigen ist für die religionspolitische Gestaltung Vorderasiens etwas nicht ohne Belang: daß fast überall noch die vom Islam unterdrückten Religionen als Minderheiten bestehen. In Marokko und Algerien sind zwar die Berber allmählich „bekehrt“ worden, aber ihr Islam unterscheidet sich sehr wesentlich von dem arabischen Islam, nicht nur was die Stellung der Frau anbetrifft. In Ägypten existiert trotz der tausendjährigen blutigen Verfolgung noch das altchristliche Koptentum. Es ist zum Teil orthodox, zum Teil mit Rom uniiert, unter Beibehaltung der koptischen Liturgie. Doch sind die neuen Bestrebungen Roms, das orthodoxe Koptentum zu gewinnen, von keinem nennenswerten Erfolge begleitet (30000 uniierte und 800000 orthodoxe Kopten).

Der kriegerische Islam
 113

In Palästina setzt sich wieder das Gudentum durch die jüdischen
 Gemeinwesen fest, daneben ist noch, wie in Syrien, ein System der
 christlichen Gemeinden vorhanden, die teils Rom, teils ihren eigenen
 Patriarchen unterstehen (in Syrien unter $\frac{2}{3}$ Rom). Im ganzen ist $\frac{1}{4}$ der
 christlichen Bevölkerung christlich.

In einem Entschheidungskampfe würden sich diese geistigen Zwin-
 deren für den Islam sehr unangenehm bemerkbar machen und vielleicht
 eine ähnliche Rolle spielen, bzw. zu leiden haben, wie die christlichen
 Armenier. Ob dieser große Krieg des Islam, der Heilige Krieg der
 Zukunft unter der grünen Fahne des Propheten aber überhaupt kommen
 wird? Entwidelt sich nicht der Islam von den alten Traditionen weg?
 Gibt es nicht unter den Hochammern der sich zivilisierenden Länder
 immer mehr solche Zäunen, die wie Omar der Weltmacher von sich
 sagen müssen:

In einem Arm den Krieg, im andern den Koran,
 Bald auf dem geraden Weg, bald auf verbotener Bahn.
 So bin ich unter dem türkisgewölbten Dom
 Rein ganzer Zeide und kein rechter Zuluseliman.

(Zach der Süßlichen Übersetzung von Rosen)

VII. KAPITEL.

Betörung durch Zivilisation.

40.

Kulturkampf in der Türkei.

Das Gift des Abendlandes für den unbotmäßigen Orient ist die Zivilisation. Ein süßes und betörendes Gift. Entnervend und von hypnotisierender Gewalt fließt es in den Kulturkreis der erotischen Länder. Wer ist ihm gewachsen? Die Großstädte der Orientländer, wie Aegypten, die Türkei, Indien, China, Japan sind von vornherein verloren. Aber auch die Berge, die Urwälder, die Dschungeln, die Oasen in der Wüste betört Europa mit seinen Geschenken. Ungern-Sternberg erzählte von den Negern im Kongo, die beim Bahnbau folgende Verse singen:

„Wer ist unser Herr? Unser Herr ist ein Weißer.

Von wo ist er gekommen? Er ist aus einem Lande gekommen, sagt er, wo die Sonne alt ist.

Warum ist er gekommen? Er kam, um eine Eisenbahn zu bauen.

Ist das gut? Ja, es ist gut, denn wir brauchen die Weißen dann nicht mehr auf unseren Schultern zu tragen.

Was wird uns die Bahn bringen? Sie wird uns Tabak und Schnaps bringen.

Ist das gut? Ja, es ist gut.

Was wird uns die Bahn noch bringen? Sie wird uns noch viele Weiße bringen.

Ist das gut? Ja, es ist gut, die Weißen werden viele von unseren Frauen nehmen und uns dafür etwas schenken.

Was wird dann kommen? Dann werden noch mehr Weiße kommen.

Ist das gut? Das können wir nicht wissen.“

Nein, das könnt ihr nicht wissen, Völker Afrikas, Menschen der Wüste, der Wälder, der Dschungeln; und auch ihr in Asien seid erst am Anfange des Begreifens, was es heißt, den weißen Mann im Lande haben. Ist das gut? Das kann niemand wissen.

Die große pathetische Geschichte von der Humanitätssendung Europas, in Sonderheit Englands, ist Unsinn. Die Witwenverbrennung zu verbieten war, beispielsweise, notwendig, denn kein Weißer vertrüge im heutigen Stadium der Entwicklung Europas den furchtbaren Flammentod des Weibes. Damit ist aber keine Lösung gekommen. Leid, Schmerz, Qual kann man nicht addieren und voneinander subtrahieren. Ob das

Mädchen in Summa mehr Unglück erleidet, wenn es einige Minuten der furchtbaren Marter, im vermeintlichen Dienste einer hohen Sendung, durchmacht, oder wenn es ein Menschenalter länger das Leben freudlos, lieblos, als Verbrecherin betrachtet (denn die Witwe ist nach der orthodox-hinduistischen Auffassung durch ein früheres sündiges Leben schuld an dem vorzeitigen Tode des Gatten), bei Seite gestoßen, nur geduldet wie eine lebendige Tote vertrauert — das wage ich nicht zu entscheiden. Aber es tut nichts zur Sache, denn natürlich mußten die Engländer und Holländer die Witwenverbrennung verbieten. Aber Sendung ist das nicht. Da imponiert mir der große Akbar mehr, der, um eine schöne Verwandte, die er einem indischen Fürsten zur Frau gegeben, beim Tode des Gatten vor den Flammen zu retten, einen Gewalttritt von vielen hundert Meilen auf seinem besten Araberhengst machte und, selbst zum Tode erschöpft, vor dem Scheiterhaufen ankam, keine Stunde zu früh! Wer hätte unseren Vorfahren die Sendung gebracht! Oder den germanischen Wikingern in Rußland, die auch den Frauen ihrer toten Häuptlinge über seinen Scheiterhaufen von einer alten Zauberin mit einem Messer die Gurgel durchschneiden ließen, wobei die Männer draußen mit Schildern und Schwertern Lärm schlugen, um das schreckliche Todesgeschrei der Unglücklichen nicht zu hören (sie hatten trotz allem schon Nerven); wer brachte ihnen die Sendung der Menschlichkeit? Vielleicht das Christentum? Aber das mittelalterliche Christentum duldet die Folter. Auch nicht die Reformation, überhaupt keine religiöse Idee und nicht die Religiosität an sich beseitigte sie. Nein, die Zeit, die Mode, veränderte Anschauungen, andere Nerven, der vieldeutige Fortschritt, moderne Ideen haben das alles verändert. Grausamkeit in jener sinnfälligen Form ist verpönt. Man vierteilt keinen mehr lebendigen Leibes, obwohl man nicht viel dabei findet, einen kranken Gefangenen im Gefängnisse umkommen oder einen Verbannten auf einer sonnenheißen Insel an tropischen Krankheiten krepieren zu lassen. Mit unserer modernen Anschauung vertragen sich Dinge nicht mehr, die sich mit der Menschlichkeit vor hundert Jahren vertrugen, und in hundert Jahren werden sich wahrscheinlich andere Sachen damit nicht vertragen, die wir heute als selbstverständlich hinnehmen. Vielleicht sind wir im ganzen etwas besser geworden, nur etwas, viel nicht.

Jedenfalls dulden wir nicht mehr die Witwenverbrennung. So weit geht unser Sinn für überlieferte Sitten nicht. Wir finden es scheußlich. Vor 150 Jahren noch geschah es regelmäßig auf Java, daß nach dem Tode eines Fürsten die Lieblingsfrauen den schmalen Steg beschritten, der quer über den Hof von Balkon zu Balkon gespannt war, und unter dem der Scheiterhaufen brannte; und sie verständigten sich stumm mit den Augen, um gleichzeitig mit einem ekstatischen Aufschrei in den heißen Tod hinabzuspringen; nur die Lieblingsfrauen, die anderen wurden einfach hineingeworfen. Für unser Gefühl ist das grauenhaft — moderne Jnder sollen aber nach wie vor entschlossen sein, das wieder einzuführen, wenn die Gegenwart der Briten sie nicht mehr daran hindert.

Europa ist in ein anderes und früheres Jahrhundert eingebrochen, als es nach Asien kam. Da ist es leicht, Humanitätsapostel zu sein. Doch liegt es nicht so einfach.

Denn von der anderen Seite her, von Asien aus, gesehen, war es so: Asien sah sich eines Tages von Menschen heimgesucht, die ein paar Jahrhunderte weiter waren. Doch wieder muß ich abschweifen, ehe ich weiter sage, was ich über diese Dinge mutmáße. Denn schon höre ich den Einwand: was, wir älter als die Asiaten; die Chinesen, Inder, Perser sind Jahrtausende älter als wir. Ist das wahr? Nein. Denn erstens soll man schöne Phrasen, die manchmal richtig und treffend sind, nicht wie astronomische Formeln gebrauchen, und zweitens wird dabei viel Dekadenz, Müdigkeit, Lasterhaftigkeit und der ganze Komplex von Degenerationserscheinungen mit Alter verwechselt. Aber meinetwegen sollen die schöngeistigen Schwärmer für ostasiatisches Uralter in ihren Bezirken recht behalten — für meinen Gedankengang hier ist mein Gleichnis, denn mehr soll es nicht sein, zutreffend. Denn, „alt“ und „jung“ beiseite, Asien ist nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit gelegen. Ich glaube nämlich nicht, daß wir noch einmal das indische Kastenwesen uns anschaffen, Bajaderensitten einführen und aus der total veralteten Opiumpfeife rauchen werden. Eher ist das Umgekehrte möglich: daß nämlich Asien Proletarierstädte baut, Sittenkontrolle über Bordells verhängt und statt der Opiumpfeife die Morphiumspritze annimmt.

Es liegt mir viel daran, daß der Leser mich hier versteht, denn ich steuere auf etwas, meiner Ansicht nach, sehr Wichtiges zu, auf etwas, das ich geradezu das asiatische Verhängnis nennen möchte, auf den tragischen Zusammenprall verschiedener Zeiten. Bei meinem Aufenthalte in Delhi habe ich die mir sympathischsten Inder getroffen: Männer aus der Liga der Servants of India, ernste Persönlichkeiten, von denen jeder leidenschaftlichen Anteil an dem Schicksale seines Volkes, bzw. Völker, nahm, Politiker, die weit über den naiven Prophetenrummel Gandhis hinausgewachsen waren und die wirklichen Probleme sahen. Einer bemüht sich, die Vorurteile, die der Abschaffung der Rinderheirat entgegenstehen, aus dem Wege zu schaffen, ein anderer will das Los der Witwen heben, indem er eine ganze Bewegung organisiert, die dafür sorgt, daß gewisse Berufe, wie Lehrerinnen, Krankenpflegerinnen usw., ihnen offenstehen, wieder andere kämpfen leidenschaftlich gegen den Aberglauben des hinduistischen Bauern, der aus religiösen Vorurteilen seine Felder von Ratten, Schakalen und Eichhörnchen verwüsten läßt, ohne sich zu wehren. Es war eine Freude, mit ihnen zu reden, ihren Idealismus zu bestaunen und ihre Pläne zu hören. Aber, dessenungeachtet, über einen Punkt konnte ich mich trotz vielfachen Bemühens nicht mit ihnen verständigen. Ich hatte und habe nämlich ein Bedenken. Die Reformen mögen gelingen, die Witwen mögen wieder Eingang in die bürgerliche Welt finden, die Landwirtschaft mag gedeihen und anderes mehr, dessen Wert ich keineswegs unterschätze. Aber wird nicht damit auch die geistige, weltanschauliche Grundlage Indiens zerstört? Geht mit dem Aberg-

glauben nicht auch die Religion zugrunde? Im Abendlande bei uns war das anders. Wir haben uns Zeit gelassen. Wir haben, trotzdem Graf von Spee die Hexenverfolgungen verurteilte, noch zweihundert Jahre lang weiter Hexen verbrannt. Allmählich genossen, verdirbt man sich am menschlichen Fortschritt nicht den Magen. Humanität kann auflösend wirken. Die weißen Blutkörperchen vernichten nicht nur Bazillen, sondern auch die gesunden roten Blutkörperchen. In unserer Zeit ist es ja Mode geworden, über diese zersetzende Funktion der Zivilisation Bücher zu schreiben. — Indien, und überhaupt Asien, läßt sich gar keine Zeit. Kann ein Volk das vertragen? Wird nicht eine leichte Aufklärung die Folge sein? Eine schreckliche Halbbildung entstehen? Reißt man nicht notwendigerweise mit dem Unkraut die wertvolle Pflanze aus? — Also so ungefähr habe ich gefragt. Man hat mich nicht verstanden, erst recht mir keine Antwort gegeben.

Möglicherweise hat man die Antwort, wenn man in zehn oder fünfzehn Jahren in die Türkei reist und die Folgen des Kulturkampfes der Kemalisten besichtigt. Denn hier wird das Experiment ja im großen Stile und mit anzuerkennendem Mut (oder Leichtsinn) vorgenommen. Die republikanisch-türkische Regierung ist durchaus vorurteilslos. Aus alten Palästen macht man Spielhöllen, die islamischen Geistlichen setzt man ab, religiöse Behörden und Anstalten löst man auf. Auf der anderen Seite geht man in einer fabelhaften Initiative an die Modernisierung des Volkes. Schulwesen, technische Bildung, Hygiene, Sport — das wird gefördert und gepflegt, daß es nur so eine Freude ist. „Wer hätte vor 10 Jahren geahnt, daß der Fußball in Anatolien verkäufliche Ware sei!... Man trifft heute auf dem Dorfe, in der Bahn und in der Werkstatt Gedanken von einer radikalen Schärfe und Logik und einem bewußten stählernen Willen zu neuer Zeit... Wenn heute in einer anatolischen Mädchenschule ein persönlich prüfender Landrat von neun- und zehnjährigen Kindern nicht nur Zweck und Nutzen von Elektrizität und Photographie geschildert bekommt, sondern ihm auch die Vorgänge von lichtempfindlicher Plattenemulsion, die unterm Sonnenlicht sich chemisch verändert, erklärt werden, dann ahnen wir allerdings ein Geschlecht heranwachsen, dem die technischen Alltagswunder nicht mehr Schwierigkeiten bereiten.“ (R. Klinghardt: Angora-Konstantinopel.)

So lobenswert diese Zivilisierung der modernen Türkei sein mag, in die Tat konnte sie nur unter Ausschaltung alles Religiösen umgesetzt werden. „Sie (die Türkei) tat es unter Ausschcheidung alles Kirchlichen und unter einschneidender Umgestaltung all der Institutionen, die durch ihren geistlichen Charakter mit dem Kalifat verbunden waren. Unumgänglich notwendig war es für das neue Land“ — das meint alles dieser Klinghardt, ein begeisterter Lobredner der modernen Türkei — „alles zu beseitigen, was Kraftverlust, Hemmung und Gefangenhaltung der Geister in überholten Vorstellungen und Formen bedeutete. So wurden geistliche Schulen, geistliche Gerichtsbarkeit beseitigt, ohne daß ein nennenswerter Widerstand aus den Reihen der in ihrem Ansehen

und Einfluß geschwächten Geistlichkeit erfolgt wäre.“ — Wir können nur fragen: wie wird das ausgehen? Religiöse Traditionen werden abgeschnitten, Zivilisation wird angenommen, als sei sie Religion.

41.

Abendländische Bildung.

Die moderne Angoratürkei ist nur der krassste Fall, aber das gleiche geht in ganz Asien vor sich. Zivilisation ist gleichbedeutend mit abendländischer Bildung des 20. Jahrhunderts. Diese strömt plötzlich in Länder, die einige hundert Jahre rückwärts liegen. Gibt es etwas wie eine Physik der Kulturen, dann muß eine entsetzliche Katastrophe die Folge sein.

Die Erfolge der letzten Jahrzehnte sind imponierend und im Einzelfall, für sich gesehen, erfreulich. Im Pandschab hat seit vier Jahren sich die Zahl der Volksschüler von 500 000 auf 900 000 erhöht, was einen Prozentsatz zur Gesamtbevölkerung von nun 4,5 gegen vorher 2,7 gleichkommt. In der Stadt Madras gingen 1925: 460 000 Mädchen in die Schule, 1924 erst 430 000. In der gleichen Stadt gibt es schon 37 Studentinnen der Medizin! In Bengalen sind jetzt 57 000 Schulen in Betrieb und 1919 waren es erst 1200. In Benares habe ich die gewaltige Anlage der neuen, in den letzten Jahren gegründeten und gebauten Hindu Universität bewundert, an der Annie Besant hervorragenden Anteil hatte. Es ist, weit außerhalb der heiligen Mauern, etwas wie eine Stadt für sich. Die größte Abteilung soll die technische sein. Obwohl das damit zusammenhängt, daß die technischen Berufe den Indern am ehesten offenstehen (Eisenbahn!), so ist es doch für den Zug der abendländischen Bildung in Indien und Asien durchaus bezeichnend. Nun sind gerade diese technologischen Fakultäten an allen Schulen und Universitäten des Ostens, bis weit nach China und auch nach Japan, völlig abhängig von Europa und Amerika. Ob überhaupt die Wissenschaft so bald asiatische Träger, Schrittmacher und Pioniere erobert, wie das die Gebildeten dort hoffen und proklamieren, scheint zweifelhaft. Jadunath Sarkar, Vizetanzler der Kalkutta-Universität, hat zwar bei einem feierlichen Akt in der Bombay-Universität Vergleiche gezogen mit Gandhis Swadeschi (das ist die Bestrebung, in Indien handgewebtes Tuch statt der europäischen maschinengewebten Tuche zu gebrauchen): „Die Universitäten sollten nicht länger bessere Schulen sein, bloße Werkstätten, um Clerks, Mechaniker, Lehrer, Übersetzer usw. heranzubilden. Sie sollen in Zukunft den Wissenschaft der Welt selbst vermehren helfen. Sie müssen ein intellektuelles Swadeschi erreichen, als daß sie wie bisher indische Köpfe mit in Europa produziertem Wissen füttern. Wie kann Swaradschi, die politische Unabhängigkeit, möglich werden in einem Lande, das unaufhörlich nach fremden Ländern sehen muß, um sich deren Wissen anzueignen, deren medizinische Entdeckungen zu lernen, deren technische Erfindungen zu erwerben, überhaupt jedes Blatt im Weisheitsbuche der Menschheit von draußen kaufen muß?“ Der Vizetanzler hat den Kern der Sache getroffen, aber er wird es

nicht ändern; abendländische Bildung hält Asien in der Hörigkeit Europas. Noch ist dieser alte Erdteil der Kopf und das Gehirn der Welt.

Das Hirn der Welt hat die Macht, die Seele zu töten? Die Seele Asiens, erfüllt mit den Religionen der Tiefe, den weisen Erkenntnissen, den reifen Früchten der Klugheit, dem Geisterblick ins Leben, der dichterischen Seherkraft, der künstlerischen Ekstase? Hat der Leser je indische Musik gehört und ihren Zauber gespürt? Kennt er die zarte Farbe, die unbeschreiblich graziose Linie ostasiatischer Kunstblätter? Die Melancholie chinesischer Lyrik? — Aber was will Asien! Wir haben das Kino.

Wir haben mit Erfolg versucht, mit dem Film unsere eigne Kultur zu untergraben und auszuhöhlen. Wir gebrauchen den Film wie ein Betäubungsmittel, wie Alkohol und andere Rauschgifte. Der Asiate ist viel weniger widerstandsfähig, als wir, gegen solche zivilisatorischen Veranstaltungen. Er ist uns rettungslos verfallen, wenn wir das Kino auf ihn loslassen. Und wir taten es. Als ich auf den heiligen Gangesfluß bei Sonnenaufgang vor Benares fuhr, und die Scharen der Frommen in dem himmlischen Wasser baden sah, um der Erlösung willen, da erschrak ich über die grelle Kinoreklame, die hinter den Nischen der Yogins an den Mauern klebte.

In Britisch-Indien wurde vor kurzen das Problem des Kinos erörtert. Ein hoher indischer Würdenträger, Ramdas Pantulu, regte sich besonders über einen Buddhafilm auf: „Ich sah, daß Buddhas junges Weib sofort nach dem Weggang Buddhas von einem anderen Manne umworben wird. Nun mag Werben und umworben werden, in anderen Ländern etwas sehr Schmeichelhaftes für die Frauen sein. Für unsere Frauen und Mädchen ist es Sünde. Der Film wirkt also demoralisierend auf unser Volk.“

42.

Befreiung der Frau.

Der amerikanische Film beherrscht nun einmal die Welt und in ihm spiegelt sich die Zivilisation. Es gibt keine bessere, keine faszinierendere Reklame für Zivilisation als den amerikanischen Film. Dagegen kann Asien nichts machen. Umworben werden, war gestern Sünde für Asiens Frauen, morgen werden es sich Inderinnen, Chinesinnen, Javanerinnen geschmeichelt gefallen lassen.

Die Türkei hat mit der Befreiung der Frau am radikalsten begonnen. Das übrige Asien wird folgen. Die Vielehe ist nun von Angora verboten. (Nur bei kinderloser erster Ehe ist eine zweite möglich.) Wann wird sie auch in den anderen islamischen Ländern verboten werden? Die Befreiung der Frau aus dem Harem, überhaupt aus der Knechtschaft des Mannes, ist eine segensreiche Wirkung der europäischen Zivilisation. Aber das hindert nicht die schweren gesellschaftlichen Erschütterungen dieser Reform, welche sich nicht aus dem Innern und dem Fortschreiten der eigenen Kultur entwickelte, sondern von außen aufgezwungen oder

suggeriert wurde, Die Frauenbildung, welche die asiatischen Länder bisher mehr als vernachlässigten, beginnt Riesenschritte zu machen. Bisher können von den Männern Indiens 12 v. H. schreiben und lesen, von den Frauen aber nur 1 v. H. Das ändert sich schnell. Vom Witwenlos in Indien wurde genug gesprochen. Die Besserung ist auch im Gange. Doch nichts kann darüber täuschen, daß diese Besserung eigentlich der Religion Indiens widerspricht. Im Gegensatz zum Christentum, das im Jakobusbrief lehrt: „Gottesdienst vor Gott dem Vater ist, Witwen in ihrer Trübsal zu Hilfe zu kommen“, verdammt der Hinduismus die Witwe, was sich aus der Seelenwanderungs-Idee erklärt. Überhaupt hängt die geringe Schätzung der Frau an religiösen Vorstellungen. Man kondoliert vielerorts dem Vater, wenn sein Kind ein Mädchen ist, wie man ihm gratuliert, wenn es ein Junge ist, Im Uitareya-Brahmana heißt es recht unfreundlich: „Ein Unglück ist die Tochter, den Sohn aber betrachte als Licht im höchsten Himmel!“ Den Frauen ist das Studium der heiligen Veda-Bücher verboten. Die Polygamie in Indien ist selten, wenigstens unter Hindu; in der Provinz Madras sollen 4 v. H. der Männer mehr als eine Frau haben.

In den ostasiatischen Großstädten hat, wenigstens in den „zivilisierten“ Kreisen, die Befreiung der Frau solche Fortschritte gemacht, daß es schon mehr eine Emanzipation darstellt. „Nacht für Nacht habe ich die chinesische Emanzipierte bei ihren Vergnügungen beobachtet. Unter den vielfarbigen Lichtern des Peking-Hotels tanzt sie nach der Jazz-Band. Die kleine Pfirsichblüte versteht sich zu amüsieren. Sie unterhält sich gut mit jungen Elegants, raucht ab und zu Zigaretten mit der Grazie einer Türkin und trinkt mit der Eleganz eines Vogels. Das Majestic Hotel in Peking ist jeden Sonntag Schauplatz einer einzig in der Welt dastehenden Reunion. Ein wirklich eleganter Tanztee, bei dem fast nur Chinesen sind. . . Jede Woche erscheinen in den Zeitungen und Zeitschriften spaltenlange Aufsätze von entrüsteten chinesischen Damen, welche die angeblich unmoralische neue Frau verurteilen.“ (Lady Drummond Hay).

Die Befreiung der Frau zerstört die althergebrachte, traditionelle Geisteshaltung Asiens. Natürlich ist es nicht immer so kraß, wie unter dem bolschewistischen Einflusse in Hankau zur Zeit der Sowjetherrschaft Mai 1927: da bildete sich eine Frauenliga, die sich „ein Halbjahr und dann ein anderer“ nannte, also die halbjährige Zeitehe proklamierte. Immer aber werden in Asien Zivilisationsideen von den „befreiten“ Frauen am radikalsten vorgetragen und verstanden werden.

43.

Das Joch der Maschine.

Ein großer Teil der asiatischen Frauen rennt von einer Verklavung in eine andere. Dem Harem entronnen, gerät das Weib in den Bann der Fabrik. Die Emanzipation der Frauen unterer Volksschichten in Japan,

Indien und China ist identisch mit dem Eintritt in den Beruf; Frauenarbeit regiert alle frühkapitalistischen Länder. Die Maschine frißt das Frauenleben.

Nach dem Amerikaner Sherwood arbeiten in den Haarnetzfabriken von Tschifu und Umgebung 17000 Frauen für 12 Pfennige am Tag, und zwar zehn Stunden. In den Textilfabriken Schanghai ist Frauenarbeit zu den erbärmlichsten Arbeitsbedingungen allgemein. Doch gerade in Schanghai¹⁾ hat die gewerkschaftliche Organisation der chinesischen Arbeiter noch am meisten erreicht. Hier sind ja nicht weniger als 200000 gelbe Arbeiter Gewerkschaftsmitglieder. In Indien ist es nicht besser als in China. Aber, und damit fällt ein grelles und häßliches Licht auf asiatische Ethik, die schlimmsten Arbeitgeber sind die Asiaten selbst. Was japanische Fabrikherren in Kanton, Schanghai, Tientsin von ihren Arbeiterinnen verlangen, ist unerhört; und die indischen Bergwerksbesitzer haben die schärfste Opposition gegen die Einführung der modernen Sozialpolitik gemacht. In den indischen Provinzialverwaltungen haben die Briten die Durchführung der „Factory Act“ den indischen Selbstverwaltungsorganen gegeben. Dezember 1925 machte die zentralindische Regierung eine Umfrage bei den Provinzen über die Möglichkeit, Frauenarbeit in Bergwerken zu verbieten (die indischen Bergwerke beschäftigen 80000 Frauen, davon Kohlengruben allein 63000, d. i. 35 v. H. der Bergarbeiter). Assam und Madras waren einverstanden, die Frauenarbeit unter der Erde sofort zu verbieten. Pandschab meinte, wenigstens in den Salzbergwerken sollten ruhig Frauen weiter arbeiten und Bombay fand, es sei besser, eine Frist von fünf Jahren bis zur endgültigen Abschaffung der Frauenarbeit unter Tag in den Schächten und Stollen zu setzen. Aber die Provinzen, wo die Kohlenschächte Indiens liegen, nämlich Bengalen, Bihar und Orissa sowie die Zentralprovinzen fanden es überhaupt verkehrt, die Existenz weiblicher Bergleute zu beseitigen. Der Vorwand ist: die Arbeitsorganisation sei die Familie, die gemeinsam (also auch mit Kindern!) unten arbeite und die man nicht zerstören dürfe. — Die Zahl der in Fabriken beschäftigten Kinder betrug 1923 in Britisch-Indien 75000. Doch ist die Statistik unvollständig. Allein in den Teeplantagen Assams (samt den dazu gehörigen Fabriken) sind 11000 Kinder tätig. Die gesetzliche Höchst-Arbeitszeit für Kinder ist in den Textilwerken Bombays wöchentlich 36!

¹⁾ Schanghai, Chinas größte Stadt, der Welt drittgrößter Handelshafen, The Paris of the East, ist eine europäische Kreatur. Vor der Gründung des Foreign Settlement hier (1842) war es ein unbedeutendes Nest. Heute geht ein Drittel des gesamten chinesischen Handels über Schanghai. Die Geschäftsstraße Schanghai, die Nanjing Road, berüchtigt durch die Schießerei 1925, ist die blendendste Geschäftsstraße Asiens. Schanghai, fast ganz International Settlement, ist praktisch eine britische Kolonie, auf deren exterritorialem Gebiete 21400 Weiße und 830000 Chinesen wohnen (wobei aber das gesonderte French Settlement nicht mitgerechnet ist). Also werden fast eine Million Chinesen hier von England beherrscht. — E. Kleinschmitt schildert in seinem außerordentlich interessanten Reisebuche („Durch Werkstätten und Gassen dreier Erdteile“, Hanseatische Verlagsanstalt) die Arbeiterverhältnisse gerade dieser östlichen Stadt.

Im ganzen beschäftigt die indische Industrie (nach einer Aufstellung des indischen Arbeiterführers N. M. Joshi) an 12 Millionen Arbeiter. Deutschland weist, zum Vergleiche sei es angeführt, an 11 Millionen Arbeiter auf. Die indischen Arbeiter sind auf den guten Willen ihrer Arbeitsherren angewiesen und auf die von den Briten aufgezwungene sozialpolitische Gesetzgebung. Gewerkschaftlich zur Selbsthilfe haben sich erst ganz wenige Gruppen zusammengeschlossen. So sind von den 800000 Textilarbeitern nur 32000 gewerkschaftlich organisiert.

Vielleicht ist der Leser erstaunt über diese Zahlen, und das wollte ich erreichen. Also die Millionen sind auch in Asien schon unters Joch der Maschine gezwungen. Gandhis Swadeschi ist in diesem Zusammenhang nichts als ein Idyll; er wird die Maschine auf ihrem Siegeszuge durch Indien und Asien nicht aufhalten. Denn schließlich fährt auch er Eisenbahn, und wenn ich nicht irre, sogar Auto. Die Maschine ist die stählerne Krönung der Zivilisation. Ist unentbehrlich. Und es ist doch schon so weit in Asien, daß beispielsweise Indien seine 320 Millionen Menschen nicht mehr ohne den kapitalistisch-technischen Apparat ernähren könnte, den Europa mit Hilfe des indischen Kapitals aufgerichtet hat. So gibt es kein Zurück mehr.

Der Mensch liebt sein Joch. Der Asiate schätzt schon die Maschine. Was gibt es Schöneres für ihn, wenn er zu Geld gekommen ist, als ein Fordautomobil! Ich habe mich in Indien über die zahllosen Fahrräder gewundert. Und auf Ceylon über die Fordwagen. Ein wie geschickter Chauffeur ist nicht der Indier, der Malaie, oder der Chinese! Asien weiß bereits mit der Maschine umzugehen. Man will beobachtet haben, daß Asiaten sogar besser als Europäer Maschinen, beispielsweise ein Automobil oder eine Lokomotive bedienen können. Ich fände das nicht erstaunlich. Die Maschine ist ihm geschenkt worden; er brauchte sie nicht zu erfinden; so nimmt er sie, wie ein Stück Natur, wie den Ader, das Zugtier, das Boot. Die Problematik fehlt. Wahrscheinlich wird er in absehbarer Zeit keine neuen Maschinen erfinden. Das bleibt Europa überlassen; selbst Amerika ist nicht schöpferisch. Aber es kann schon sein, daß Europa mit seinen Erzeugnissen weniger anzufangen weiß, als Asien und Afrika und Amerika. —

Wenn wir nun die Lage betrachten, die Situation beurteilen, die Spannung abmessen, die zwischen Asien und Europa am Ende des 400-jährigen Eroberungskrieges der Europäer vorhanden ist, so kann unser Urteil kaum noch schwanken. Das Abendland hat zwar nicht mehr die Macht, und auch nicht die Absicht, weiter zu erobern; aber es hat die Macht, und den festen Willen, das Eroberte zu halten. Asien dagegen ringt mit der neuen Zeit. Seine Religionen der Tiefe verlieren den Glanz und die Leuchtkraft. Betört durch Zivilisation veräußerlichen die Massen. Halbbildung, seichte Aufklärung, die Freudlosigkeit und der Eintags-Taumel der Proletariate in den Großstädten, das Kino, die Maschine, das Geld — verdirbt die Kulturen. In all dem ist Europa Asien überlegen. Asien liegt am Gängelbände Europas.

VIII. KAPITEL.

Kanonen und Bomben.

44.

Armeen.

Als Artillerist hatte ich im Kriege reichlich Zeit und Gelegenheit, über die Vollkommenheit der Kanone nachzudenken. Die Haubitze, das leichte Feldgeschütz, der Mörser, das Langrohr, die Schiffskanone sind prachtvolle Maschinen. Vollkommen und grausam, exakt und strupellos, genial und mörderisch. Es gibt kaum eine andere Maschinenart, die ein Mann ohne Werkzeug auseinandernehmen kann wie die Kanone. Und ebenso wieder zusammensetzen. Spielend kann man diese Stahlmassen durch ein paar Hebel hin und her richten, präzise und genau kann man den mörderischen Lauf an der Hand von Stalen, mit der Hilfe von Lupen, unter der Kontrolle von Zahlen, auf ferne Ziele einstellen, mit keinem anderen Zwecke, als dort den Tod zu verbreiten. Eine Hinrichtungsmaschine auf Kilometer.

Dschinghis Khan hätte seine Freude daran gehabt. Wahrscheinlich wären seine Generäle und Nachfolger dann nicht an der Weichsel stehen geblieben, sondern hätten Mitteleuropa, Frankreich und auch England zu Kronkolonien seiner mongolischen Majestät gemacht. Glücklicherweise haben aber wir die Kanone in moderner Vollkommenheit erfunden und auf Asien damit geschossen, statt Asien auf uns. Denn auf uns schießen konnten wir selber.

Wenn also Asien auch heute noch nicht überzeugt wäre von der Überlegenheit Europas, so hätten England und die anderen europäischen Kolonialmächte an der Hand von Kanonen immer noch Beweismittel zur Verfügung. Die einzige ebenbürtige Macht Asiens, Japan, steht in dieser Hinsicht durchaus zu uns, denn England war so vorsichtig, es vorteilhaft am Ausbeutungsgeschäft zu beteiligen.

Die britische Armee in Indien besteht aus zwei Teilen, deren eine europäische Soldaten, deren andere indische Soldaten umfaßt. Denn seit dem großen Aufstande in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (vergleiche Abschnitt 14) ist Großbritannien so vorsichtig, die Scheidung zwischen beiden Arten sehr sorgfältig vorzunehmen und immer an den, allerdings unwahrscheinlich gewordenen Fall zu denken, daß die europäischen Soldaten der Indischen Regierung einmal gegen die indischen Soldaten der indischen Regierung kämpfen müßten. Rund sind es 100000 englische

und 400000 indische Soldaten. Die Kosten dafür hat natürlich Indien aufzubringen: die Militärausgaben betragen

1924: 610 000 000 Rupies

1925: 605 000 000 „

1926: 602 000 000 „

also rund eine Milliarde Mark. Indien kann nun natürlich diese Summen mit Leichtigkeit bezahlen, und es müßte wahrscheinlich viel mehr bezahlen, wenn England nicht im Lande wäre. Denn eine Armee brauchte es immer, da es nicht gerade von friedlichen Nachbarn umgeben ist. Nur will die indische Nationalbewegung das indische Heer indisieren, worunter zunächst die Besetzung der Offiziersstellen mit indischen statt europäischen Offizieren verstanden wird. Denn selbstverständlich sind auch in der indischen Armee mit asiatischen Soldaten die Offiziere Engländer. Einige wenige Ausnahmen machen dabei nichts aus.

Französisch-Hinterindien hat etwa 30000 Soldaten unter Waffen stehen; eine Reserve von mehreren hunderttausend eingeborenen Soldaten ergänzt das stehende Heer. In Niederländisch-Indien stehen etwa 6000 europäische und 27000 eingeborene Soldaten; aber daneben ist (ähnlich wie übrigens in Britisch-Indien) eine Miliz der Europäer, die einberufen werden kann und etwa 20000 Mann umfaßt.

Siam soll ein stehendes Heer von 120000 Mann und ausgebildete Reserven (allgemeine Wehrpflicht) von 400000 Mann haben. Das stehende Heer Persiens beträgt 50000 Mann, das der Türkei 120000, Afghanistans 60000.

In Ägypten untersteht das Heer natürlich England. Ob es im Ernstfalle zu gebrauchen wäre, ist nicht zu sagen. Das Heer der Eingeborenen hat 17000 Soldaten und in den höheren Offizierstellen meist englische Kommandeure. Das britische Okkupationsheer soll 12000 Soldaten stark sein.

45.

Kriegsschiffe.

Stehende Heere braucht England nur in den Besitzungen Asiens, die wie Indien und Mesopotamien weit ins Binnenland sich erstrecken. Für alle Küsten bedeutet die britische Kriegsflotte Sicherheit genug.

Die wichtigsten britischen Stützpunkte für seine Kriegsschiffe sind geradezu populär. Gibraltar, Malta, Aden, Singapur, Hongkong. Der interessanteste Punkt davon ist Singapur.

Am 29. Februar 1817 hißte hier einer der fähigsten Abenteurer Englands, Raffles, die britische Flagge. Er meinte das durchaus kriegerisch, sein Feind war Holland. Aber er besaß einen bewunderungswürdigen Weitblick über ein Jahrhundert hinweg. Denn er schrieb damals: „Wir haben hier Kontrolle über alle Schiffe, die durch die Straits fahren. Was Malta für den Westen, das wird Singapur für den Osten werden. Es ist meine eigene Schöpfung, sozusagen ein Kind von mir. Wenn man

mich nun desavouiert, dann ist es aus; dann fahre ich nach Hause und werde Philosoph.“ — Das letzte, diese schreckliche Drohung, war nicht durchaus ein Witz, denn tatsächlich hat dieser Raffles etwas vom großen Philosophen in sich. Er war Politiker, Sprachforscher, Botaniker, Zoologe; und das Leben hat ihn auch praktischen Anschauungsunterricht im genügenden Umfange gegeben. Als er 1824 sich endgültig nach England zurückbegeben wollte, und sich mit seiner ganzen Habe, seinen umfangreichen Sammlungen, auf ein Segelschiff begab, da brannte das Schiff auf hoher See und ging unter, damit seine ganzen Aufzeichnungen, seine Herbarien, seine Ersparnisse; er mußte froh sein, das nackte Leben zu retten. Nach England zurückgekehrt, kümmerte er sich um den Ausbau des Londoner Zoo und starb nach wenigen Jahren, ohne sich der Früchte seines reichen und bewegten Lebens freuen zu können. —

Singapore ist mehr eine europäische Gründung als eine asiatische Stadt. Freilich ist es ähnlich wie in Schanghai gegangen: Chinesen überwuchern die Siedlung. Und so liegt hier, fast unmittelbar am Äquator eine chinesische Großstadt unter den britischen Forts.

46.

Luftflotten.

Bombenflugzeuge sind ebenfalls ein ausgezeichnetes Mittel der Kolonialpolitik. Sie haben vor Kriegsfлотten den Vorteil, daß sie weit mehr ins Binnenland vorstoßen können. England hat ihnen in Belutschistan und in den anderen Randbezirken Indiens, die von räuberischen und unbotmäßigen Stämmen bewohnt sind, außerordentlich viel zu verdanken. Seit dieser großen neuen Erfindung sind alle Kolonien, vor allem die an Großstädten reichen, und so dicht wie Indien, Ägypten und die Straits besiedelten, viel fester in britischen Händen als vorher.

In Dehli habe ich ein Luftmanöver der britischen Luftflotte gesehen. Das Interessante daran waren weniger die Kunststücke der Piloten als die offenen Mäuler der Inder. Es fehlte nur, daß die Engländer, als zarte Andeutung, einige Bomben abgeworfen hätten, um zu zeigen, was so ein Doppeldecker wert ist. Nach den veröffentlichten Statistiken 1927 hätte Indien sechs Luftgeschwader, davon sollen $\frac{1}{2}$ Bombenflugzeuge sein. Da aber in Mesopotamien acht, in Ägypten und Palästina vier Geschwader sein sollen, kann man auch annehmen, daß die indische Statistik an falscher Bescheidenheit leidet.

IX. KAPITEL.

Überwindung des Raumes.

47.

Lufterpreß.

Heute braucht die britische Post nach Indien von London nach Bombay im Durchschnitt 16 Tage. Sie geht mit der Bahn nach Marseille, erreicht hier den P.a.O. Dampfer, der über Port Said direkt nach Bombay fährt. Das ist heute noch ein Rekord. Andere Schiffe fahren länger. Von Genua bis Colombo muß der Reisende mit dem Norddeutschen Lloyd an 19 Tage rechnen. Die „Julda“, das schöne neue Motorschiff des Lloyd, macht die Reise von Genua bis

Singapore in 23 Tagen

Manila in 30 Tagen

Schanghai in 37 Tagen.

Meist vergißt man ja, daß Indien, bzw. Ceylon erst auf halbem Wege zwischen Europa und Ostasien liegt. Die für die Schiffsroute geltende Entfernung in Seemeilen (1 Seemeile = 1852 m) ist

Hongkong—Schanghai	= 1430
Suezkanal	= 87
Suez—Colombo	= 3401
Colombo—Belawan	= 1248
Belawan—Singapore	= 359
Singapore—Hongkong	= 1438
Hongkong—Schanghai	= 829
Schanghai—Yokohama	= 1174.

Nun ist ja die Schnelligkeit über die Sibirische Bahn bedeutend größer, aber die Reise ist um vieles unbequemer, so daß nur im äußersten Notfall dieser Bahnweg den Vorzug haben wird.

Man sieht, der Lufterpreß ist nötig, um den Raum zu überwinden. Zum mindesten für Post und Passagiere. Binnen kurzem werden die Erdteile und Weltmeere mit den Eillinien der Lufterpreß-Flugzeuge überzogen sein. Die britische Regierung hat bereits für die Linie Kairo-Karatschi einen jährlichen Posten von 95000 Pfund ausgeworfen. Kairo-Basra beförderte im Luftdienst 1927 über zwei Millionen Briefe und an 1250 Passagiere. Die Überbrückung der Entfernungen wird Indien und alle asiatischen Provinzen europäischer Kolonialreiche näher an Europa rücken; das wird in jeder Hinsicht Europa nutzen und Asien schaden.

Denn, falls in Indien ein Aufstand ausbricht, wird es in einigen Tagen möglich sein, von Europa soviel Bombenflugzeuge nach Indien zu senden, wie England überhaupt aufbringen kann. Asien profitiert nicht mehr von der Mauer der tausend Kilometer, die es umgibt. Das ist die strategische Seite. Die zivilisatorische liegt ebenfalls auf der Hand. Denn je näher Asien und Europa zusammenliegen, desto ungehemmter und rascher und intensiver wird sich der Strom europäischer Bildung, europäischer Auffassungen, europäischer Moden, europäischer Filme, europäischer Sitten nach Asien ergießen und die uralten Kulturen unterhöhlen.

48.

Handelsflotten.

Das Flugzeug kann freilich, für absehbare Zeit, nicht den Warentransport (abgesehen von gewissen, wertvollen oder schnell verderblichen Sachen) übernehmen. Das Handelsschiff wird auch, wie in vergangenen Jahrhunderten, das Mittler-Monopol zwischen den Erdteilen behalten.

Deshalb ist der Reichtum an Handelsschiffen ein Zeichen der Weltverbundenheit der großen Länder. Der Stand der Handelstonnage gehört hierher, um den Leser mit einigen Zahlen schneller als mit vielen Worten die Reihenfolge zu erläutern:

	1914	1926	1927
Welttonnage	49 090 000	64 784 000	65 193 000
Tonnage Englands	18 890 000	19 200 000	19 180 000
" der Vereinigten Staaten ..	2 000 000	13 800 000	11 100 000
" Deutschlands	5 100 000	3 000 000	3 363 000
" Japans	1 103 000	3 900 000	4 000 000
" Italiens	1 670 000	3 150 000	3 400 000
" Frankreichs	2 320 000	3 320 000	3 470 000
" Hollands	1 500 000	2 550 000	2 650 000

Dabei ist noch nachzutragen, daß die britischen Dominions 1927 zusammen über 2700000 t verfügten. Es ist nicht der Platz, hier das alte Klagelied, was wir an schönen Schiffen verloren, wieder anzustimmen. Hoffnungsfroher ist der Hinweis, daß wir viel einholten. Mehr als dieses statistische Material sagt. Denn die Angelsachsen nahmen uns unsere Schiffe und zwangen uns so, modernere Schiffe, als sie selbst besitzen, zu bauen. Wir haben das pflichtschuldigst getan. Der Erfolg ist die Tatsache, daß von unserem Schiffspark 25 v. H. in den letzten fünf Jahren gebaut wurde, während England nur 20 v. H. solcher moderner Schiffe laufen hat. Jedes Jahr wird eine Anzahl Schiffe außer Dienst gestellt. 1926 verschwanden so aus der Welttonnage 1 300 000 t, 1925 1 200 000 t. Im Kriege betragen diese Ziffern das Vielfache so 1917 6 607 000 t, 1918 3 300 000 t; In diesen Zahlen sind natürlich die Kriegsverluste (U-Boote usw.) enthalten; sonst in Friedensjahren kommt nur etwa ein Drittel der ausrangierten Schiffe durch Unglück in Fortfall, die übrigen zwei Drittel

sterben sozusagen eines natürlichen Todes. Jede Handelsflotte muß jährlich etwa ein Prozent abschreiben.

Der größte Teil des Außenhandels asiatischer Länder geht über die Häfen, wird also Schiffsfracht. Der Gewinn aus den Transportkosten kommt den Besitzern der Handelsschiffe zugute. Es ist deshalb nur natürlich, wenn auch die asiatischen Länder sich einschalten wollen. Da kommen sie aber bei England schlecht an. Die Küstenschifffahrt, die sonst eigentlich immer Reservat des eigenen Landes ist (manche Länder haben das sogar gesetzlich festgelegt), behalten die Engländer selbst in Indien in eigener Regie. Die wenigen indischen Reedereien, welche entlang der indischen Häfen verkehren, haben mit unendlichen Scherereien der britischen Behörden zu rechnen.

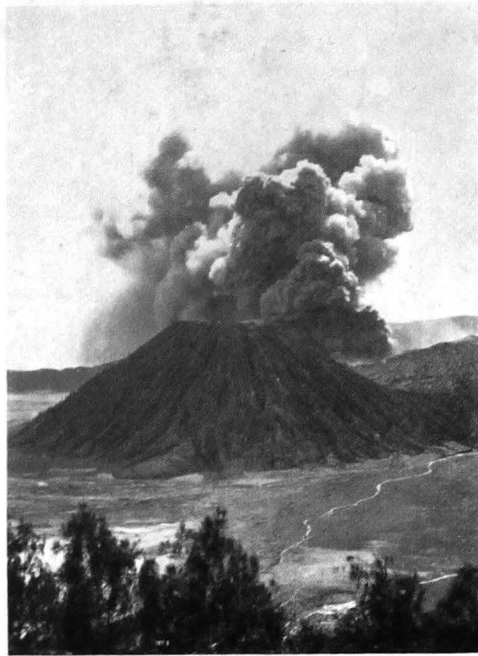
Die größten indischen Häfen sind Kalkutta, Bombay, Madras, Karatschi. Das letztere hat sich in diesen Jahren sehr vergrößert. Karatschi liegt näher an Europa als Bombay. Andererseits liegt es aber auch günstiger zum Pandschab, und zur nordindischen Ebene. Durch die Besignahme Mesopotamiens gewinnt dieser Indushafen alle Vorteile eines End- und Zielhafens des Persischen Meerbusens. Zudem wird es der Luftspeiler Indiens, denn es ist auch in der Luftlinie der Europa am nächsten liegende Platz. Auch im Süden wird Bombay Konkurrenz erstehen. Coch in soll ausgebaut werden.

Der indische Außenhandel verteilt sich so:

	Einfuhr in Millionen Mark			Ausfuhr in Millionen Mark	
	1925	1926		1925	1926
Britisches Weltreich ...	2094	2023	Britisches Weltreich ...	2115	1805
davon England	1809	1766	davon England	1327	995
Japan	272	258	Japan	954	665
Deutschland	205	248	Deutschland	480	304
Vereinigte Staaten ...	212	262	Vereinigte Staaten ...	596	552
Holländ. Indien	224	233	Holländ. Indien	52	66
Italien	62	87	Italien	337	194

Der Leser vertiefe sich, wenn es ihm nicht zu langweilig ist, in diese Ziffern; sie können sprechen. In ihnen steckt der Neid Englands auf Japan, der deutsche Wiederaufbau, das Weltwachsen Amerikas, die zunehmende Verflechtung der asiatischen Länder untereinander, Italiens Weg zur Weltmacht, und schließlich das Ärgernis für England: ein langsames Zurückgehen der britischen Monopole in Indien. Dabei sind es, Gott sei Dank, weniger wir Deutschen, die London Konkurrenz machen, sondern vielmehr Japan und Italien. Wir erobern unsere alte Position in Indien dadurch zurück, daß wir das schlechte japanische Bier, welches die armen Inder trinken mußten, durch das Bremer und Münchener Tropenbier ersetzen, amerikanische Chemikalien (z. B. die photographischen Artikel) etwas beiseite drängen und uns sonst auch mehr bei Japan, Amerika und Belgien

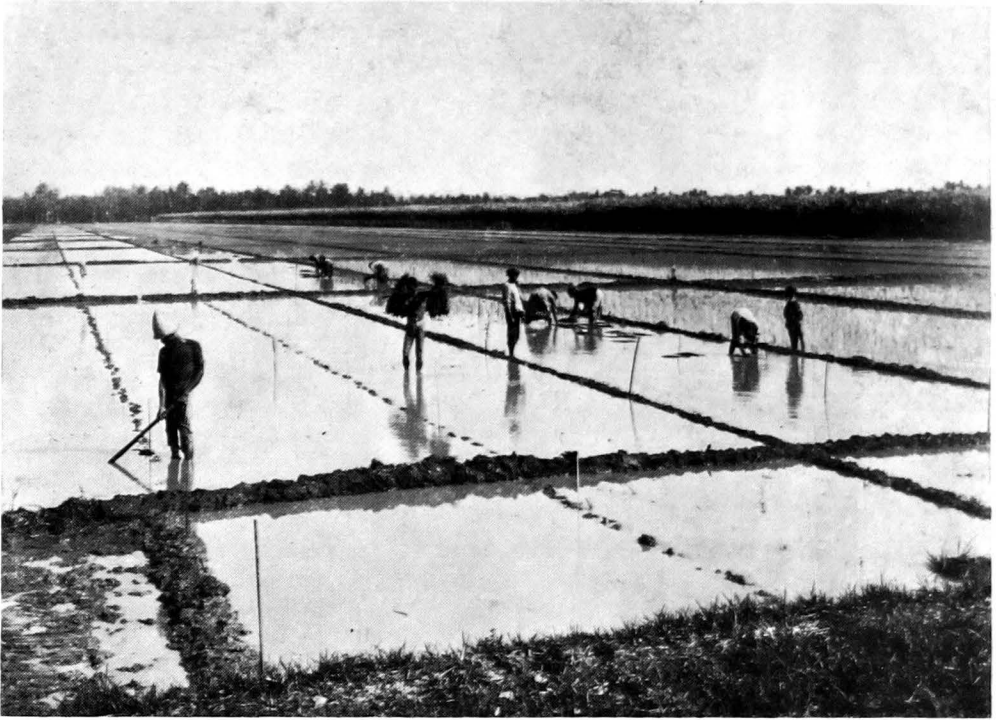
¹⁾ So ist in der Türkei allen Schiffen fremder Flagge die Beförderung von Passagieren zwischen türkischen Häfen verboten.



Vulkanausbruch auf Java



Landschaft auf Java



Reisfelder auf Java



Im Hafen von Madras

mißliebig machen, als bei England. Immerhin haben wir nach englischer Ansicht zuviel Stahl eingeführt, während die britische Quote etwas zurückging. Aber nicht wir allein, sondern der gesamte kontinentale Stahl Europas ist es gewesen. Deshalb haben die Engländer, gemeinsam mit den indischen Stahlproduzenten, einen Schutzzoll durchgesetzt, der auf den kontinentalen Import fällt; die herrliche Begründung behauptete, der französische, deutsche, belgische Stahl sei „bekanntermaßen“ schlechter als der britische.

Der Handel der Straits und der Malaiischen Staaten geht über Singapore. Ebenso auch der Borneohandel, für den allerdings neben Singapore auch noch Hongkong in Betracht kommt.

Hongkong ist nun der große Umschlagplatz für den Chinahandel; neben Schanghai und Tientsin bildet es die Eingangspforte zum Reich der Mitte. Wie ungeheuer der Umschlagsverkehr dieser einzigen Hafenstadt ist, beweist ein Vergleich: die durchschnittliche Importziffer Hongkongs in den letzten Jahren war halb so groß wie der Import nach ganz Australien. Der Wert dieser überfüllten Menschengedüngung für die britische Handelsflotte ist fürwahr unschätzbar. — In Tientsin¹⁾, dem nordchinesischen Großhafen, verkehrten 1925 3680 und 1926 3744 Schiffe, wovon 1926 39 v. H. japanische und 27 v. H. englische Flaggen zeigten. Diese beherrschende Stellung nimmt der japanische Dampfer in den Meeren und an den Küsten des Ostens ein. Schon im Hafen von Kalkutta ist die japanische Flagge neben der britischen überaus häufig und gewohnter Anblick. Die Nippon Yusen Kaisha rangiert unter den größten Reedereien der Welt und nicht weit dahinter kommt die Osaka Shosen Kaisha.

Aber Japan ist auch der einzige asiatische Staat mit einer respektablen Handelsflotte. Die chinesische Handelsflotte kann sich nicht entwickeln, weil bei dem heutigen Stande der Dinge die Schiffe doch von den vortrefflichen und überaus tapferen Marschällen Chinas konfisziert und vernünftigeren Zwecken als dem Warentransport zugeführt würden. Schließlich sind die meisten chinesischen Marschälle aus dem Räuberstande hervorgegangen; wenigstens behaupten es böse Zungen, und ihr Leben und Handwerk straft dieses Gerücht nicht unbedingt Lügen. — Wird aber selbst nach der Konsolidierung Chinas eine moderne chinesische Flotte die europäischen Handelsschiffe aus dem Frachtenmarke verdrängen können? Die japanische konnte sich zu solch stattlicher Größe erst durch den Krieg entwickeln. Bis heute jedenfalls werden die asiatischen Meere, mehr noch als die Länder, von europäischen Flaggen beherrscht.

¹⁾ Tientsin hat von allen chinesischen Häfen die größte britische Konzession. Sie umfaßt an 1000 acres; davon sind aber merkwürdigerweise 440 in chinesischem Besitze, obwohl der Grundstückspreis innerhalb der Konzession höher als in der sog. Native City ist. Der Grund ist die Exterritorialität, welche eine größere Sicherheit verbürgt. Deshalb sind auch eine Reihe der großen chinesischen Banken hier und nicht in der Chinesenstadt. Ebenso wie Schanghai ist Tientsin eher eine europäische Schöpfung als eine chinesische. Vor drei Jahrzehnten stand hier wenig mehr als ein Dorf. — Die britische Konzession in Kanton umfaßt 72, die in Hankau 115, die gesamte Fremdenkonzession in Schanghai an 8000 acres.

49.

Bahnen durch Asien.

In einer Zeit des Autos und des Flugzeugs kann man nicht mehr unbedingt die Verkehrsverhältnisse eines Landes nach der Kilometerlänge seiner Bahnstrecken beurteilen. In Persien beispielsweise gibt es schon Flugstrecken mit regelmäßigem Fahrplan, die Bagdadbahn ist bis zu einem gewissen Grade durch Autoverkehr ersetzt, an der indischen Südküste ist die Bahnfrage ebenfalls nicht mehr so dringend, seitdem die großen Autobusse den Überlandverkehr einigermaßen bewältigen. Von Beirut am Mittelmeer bis Bagdad kann man heute mit dem Salonauto fahren, das, dreiaxsig und bequem, zur Fahrt von Damastus nach Bagdad quer durch die Wüste 24 Stunden braucht. Der Preis beträgt von Beirut bis Bagdad 20 Pfund, im gewöhnlichen Autobus ist es aber billiger (13 Pfund). Auch die mohammedanischen Pilgermassen werden von den Häfen zu den heiligen Stätten, vor allem zwischen Schidda und Mekka, in Autobussen befördert. So ist heute der Bau guter Autostraßen fast ebenso wichtig wie der Bau von Bahnen; der Reisende wird staunen, wenn er die Fortschritte gerade in den letzten Jahren auf diesen Gebieten sieht. Ceylon, Indien, Java, die Straits, alles hat prachtvolle Autostraßen. Nur zwischen Suez und Kairo mußte ich noch auf der alten englischen Poststraße in einem Fordwagen den Unterschied schlechter und guter Straßen am eigenen Leibe fühlen. Doch auch da wird gebaut. Hat doch selbst Frankreich bisher in Syrien über 2000 km Autostraßen eröffnet.

Der Kraftwagen beschleunigt also nicht gerade den Bau neuer Bahnstrecken. Man kann sich mit Autos so gut behelfen. Freilich bleibt es immer ein Notbehelf. Der regelmäßige Güterverkehr kann heute noch nicht die Schiene entbehren.

Die auffälligsten Bemühungen, neue Strecken zu bauen, machte in den letzten Jahren die Türkei. Bisher war die Bagdadbahn quer durch Anatolien mit der Abzweigung nach Angora, Smyrna und Mersina die einzige Überlandstrecke. Die Abzweigung nach Smyrna (von Karahissar aus 700 km), ebenso die Abzweigung Adana-Mersina, wird von einer französischen Gesellschaft betrieben, vom Staate die Anatolische Bahn Konstantinopel-Angora, sowie die Bagdadbahn bis Adana. Neu ist bereits die Strecke von Angora nach Siwas (360 km); eine schwedische¹⁾ Gesellschaft baut die Ereğli-Angora-Bahn (580 km) und die Marasch-Diarbetr-Bahn (500 km) aus. Das letzte Stück der Angora-Siwas-Bahn, die 216 km lange Strecke von Kaiserie nach Siwas, wird 1928 vergeben.

Die Bahnen Persiens sind spärlich. Täbris im Nordwesten hat Anschluß an die Bahnen im Kaukasus. Bei Teheran gibt es eine Lokalbahn.

¹⁾ Aktiengesellschaft Nydquist & Hohn, Trollhätten.

Eine kleine Stichbahn am Kaspiſchen Meere und eine am Perſiſchen Meerbuſen — das iſt ſo ziemlich alles. Ob der große Plan, Täbris mit Teheran zu verbinden und auf der anderen öſtlichen Seite Teheran Anſchluß an das zentralaſiatiſche Bahnnetz Rußlands zu geben, je ausgeführt wird? Noch lange wird es jedenfalls dauern, ehe man, bequem im Expres, an den Fenſtern des Speisewagens ſitzend, die uralte Straße auf eiſernen Schienen entlangſaufen kann, die einſt Alexander der Große mit ſeinen Griechen gezogen iſt. Die Dichter ſind doch immer für Romantik von der Zivilisation unberührter Gegenden; hier können ſie ſich freuen, die Bahn „entweicht“ noch nicht die „Eiſamkeit der Natur“, welche nur die Karawanen und das — Auto durchqueren. Für Perſiens Verkehrswirtſchaft gilt als Motto das Wort: das Beſſere iſt der Feind des Guten; Auto und Flugzeug laſſen die ſchlimmſten Folgen der Verkehrsnot nicht fühlen, und ſo unterbleibt der Bahnbau. Denn der Weg von Buſchir am Perſiſchen Meerbuſen bis Teheran, für den die Karawanen im Sommer 14 Tage, im Winter fünf Wochen gebrauchen, wird jezt vom Flugzeug Sommer und Winter in ſieben Stunden zurückgelegt. Von Bagdad kann man mit regelmäßigen Kraftwagen ebenfalls nach Teheran; in Bagdad iſt Anſchluß von und nach Damaskus-Beirut. So liegt Teheran, obwohl ohne Bahn, doch nicht weiter als zehn Reisetage von Berlin entfernt.

Ausgezeichnet ſind die Bahnen in Indien — wenn man nicht III. Klaſſe fahren muß. Das Eiſenbahnnetz Indiens iſt ſo groß wie das deutſche, wobei freilich an die zehnfache Größe des Landes gedacht werden muß. Immerhin iſt das Bahnnetz recht vollſtändig und hat nur den einen Nachteil, ohne Anſchluß an das Bahnnetz der übrigen Welt zu ſein. Die Eiſenbahnen ſind engliſches Eigentum und werden größtenteils von der Regierung betrieben. Der Weiterbau geht faſt gleichmäßig fort. Als Programm gilt, jährlich etwa 500 km neue Bahnſtrecken zu eröffnen.

Das hinterindiſche Bahnnetz bildet wie das vorderindiſche ein System für ſich, doch nicht ein ſo geſchloſſenes. Birma iſt ohne Schienenverbindung mit Kalkutta (wenigſtens vorläufig noch), Siam ohne Verbindung mit Franzöſiſch-Hinterindien. Doch hat Siam mit der britiſchen Malaiiſchen Halbinſel Bahnverbindung, alſo Bangkok mit Singapore. Und wenn der Leſer Reiſepläne macht, ſo ſei ihm als Anhalt angegeben, daß er bei den augenblicklichen Verkehrsverhältniſſen von Penang, an der malaiiſchen Weſtküſte, wo die Europadampfer anlegen, bis zur Hauptſtadt Siams 36 Stunden braucht. Franzöſiſch-Hinterindien läßt einen Bahnſtrang bis China (Yunnan) vorſtoßen. Sonſt hat es keinen Bahnanſchluß an andere Länder.

Die chineſiſchen Bahnverhältniſſe ſind durchaus zerrüttet. Die große Nordſüdverbindung Peking-Kanton iſt nicht vollſtändig. Über die Mandſchurei aber hat es Anſchluß an das aſiatiſch-europäiſche Bahnnetz. Die ſibirische Bahn iſt ſo die einzige Überlandbahn Aſiens, durch die man mit der Bahn von Berlin bis Peking gelangen kann.

50.

Funktürme.

Für das Verhältnis Europas zu Asien hat die Bahn wenig, das Flugzeug noch wenig, das Schiff alles zu bedeuten. In die leibhaftige europäische Gegenwart aber, in die Simultaneität des Weltgeschehens wird Asien durch den elektrischen Strom, durch Telephon, Telegraph, Radio und Funkverbindung gerissen.

Die wichtigste telegraphische Überlandverbindung Englands mit seinem Asien ist immer noch der 1869 von Werner Siemens gebaute Indo-Europäische Überlandtelegraph. Er nimmt folgenden Weg: London-Emden-Berlin-Thorn-Warschau-Rowno-Schitomir-Odessa-Kertsch-Tiflis-Dschulfa-Teheran-Isfahan-Buschir-Dschast-Swadur-Karatshi. In Buschir mündet er in den indischen Rabel. Die so überbrückte Entfernung beträgt an 10000 km.

Doch gegenwärtig wird die drahtlose Verbindung wichtiger, weil sie umfassender ist. Mit Kapstadt besteht seit 1927 regelmäßiger funkentelegraphischer Verkehr von London aus; ebenso mit Indien (Kurzwellenverkehr). Die Leistungsfähigkeit der letzteren Verbindung beträgt täglich 180000 Worte in jeder Richtung. Die englischen Sendetürme stehen in Grimby, die indischen in Kirkee bei Poona, 110 km östlich von Bombay. Die englische Empfangsstation wird durch das Turmsystem von Stegness gebildet, die indische ist in Dhond, ebenfalls bei Poona. Erdkabel verbinden die englischen Stationen mit dem Zentral-Telegraphenamt in London; die Übertragung von Poona nach Bombays Telegraphenamt geschieht drahtlos.

Aus den alten Schlössern der Großmogule in Agra und Dehli, aus dem Häusergewirr Kalkuttas und Singapores, über der Zitadelle von Kairo, über Bagdad, Damaskus, Beirut, am Hafen von Hongkong, Schanghai und Manila ragen schwarz und zierlich die schlanken Eisenantennen in den morgenländischen Himmel, überspannt mit den empfindlichsten Drähten, an welchen das Ohr des Telegraphisten lauscht. Das sind die eigentlichen Brückenpfeiler über den endlosen Abgründen des Raumes; die Brückenbögen freilich werden unsichtbar und geheimnisvoll von den Hochfrequenzwellen geschlagen, die wir aus komplizierten Maschinen in die Welt schicken. Das ist schon mehr als die Überbrückung des Raumes: es ist seine Vernichtung. — Ich trat einmal auf den Hängen des Himalaya in den späten Nachtstunden vor einen Acht-Röhrenapparat eines Schullaboratoriums. Man reichte mir die Hörer. Ich lausche hinein, und nach langsam sorgfältigem Drehen der Kondensatoren fange ich die Heimat: hier am Rande Tibets, im Angesichte des Mount Everest, spricht Königswusterhausens Sender, die „Deutsche Welle“ zu mir, die aus einem Hause fast unmittelbar am Potsdamer Platz in Berlin gesprochen wird. Ich höre einen Landsmann Wort für Wort, den ein Brief von hier erst in einem Monate erreichen würde. — Und nie werde ich mein Erlebnis auf dem Mittel-

ländischen Meere vergessen, als ich an Bord des „Derfflinger“ zwischen Port Said und Messina beim Funkoffizier den Berliner Sender empfangen. Leider war es — im April — die Wettermeldung und hieß Tagetemperatur drei Grad. Draußen aber war es warm, die laue südliche Nacht mit tausend Sternen lag über dem Meere. Da war ich plötzlich, schneller als mir lieb, in die rauhe nordische Luft verheert, der Sommer des Südens war wie weggezaubert, mürrisch und rau hatte der kleine Apparat an der Wand der Schiffskabine die Entfernung überbrückt und eine Woche Fahrt vorweggenommen.

X. KAPITEL.

Kapitalistische Durchdringung Asiens.

51.

Abhängigkeit von den Baumwollbörsen.

Die von den Funktürmen Europas und Amerikas nach Asien gerufenen Botschaften betreffen nicht das Evangelium des Christentums. London, Liverpool, Neuyork tuden nach Bombay, Alexandria, Kanton die Börsenberichte.

Von diesen Zahlen hängt für Asien viel ab. Indien und Agypten bemessen ihre mageren und fetten Jahre nach den erzielten Baumwollpreisen. Die Aussichten des Marktes hören sie von den Baumwollbörsen Europas und Amerikas. Neuyork und Liverpool sagen (und machen sicherlich auch ein wenig) die Ziffern, die für viele Millionen Asiaten Existenz und Reichtum, Bankrott und Ruin bedeuten können, jedenfalls aber für die Völker Kaufkraft und Wohlergehen ausmachen.

Wenn wir nun beginnen, das zu betrachten, so treten wir in ein neues Feld, auf eine andere Ebene, in eine besondere Beziehung zu unserem Thema. Das Neue und Besondere wird sich vor allem in den Schlußfolgerungen bemerkbar machen. Um den Unterschied von vornherein herauszuarbeiten, sei daran erinnert, daß im Historischen wir den Vorgesprung des Abendlandes feststellten: Europa, bzw. seine Vorkämpfer und Statthalter von Portugal bis Britannien, haben eben einen Eroberungskrieg nach 400 Jahren zu einem gewissen und günstigen Abschluß gebracht. Politisch sind alle Krümpfe in ihren Händen. Militärisch kann gar kein Zweifel sein. Mit allen Mitteln der modernen europäischen Technik ausgerüstet, sahen wir sie entschlossen, die Überlegenheit auf jedem Gebiete auszuspielen. Und selbst bei der Betrachtung des geistigen Bestandes Asiens konnten wir, bei aller Achtung vor Chinas Weltweisheit, vor Indiens Sanftmut, vor der Tiefe des asiatischen Denkens an sich, eine gewisse Dekadenz, vielleicht nur zeitweilig und zufällig, nicht verkennen, die eben jetzt die weltanschauliche Haltung des Ostens besonders schwach und zweifelhaft macht. Obschon nicht ohne Vertrauen auf die endgültige Überlegenheit des Christentums, schätzten wir doch seine vorläufige Angriffskraft, das wird unseren Lesern nicht entgangen sein, sehr gering ein; desto gefährlicher aber fanden wir des Abendlandes zweites „geistiges“ Angebot: die Zivilisation. War nicht die Türkei bereit, sie als Religionserfah, unter Aufgabe des besten Teiles seiner Tradition, anzunehmen! Und

hat nicht diese abendländische Zivilisation im amerikanischen Film, dessen Siegeszug durch Asien keine Macht aufhalten wird, den faszinierendsten Propagandisten! Alles in Allem, die asiatische Position gegenüber seinen europäischen Herrenvölkern ist nicht stark — von diesen Seiten aus gesehen. Nun aber wechseln wir die Perspektive, und, siehe da, das Bild wird sich erheblich zugunsten Asiens, zuungunsten Europas verschieben.

Die andere Perspektive ist natürlich die Wirtschaft. Wenn wir mit der Baumwolle beginnen, oder bereits begonnen haben, so ist das berechtigt. Von den vier größten Baumwollproduzenten der Welt liegen drei im Osten: Indien, Ägypten, China. Das andere Land, übrigens das erste Baumwollland der Erde, ist Amerika. Sehr abgerundet kann man die Welternte mit jährlich 25 Millionen Ballen annehmen; davon geht zunächst einmal die nordamerikanische Ernte ab, die an 15 Millionen Ballen beträgt. Dann kommt sehr lange überhaupt niemand, und erst in gehörigem Abstände folgt Britisch-Indien, das es 1925/26 auf sechs Millionen brachte. Die chinesische Erzeugung wird man, wie ich glaube, auf etwa die Hälfte, also auf drei Millionen Ballen schätzen dürfen; davon wiederum die Hälfte mag die Ernte Ägyptens sein. Diese Zahlen gelten natürlich nur ungefähr. Aber erstens weiß sie überhaupt niemand genau, und die gelehrt aussehenden, bis auf die Einer ausgerechneten siebenstelligen Ziffern sind ebenfalls Schätzungen; und zweitens kommt es, um einen Überblick zu gewinnen, gar nicht auf die Einzelheiten an. Meine Zahlenpyramide für Baumwollernten lautet also:

Weltproduktion	25	Millionen	Ballen
Vereinigte Staaten..	15	"	"
Britisch-Indien.....	6	"	"
China	3	"	"
Ägypten	1,6	"	"

Die indische Ernte ist also der Menge nach die zweite der Welt; aber nur der Menge nach. Die Qualität der indischen Baumwolle ist gering, während die hochwertigste aus Ägypten kommt. Mit diesen Erwägungen muß man die obigen Zahlen verbessern. Und außerdem hat man zu bedenken, daß China für den Weltmarkt bzw. für die Weltversorgung nicht in Betracht kommt, denn es verbraucht seine Baumwolle selbst.

Leute, welche sich die moderne Weltwirtschaft zu einfach vorstellen, und alles mit Imperialismus, Kolonialpolitik, geopolitischen Erwägungen und Verschwörungen begründen, meinen, die Rohstoffe würden aus den Kolonien bezogen, deshalb gäbe es überhaupt Kolonien, und Englands Politik laufe auf nichts anders hinaus, als sein eigener Baumwolllieferant zu werden. So einfach liegen indes die Dinge nicht. Lancashire braucht jährlich an 120000 Ballen indischer, aber 2000000 Ballen amerikanischer Baumwolle. Warum? Weil die indischen Qualitäten zu gering sind, weil es sich in Amerika besser kaufen läßt, weil der Transport von Amerika einfacher ist, und aus vielen anderen Gründen. Indien ist

nicht Englands, sondern Japans Baumwolllieferant. Das ist ein sehr wichtiger Satz, und der Leser wird gebeten, sich ihn zu merken.

Denn schon beginnt sich uns ein neues Weltbild zu gruppieren, welches für einen Moment vergessen läßt, daß das britische Weltreich nach Asien reicht. China für Baumwolle Selbstversorger, Indien Selbstversorger und Lieferant für Japan; also funktioniert ein wichtiges weltwirtschaftliches Rädergetriebe in Asiens Ländern, ohne daß Europa eingeschaltet ist. Ägypten freilich ist vollständig auf den Verkauf seiner Baumwolle nach Europa angewiesen. Aber es beseitigte wenigstens die ausschließliche Spezialisierung seiner Landwirtschaft auf Baumwolle, indem gesetzlich der Baumwollanbau für mehr als ein Drittel des Ackerbodens verboten wurde.

Was aber Asien betrifft, so werden seine Baumwollfelder und seine Textilfabriken zu einem unermesslichen Arsenal gegen die europäische Herrschaft. Bis zum Weltkriege hatte nämlich Großbritannien in Lancashire und anderorts seine Textilindustrien zu den mächtigsten Werkstätten der Welt ausgebaut, und mit diesem kapitalistisch-technischen Apparat konnte es heute noch den gesamten Weltbedarf an Kleidungsstücken, bzw. den Tuchen dazu, decken. Aber die menschenreichsten Länder emanzipierten sich; z. B. übrigens mit europäischer Hilfe. Indiens Textilindustrie ist noch ungefähr zur Hälfte europäischer, und zwar britischer Besitz. Doch kommt ja auch hier der Arbeitslohn und vielerlei andere Untkostenbestandteile Indien zugute. Der Eigenverbrauch Indiens an Baumwolle entwickelte sich so:

1880	1 076 708 cwts	1911	6 670 531 cwts
1890	3 529 617 "	1920	6 833 113 "
1900	5 086 732 "	1926	7 396 844 "

Ungefähr die gleiche Menge, die Indien in seinen eigenen Spinnereien verspinnt, schickt es noch einmal in die japanischen Fabriken; einen kleinen Teil auch nach China, dessen Erzeugung noch nicht ausreicht. England kauft in manchen Jahren weniger Baumwolle von seinem Indien, als Deutschland, Belgien oder Italien. Diese Dinge sind gewiß nicht zufällig und auch nicht zeitweilig. Es sieht nicht so aus, als ob England denkt, seine Baumwollkäufe in späteren Jahrzehnten in Indien machen zu können. Der englische Zukunftstraum verwandelt Afrika in Baumwollfelder, will also gleichsam das ägyptische Feld nach Süden erweitern, über den Sudan (Stauwerke von Abessinien) und Ostafrika. Man hat die mögliche Baumwollfläche in Ostafrika (Britisch und Portugiesisch) auf 90 Millionen acres berechnet — und die Vereinigten Staaten bepflanzen nur 37!

Was freilich die Engländer mit dieser vielen Baumwolle dann anfangen wollen, ist nicht recht klar. Vielleicht brauchen sie nichts mehr von Amerika zu kaufen. Und können — ihrem eigenen Indien Konkurrenz machen. Oder wird die Provinz Afrika des Britischen Weltreiches Rohstofflieferant für Asiens Industrien werden? Paradox scheinende Möglichkeiten liegen über dem Osten.

Wollten wir erschöpfend sein, dann müßten wir den Spindel- und Webstuhl-Bestand Asiens hierhersehen. Indien hat schon fast soviel Spindeln in seinen Spinnereien laufen, wie Deutschland oder Frankreich. Während die englischen Spindeln nicht laufen! Doch geht es auch der indischen Textilindustrie nicht sehr rosig. Der erste Taumel der Freude ist vorbei. Auf industriepolitischem Gebiete ereignete sich etwas Ähnliches, was wir auf dem nationalpolitischen Felde den Anlauf Asiens genannt haben. Nach dem Kriege überschätzten alle asiatischen Länder, auch Japan und erst recht Indien, ihre eigene Kraft und unterschätzten England, bzw. Europa. Nun jammern die Baumwollspinnereien Bombays nach Schutzzöllen, wollen die japanische Konkurrenz ausgeschlossen wissen. Die Engländer lehnen das ab. Ihr indisches Geschäft in Tuchen, also die Ausfuhr Englands nach Indien, ist seit 1913 ungefähr auf die Hälfte gesunken. Wie sollen sie also die indische Industrie weiter ermuntern? Im übrigen sagen die Engländer nicht mit Unrecht: die Krise ist ganz gesund; sie wird die Auswüchse in diesem frühkapitalistischen Lande beseitigen. Denn während der Konjunktur ging es hoch genug her. Es wurden mehr Fabriken gebaut als erforderlich. Die technische Leistung und Leitung der Werke soll zudem, besonders in Bombay, minderwertig sein.

Doch das sind nur Krisen und Rückschläge; sie halten die Linie der Entwicklung nicht auf. Das Wichtigste bleibt: Englands Apparat steht größtenteils still und wird sich wahrscheinlich nie mehr erholen, während überall in Asien leistungsfähige Textilindustrien entstehen, die den Bedarf der östlichen Länder decken und die Rohstoffe aus unmittelbarer Nachbarschaft beziehen können.

Diese industrielle Umlagerung wäre nie möglich gewesen ohne das Ubergreifen des europäisch-amerikanischen Kapitalismus auf asiatisches Gebiet. Die industrielle Autonomie bedeutet freilich noch keine kapitalistische Souveränität. Das Finanzgeflecht kettet Asiens Industrien und Plantagen und Handelshäuser eng ans Abendland. Die Preise für Asien macht Europa und Amerika.¹⁾ England hat auch für Indien eine Baumwollbörse in Bombay gegründet (East Cotton Association), aber es scheint sich mehr um eine Filiale Liverpools zu handeln, als um ein selbständiges Unternehmen.

China und Indien werden mit ihren zusammen 700 Millionen Menschen eine Kaufkraft darstellen, die in vielen Wirtschaftszweigen den Ausschlag zu geben hat. Wenn diese Macht von Asien ausgenutzt wird, hat Europa eine größere Niederlage im Osten erlitten, als wenn ein Aufstand einer Kolonie die Selbständigkeit eroberte.

¹⁾ Augenblicklich freilich diktiert Amerika so ziemlich allein. Seit 1923 fallen die Preise amerikanischer Baumwollsorten und damit die der billigen Fabrikate. Die britische Federation of Master Cotton Spinners Associations ist in Verzweiflung. Sie beschloß eine Preispolitik, niemand außer der beschließenden Mehrheit wollte sich daran halten. Dann gründete man eine Körperschaft, die Cotton Yarn Association. Sie hat kaum mehr Erfolg.

52.

Bengalische Jute.

Eigentlich könnte man statt dieses Kapitels Zahlentabellen hinsetzen; um dem Leser nicht unnötiger Weise ein Argernis zu geben, geschieht das nicht. Was aber übertrifft Zahlen an Eindringlichkeit! Nur haben die wenigsten Menschen gelernt, hinter Zahlen die Wirklichkeiten, deren Symbol sie sind, zu lesen. So geht es ihnen mit Statistiken, wie Nichtmusikern mit Noten. Wirtschaftstabellen sind Partituren des Lebens. In ihnen tönt der Rhythmus der Ernten, das Summen der Märkte, der Klang der Maschinen, das Donnern der Züge, das Fauchen der Kräne, die Sirenen der Schiffe, das Gebraus großer Städte, der Takt des Wirtschaftslebens. Das Gold rollt hin und her zwischen den Völkern; Macht und Reichtum entfalten sich, Industrien wachsen aus dem Boden; Fabriken stehen still, Läden schließen, Städte veröden, die Not schreitet durch hunderttausend Häuser, Kinder hungern und die Frauen weinen. Reichtum und Armut, Macht und Abhängigkeit, Bankrott und Gewinn — alles steht in den Zahlen.

Doch tragen wir der Abneigung des Lesers gegen Zahlen Rechnung und erzählen wir beispielsweise, was über Jute zu sagen ist, in nüchterner Prosa. Ganz ohne Zahlen geht es aber doch nicht. Daß die Weltproduktion der Jute (ein Monopol Indiens) etwa 10 Millionen Ballen beträgt, daß von den 10 Millionen Ballen etwa sieben Millionen von den indischen Spinnereien in Kalkutta übernommen werden, je eine Million nach England und Deutschland und eine halbe nach Amerika geht — das wären so die wichtigsten Tatsachen der Rohjute.

Aus Jute macht man in der Hauptsache Säcke. Jutespinnereien und -webereien gibt es besonders in der englischen Stadt Dundee und in Harburg, Bremen und anderen deutschen Plätzen. Aus den obigen Zahlen kann schon entnommen werden, daß eine Art Fabrikationsmonopol zwischen drei Ländern, nämlich Indien, England und Deutschland bestehen muß. Die Sache wird noch dramatischer dadurch, daß es eigentlich wenige Städte sind, die so miteinander kämpfen: Kalkutta, Dundee und die deutschen Nordseestädte. Sieger ist Kalkutta. Die Zahl der Jutespindeln vermehrte Kalkutta von 335000 (1900) auf 1020000 (1925); die Zahl der Jutewebstühle von 16200 (1900) auf 48500 (1925). Die Zahl der Arbeiter hat sich in Kalkutta seitdem verdreifacht, das Kapital vervierfacht. Das geschah fast ganz auf Kosten Dundees.

Es ist anzunehmen, daß keine besondere Kulturhöhe dazu nötig ist, aus Jute Säcke herzustellen. Warum solle es nicht auch Indien können? Nicht mit Unrecht schien es Indiens Wirtschaftlern unsinnig, die Rohjute auf Schiffen über den Ozean nach England und Deutschland zu verfrachten, damit Hamburg und London dann abermals fertige Jutesäcke über den Ozean zurück nach Indien und weiter, an Indien vorbei, nach Australien verfrachteten, worin Getreide, Wolle u. a. eingepackt würde.

Der Jutehandel freilich ist, ebenso wie der Baumwollhandel, vorläufig noch fest in britischen Händen. Europa macht also auch hier die Preise.

53.

Westliche Ausbreitung der Teegärten.

Während der wundervollen Fahrt von Siliguri nach Darjeeling hat der Reisende einen halben Tag Zeit und Gelegenheit, im Anblick der Teegärten an den Bergeshängen über das Schicksal dieses merkwürdigen kleinen grünen Strauches nachzuspinnen. Von der Fahrt durch die bengalische Ebene, in der so ungefähr die ganze Jute wächst, welche die Erde als Packmaterial braucht, von der Fahrt durch diese ungeheure Ebene des Ganges und des Brahmaputra hat man wenig gemerkt, denn man fuhr am Abend in Kalkutta weg. Und nun kommt man, noch etwas verschlafen, in Siliguri an, das am Fuße der Himalayaberge liegt. Man steht auf dem kleinen Bahnsteig dieses Ortes, hinter dem, blau und steil, Bergesketten aufragen und wer Glück mit dem Wetter hat, entdeckt sogar den Schnee des Himalaya. Der kleine Zug der Gebirgsbahn steht bereit, die Kulis schleppen die Koffer herüber, und nach geraumer Zeit geht es langsam in Wälder, Berge und Teegärten hinein. Zuerst sind die Felder an den steilen Abhängen einem natürlich reichlich uninteressant, denn der Blick kann so oft über die Ebene Nordindiens schweifen, und man meint, in der Ferne müssen die heiligen Ströme in der Vormittagssonne blinken. Dann sucht man die Riesen des Himalaya, aber die sind erst recht nicht mehr zu sehen, denn man bemüht sich gerade, bzw. diese kleine total veraltete, noch ohne Tunnel anno 1879 gebaute Dampfbahn bemüht sich, pustend und unermüdlich schweren, schwarzen und rußhaltigen Rauch über die Reisenden blasend, den Südhang der höchsten Bergeskette hinaufzuklettern. Doch allmählich erlahmt das Interesse an der unsichtbaren Ferne, die näheren Dinge gewinnen das Auge, und das sind die Teeplantagen und die kleinen Häuser in ihrer Mitte.

Vor 100 Jahren hat kein Mensch daran gedacht, hier den Teebau zu versuchen. Man kaufte ihn aus China, bzw. aus Rußland, wohin er mit Karawanen ebenfalls aus Ostasien gebracht wurde. Erst in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts kam man auf die Idee, in Assam, der weiter östlich gelegenen indischen Provinz, Teekultur zu versuchen. Da es gut ging, wurde es ein glänzendes Geschäft¹⁾, einen Hang im Gebirge zu roden und Tee zu pflanzen. Die Berge um Darjeeling sind nun die eigentliche Heimat des indischen Tees (er gedeiht hier bis 2000 m Höhe). Und das ist ein seltsames Schicksal deshalb, weil man glaubt, hier sei seine ursprüngliche Heimat. In Assam gibt es nämlich noch den wilden Teebaum, der oft 15 m hoch wächst; doch die Eingeborenen haben damit nichts anzufangen gewußt.

¹⁾ Man schätzt den Wert der jährlichen Tee-Ernte auf 400 Millionen Mark.

Es ist keine Übertreibung, zu sagen, daß auf dem See sich in China und Japan eine ganze Kultur aufbaue. Den See zu pflegen, ist eine Kunst, und jedenfalls schwerer, als aus Gute Sädte herzustellen. Haushofer beschreibt in seinem Kapitel China in Andrees Geographie des Welthandels die verschiedenen Seearten: „Als Hauptarten gelten: grüner und schwarzer See, dessen Unterschiede nur durch die verschiedene Fermentierung entstehen, Staubtee und Ziegeltee, der aus minderen Seearten besteht, die angefeuchtet in Ziegelform gepreßt werden. Die europäischen Länder haben nur Nachfrage nach schwarzen See. Die chinesische Bevölkerung verbraucht hauptsächlich nur grünen See.“ Ich habe mir im Himalaya von indischen Seepflanzern die mannigfaltigen Vorgänge beim Teebau und beim Pflücken, Trocknen und Sortieren der Blätter erzählen lassen — es ist höchst kompliziert, wie alles, was die Chinesen ausgetüftelt haben. Nicht minder kompliziert aber ist der Konsum des Tees in Ostasien. Rakuzo Okaturas „Buch vom See“ hat es uns überliefert: „Im China des achten Jahrhunderts kam der See ins Reich der Pojie als etwas, was zum guten Ton gehöre... Im täglichen Sprachgebrauch reden wir von einem Menschen ohne See in sich, wenn er unempfindlich ist gegen das Tragikomische persönlichen Erlebens. Dagegen brandmarken wir den ungebändigten Ästhetiker als jemanden mit zuviel See in sich... Der See ist ein Kunstwerk und braucht Meisterhände, um seine edelsten Eigenschaften zur Geltung zu bringen. Jede Art, die Teeblätter herzurichten, hat ihre Individualität, ihr besonderes Verhältnis zu Wasser und Wärme, hat ihre Erbschaft an Erinnerungen. Der Sung-Dichter Li Chih-lai sagte einmal traurig: Drei Dinge auf dieser Welt sind höchst bellagenswert: das Verderben bester Jugend durch falsche Erziehung, das Schänden bester Bilder durch gemeines Begaffen, und die Verschwendung besten Tees durch unsachgemäße Behandlung.... Wang Jü-cheng pries den See, der seine Seele unmittelbar wie eine Stimme überflute, und dessen feine Bitterkeit an den Nachgeschmack eines guten Rates erinnere... „Bei uns ist der See mehr geworden als die Kunst, ihn zu trinken.“ Wie alles Gute, ist der See in Europa zunächst auf erbitterte Opposition gestoßen. Joans Hanway, selbstredend ein Brite, meinte 1756, daß durch den Genuß von See die Männer ihre Wohlbildung und die Frauen ihre Schönheit verlören. Dann aber hat London den See zur großen Mode gemacht. Und so ist es bis heute geblieben; die angelsächsische Welt verbraucht, wie Passarge (die Erde und ihr Wirtschaftsleben) erzählt, $\frac{9}{10}$ allen, in den Welthandel kommenden Tees.

Wer möchte es den Engländern also verdenken, wenn sie auf ihrem eigenen Boden See anpflanzten. Nun brauchen sie ihn nicht mehr im fernen Osten zu kaufen. Auch auf Ceylon haben sie, als der Raffee durch einen Pilz zerstört wurde, es mit mehr Glück mit dem See¹⁾ versucht. Die Holländer auf Java folgten ihrem Beispiele. So muß China seinen See alleine trinken.

¹⁾ Ceylon, so viel kleiner als Indien, exportiert doppelt so viel See als China und mehr als die Hälfte der indischen Ausfuhrmenge. Javas Export ist etwa der gleiche wie der Chinas.

Doch allzulange verweilten wir bei dem flüssigen „Bernstein“, dem Tee. Andere Dinge harren der Betrachtung, minder poetisch als das würzige und duftige Getränk: das stinkige Erdöl, der klebrige Kautschuk, die rußige Kohle, das schwarze Eisen und leßlich das fluchbeladene Gold.

54.

Die Rubberkönige Londons.

Beginnen wir gleich mit dem klebrigen Kautschuk, dem Rubber. Allen Reisenden nach dem Osten wird es wie Hermann Hesse ergehen: „Ich höre immer wieder das Wort Rubber, das ich vor zehn Tagen noch nicht kannte, und das mir jetzt so geläufig ist, das beherrschende Wort des Ostens.“

Der Siegeszug des Rubbers ist eine Folge des gesteigerten Kraftwagenverkehrs. Das Auto konsumiert Pneumas, und Pneumas sind aus Rubber. Da Amerika weitaus die meisten Automobile hat, ist es der größte Verbraucher für dieses Plantagenprodukt Asiens. Ähnlich wie bei der Jute existiert hier ein Monopol, wenn auch nicht auf einen so begrenzten Raum. Von den 640000 Tonnen der Weltproduktion 1926 kamen 580000 Tonnen aus Südasiens, nämlich aus den drei Ländern: Holländisch-Indien, Malaiische Halbinsel, Ceylon.

	1900	1920	1923	1924	1925	1926
Weltproduktion (1000 t).....	54	345	415	420	505	640
Malaiische Halbinsel (1000 t).....	—	190	168	168	193	280
Ceylon (1000 t)	—	40	35	39	47	67
Holländisch-Indien (1000 t)	—	85	133	165	198	230
Braßiliens „wilder Kautschuk“ (1000 t).....	27	30	23	24	28	26
Höchster Rubberpreis (sh)	—	—	1/6	1/8	4/5	3/4
Niedrigster Rubberpreis (sh)	—	—	1/2	0/10	1/5	0/9

Die Malaiische Halbinsel an den Straits, mit dem Handelspunkt Singapore, der so auch der wichtigste Summimarkt des Ostens geworden ist, ebenso wie Ceylon, ist britisch. Auf den niederländischen Inseln gehören sehr viele Rubber-Plantagen Engländern. Nun ist es nicht meine Absicht, mich hier des Längereren über den amerikanisch-englischen Summitkrieg auszulassen, er gehört nicht zu unserem Thema; nicht deshalb habe ich diese Zahlen mitgeteilt. Die englische Regierung, bzw. das Kolonialministerium hat seit einigen Jahren den sog. Stevenson-Plan einer obligatorischen Produktionsbeschränkung in allen britischen Gebieten und im Einvernehmen mit den Holländern durchgesetzt, mit dem natürlichen Endziele, die Preise hoch zu halten. Wie aber die Preise schwanken, zeigt unsere Tabelle. Für ein landwirtschaftliches Produkt ist das immerhin ein bedenklicher Zustand. Der Rubber, früher (und heute noch in Brasilien) den Wäldern entnommen, wird im Osten planmäßig

in gewaltigen Plantagen, man möchte sagen fabrikmäßig hergestellt. Überhaupt behielt ich diesen Eindruck aus dem tropischen und subtropischen Asien: die europäischen Siedler, nicht imstande, wie Bauern sich dem fremden Klima und dem Rhythmus des exotischen Bodens anzupassen, machen aus dem Wachstum der Natur einen Fabrikprozeß, legen ihre Pflanzungen wie Großbetriebe an, und betreiben ihr Geschäft wie eine Industrie¹⁾. Dem entspricht die häufige U.-S.-Form der Rubberplantagen. Wie könnte auch ein Bauer die Preisschwankungen aushalten!

Den britischen Rubberkönigen fließen vorläufig noch märchenhafte Gewinne in die Bankkontos. Die Produktionskosten einer großen britischen Gesellschaft mit Rubberplantagen auf der malaiischen Halbinsel betragen 1926 pro Pfund weniger als sieben Pence; der erzielte Verkaufspreis aber machte ein schönes Stück Geld aus: 30 Pence — Reingewinn also an zwei Schilling für das Pfund Gummi. Danach sind auch die Dividenden: Bandarapola auf Ceylon verteilte 1926 60 v. H., die Klanang 50 v. H., Cairo auf der Malaiischen Halbinsel 30 v. H., Cromlix 35 v. H., Pantiya 30 v. H. England verdient abermals an der Gummiindustrie in der Heimat. Diese verbrauchte 1924 Rohstoffe im Werte von 240 Millionen Mark, der Wert der Fertigwaren betrug aber fast eine halbe Milliarde Mark. Viele hundert Millionen Pfund Sterling, so erzählte stolz der Präsident der Rubber Growers Association in London auf einem Fest der malaiischen Pflanzler, seien von England in den Rubber-Plantagen investiert und man schätze die Anzahl der englischen Aktienbesitzer auf 250 000.

Ob England den Gummikrieg mit Amerika aushalten kann, auch dann, wenn Newyork wirklich die Philippinen zu Gummipflanzungen benutzt (immerhin braucht eine Pflanzung, ehe sie Nutzen abwirft, an sieben Jahre!), oder wenn es der ameritanischen Technik gelingt, bessere Aufbesserungsverfahren, als heute üblich, für gebrauchten Gummi zu schaffen, geht uns hier nichts an. Vielleicht kann aber auch das britische Monopol von Asien aus bedroht sein. Durch die künstliche Preissteigerung 1925 vermehrte sich die Rubberproduktion in Holländisch-Indien 1926 beträchtlich. Und einen Anteil daran haben die eingeborenen Pflanzler, die natürlich bedenkenlos die britischen Preise der großen Plantagen zu unterbieten trachten.

Das Hauptquartier des Rubberhandels der Welt ist Mincing Lane in London, nicht weit von der Lombard Street gelegen, am östlichen Rande der City. Auch der Großhandel in Tee und Raffee ist an diesem Platze, wo einst ein Nonnenkloster zur Heiligen Helena stand, konzentriert, so daß wahrhaftig eine Weltherrschaft von Mincing Lane ausgeht. Sie scheint mir aber kurzlebiger zu sein, als die rein politische Herrschaft Englands über Asien.

¹⁾ Das trifft auch für die hier beschäftigten Arbeitermassen zu. Die Teeplantagen auf Ceylon beschäftigen mehr als 300 000, die dortigen Rubber-Pflanzungen mehr als 100 000 Mann.

55.

Kapitalisierte Urwälder.

Ein großer Teil der Margarine wächst im Urwalde. Manchmal ist es gepflanzter Urwald, sogar hie und da, wenn auch selten, gepflegt — aber dem Europäer wäre eine Illusion genommen, dürfte er nicht die Kronen der Palmen, die grünen Mauern am Meeresstrande, die tiefen Haine mit den bunten schreienden Papageien, den kletternden Affen und der Gefahr der gleitenden Schlangen Urwald nennen, Wildnis, Natur.

Doch das kann jedenfalls nicht geleugnet werden: der Urwald ist kapitalisiert. Als ich durch die Wasserwege der Malabarküste fuhr, im Boote die Lagunen überquerte, schmale und uralte Kanäle durch die grüne Finsternis der Palmenwälder entlang „gepolt“ wurde, da fand ich mich bei der Mitteilung sehr ernüchtert, daß jeder Baum einen Besitzer habe, daß die Kokospalme Heiratsgut und häufiges Objekt von Erbschaftsstreitigkeiten würde. Die Aufkäufer der europäischen, vornehmlich englischen und holländischen Firmen durchreisen regelmäßig diese Küstenländer, und die Kokosnüsse wandern in die Schiffsbäuche, oder werden entkernt und gehen als Kopra nach den europäischen Mühlen, um sich in Margarine zu verwandeln.

Da der Europäer alle Natur in Asiens Tropenlandschaften industrialisiert, hat er sich auch an die Palmen „fabrikation“ gemacht. Die Wartezeit ist hier länger als bei Tee und Rubber. Die Wartezeit ist nämlich zehn Jahre. Aus Urwäldern werden Plantagen. Nicht nur im Interesse der Kokospalme; auch der Teakbaum, das Bambusrohr, das Sandelholz, die verschiedenen Lackbäume sind wertvoll und verdienen kapitalistisch ausgenutzt zu werden. (Auch die Cedern des Nord-Libanon sind gezählt: 400 Stück!) So geschieht das im weiten Umfange in Vorderindien, beginnt in Hinterindien; in der malaiischen Halbinsel sind aber noch 70 v. H. der Fläche mit jungfräulichen, will heißen ungenutzten Dschungel bestanden. Man hat ausgerechnet, daß von den 2800 verschiedenen Baumarten der indischen Wälder 500 im Welthandel vorkommen; und man hat dann noch ausgerechnet, daß bei 60 von diesen 500 die Nachfrage das Angebot übersteigt, was privatwirtschaftlich dicke Dividenden der Waldnutzungs-A.-G. bedeutet.

56.

Entwüstung Asiens.

Angenommen, aus Spanien zögen alle Menschen fort, mit oder ohne Primo de Rivera, so würde die Pyrenäenhalbinsel im Verlaufe einiger Menschenalter in ihren größten Teilen zur Wüste werden und nicht besser als die Sahara aussehen. So ist es ja dem ganzen Nordbrande Afrikas und auch der syrischen und arabischen Wüste ergangen. Die alten Römerstädte, die aus der Wüsten Erde gegraben werden, sind natürlich nicht in die Ode gebaut worden. Aber es waren künstliche Oasen: als der Mensch

wegging, und niemand die Entwüstungsmaschinerie in Ordnung hielt, verschlang der Sand Pflanzen, Tiere und Kultur.

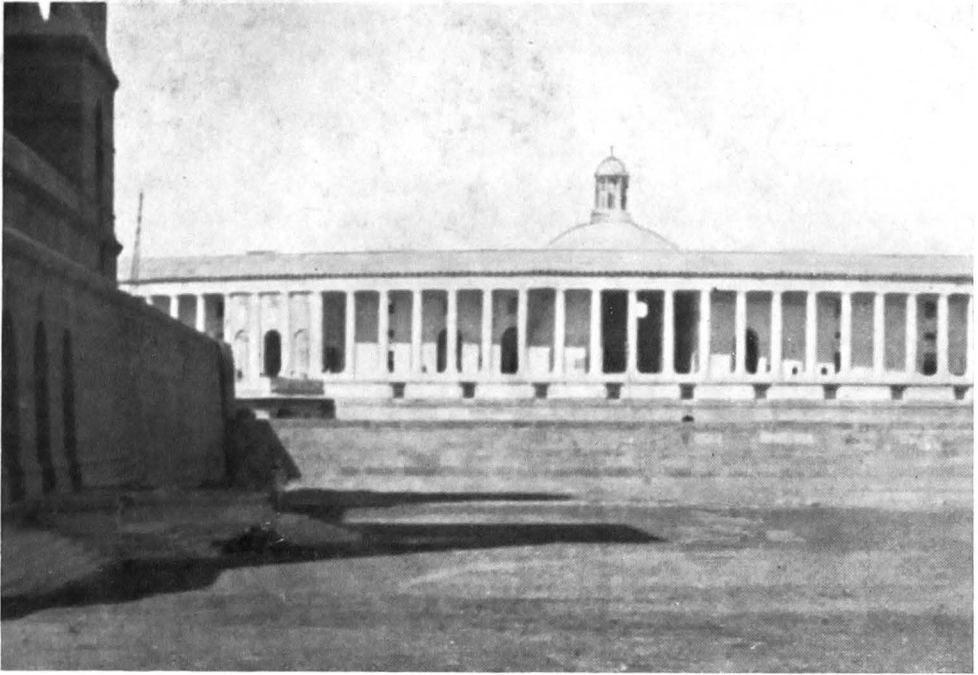
Die umgekehrte Nutzenanwendung aus diesen Tatsachen ziehen, heißt, mit Optimismus an die Entwüstung der öden und unfruchtbaren Flächen unseres Planeten gehen. Die Europäer mögen in den Augen der Inder nichtsnutzige, gottlose und überaus schädliche Wesen sein — die ersten energischen Schritte in dieser Richtung haben nicht die Inder, sondern die Engländer unternommen. Der gewöhnliche Einwand der Inder, das machten die Engländer ja mit ihrem, dem indischen Gelbe, hält nicht stand, denn schließlich kann man nicht mit Geld allein Kulturland schaffen. Dazu gehört Initiative, Organisationsgeist, technische Erfahrung und eine Menge anderer Dinge, welche die Inder nicht haben. Es ist nicht überflüssig, den Indern das, wenn es auch bitter in asiatischen Ohren klingt, zu sagen, denn die Selbstüberschätzung hat gerade in Indien außerordentliche Fortschritte gemacht. Mir setzte ein sehr gebildeter Brahmane auseinander, daß Indien über eben die Reichtümer wie die Vereinigten Staaten verfüge, und sie aus sich heraus, ohne europäische Hilfe, entwickeln werde; in wenigen Jahrzehnten wäre Indien ebenso reich wie Amerika. Meine Liebe zu England ist nicht so groß, als daß ich den Indern solche Fortschritte nicht durchaus gönne; aber ich halte jenen Glauben für gefährlich, weil er wahrscheinlich verhindert, daß Indien wenigstens 10 v. J. von dem entwickelt, was sein Selbstbewußtsein sich träumt. Der immerwährende Vergleich mit Japan greift doch wohl daneben. Der Inder hat viele vortreffliche Eigenschaften; einige Vorzüge des Japaner hat aber er nicht. In erster Linie nicht die japanische Aktivität. Dafür dann auch nicht die Fehler des Japaners.

Ein Achtel der gesamten Ackerfläche Britisch-Indiens ist unter Bewässerungsanlagen. Es handelt sich nicht, wie in Spanien, um alte Werke. Seit 1901 verdoppelte sich sowohl die Zahl der Bewässerungsanlagen, als auch die bewässerte Fläche. Große Landstrecken, die vor einem Menschenalter noch Wüsten waren, stehen nun unter Kultur. Z. B. Teile des Pandschab (dadurch konnte sich die Weizenabgabe des Pandschab verachtfachen!)

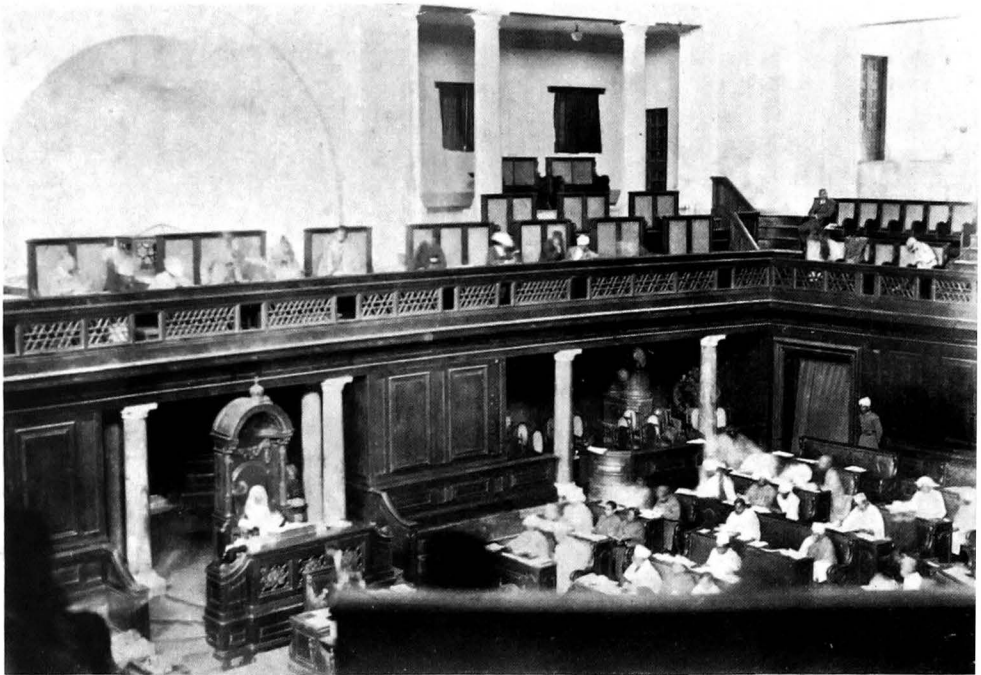
Die gewaltigsten Anlagen freilich sind erst im Bau. Wie bei Assuan die Engländer über den Nil den gewaltigen Damm zogen und dadurch den Stausee schufen, der das Nilwasser bis zur trockenen Zeit aufbewahrt, so errichteten sie am Indus eine ganz ähnliche Anlage, nur in viel größerem Ausmaße. Die Stauwerke von Sukkur umfassen zwei Dämme über den Indus, je 850 m lang und sieben Kanäle, von denen zwei größer als der Suezkanal, der dritte 140 Meilen lang (mit 30 Meilen Abzweigungen) sein wird. Der Kostenanschlag dieses Riesenwertes beträgt an 240 Millionen Mark¹⁾; man hofft 1935 fertig zu sein.

In Südbindien stellen vor allem die Periyar-Werke etwas Großartiges da: ein Wasserlauf, der seit Jahrtausenden von den Ghats ins

¹⁾ Das Nilwert bei Assuan kostete etwa 220 Millionen Mark.



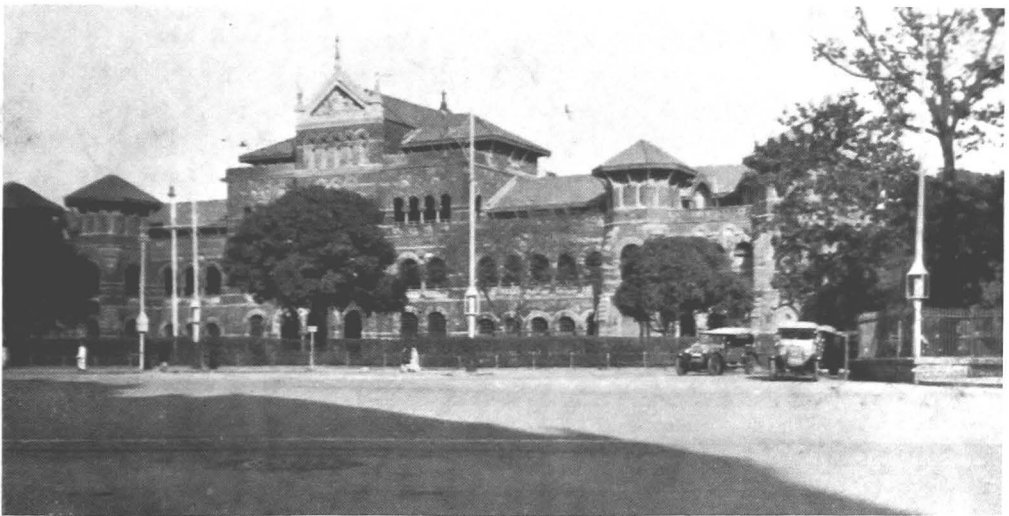
Neu-Delhi: Parlament



Neu-Delhi: Sitzung des Parlamentes



Bombay: Markt Halle



Bombay: Parlament

Persische Meer fließt, wird in einer Talsperre (1500 ha) aufgehalten, gesammelt und in einem zwei Kilometer langen Wassertunnel unter der Wasserscheide so geführt, daß er gezwungen ist, statt des kurzen Weges zum westlichen Meere den weiteren zum Bengalischen Meere im Osten zu wählen, wobei er natürlich mehr Gelegenheit hat, mit seinen Wassermassen Gutes zu stiften als auf der kürzeren Reise. Das Cauvery-Reservoir-Projekt in der Madrasprovinz soll einen Staudamm über den Cauvery und einen Stichtanal von 88 Meilen Länge umfassen, womit man Ernteflächen für jährlich an 150000 t Reis aus dem wüsten Boden zaubern will. Das Sutlej-Tal-Projekt gilt, wie die Sukturwerke, dem Indus, denn der Sutlej ist sein Seitenfluß. Die Stauwerke sind hier seit 1922 in Bau. Vier Staudämme, an verschiedenen Stellen des Flusses, durchschnittlich 60 km voneinander entfernt, sollen das Wasser in 12 Kanäle pressen, die es seitwärts über die bisherigen Wüsten ergießen. Voraussichtlich werden die Werke, nach ihrer für 1933 erwarteten Vervollendung, mehr als eine Million ha mit Wasser versorgen können.

Auch in Mesopotamien machen die Entwüstungsanlagen Fortschritte. Hier waren vor Jahrtausenden schon die kompliziertesten Anlagen, und man brauchte eigentlich nur sie wieder nachzuziehen. In Syrien sind 150000 acres unter künstlicher Bewässerung. Die Franzosen haben ja im Tell-Atlas in Nordafrika Staudämme gebaut, und mit Erfolg durch Erbohrung von Brunnen die Oasen in der nördlichen Sahara vergrößert.

Die Kunst der Bewässerung ist in Ostasien nie so verloren gegangen, wie in Vorderasien. Der chinesische Landwirt bevorzugt die Anlage von Terrassen, die Dämme voneinander trennen, wodurch das zu rasche Abfließen des Wassers und Wegschwemmen des Erdreichs verhindert wird. Auf diesen Terrassen ergibt sich „die Bewässerung von selbst aus dem natürlichen Gefälle der von den Gebirgen herabströmenden Bäche“ (Haushofer). Aber auch die planvolle Regulierung der großen chinesischen Ströme wird schnelle Fortschritte machen, den inneren Frieden vorausgesetzt. Vorläufig schreitet der Bau des Stauwerkes von Schansi am Hoangho nur langsam vorwärts.

Die Briten bauen augenblicklich die größten asiatischen Entwüstungsanlagen. Man muß auch zugeben, daß beispielsweise in Indien das neue Land, bzw. die Verbesserung des bisher mageren Bodens nicht europäischen Plantagenbesitzern, sondern indischen Bauern zugute kommt. Die populäre Vorstellung von England, als den Ausbeuter Indiens, ist eben falsch. England läßt Indien sich entwickeln. Alles andere wäre ja auch unklug von der britischen Politik. Die Kaufkraft der indischen Massen für europäische, vor allem für Produkte der englischen Industrie hängt von dem Wohlstand des indischen Bauern ab; denn der indische Landmann ist und bleibt der Repräsentant des Landes, nicht der indische Industrielle und der indische Arbeiter. Die alten Kolonialmethoden sind heute nutzlos. Käme es auf Ausbeutung an, dann müßten die Portugiesen aus ihren Kolonien die reichsten Renten beziehen.

Ein neues System der Verwaltung des Empires bereitet sich vor. Wenn die vorausdentenden Engländer nicht dabei an die eigene Entwicklung der Länder, an die weltwirtschaftliche Ausbreitung ihrer Interessen und an ihre ökonomische Autonomie denken, werden sie das neue Empire auf Sand bauen. Ich habe nicht den Eindruck, daß sie so töricht sind.

57.

Indische Kohle.

Kohlenproduktion (t):

	1913	1920	1923	1924	1925
Türkei	843 000	680 000	650 000	650 000	—
Indien	16 500 000	18 250 000	20 000 000	21 500 000	20 110 000
Holländisch-Indien	568 800	1 096 000	1 150 000	1 470 000	—
Malaiische Halbinsel ...	—	250 000	323 000	380 000	—
Indochina	509 000	700 000	1 057 000	1 235 000	—
Japan	21 316 000	29 245 000	28 950 000	30 111 000	29 210 000

Leider fehlt, wie bei fast allen Weltstatistiken, China, das über reiche und vielartige Kohlenflöze verfügt, von Anthrazit bis zur Braunkohle. Der Gesamtbestand Chinas an Kohlenvorräten wird viermal größer als der deutsche geschätzt. Vielleicht fördert es heute schon 22 000 000 t Kohle. Wenn auch die Kohlenziffern Asiens noch sehr niedrig sind, und Indien nicht viel mehr als das Saargebiet produziert, so bleibt doch die gewaltige Zukunft. Die Kohlenvorräte des Ostens geben den soliden Untergrund für Industriezentren erster Ordnung. Nun wollen wir zwar hoffen, daß die chinesischen Kohlengruben erst zu einer Zeit produktionskräftig werden, wenn uns in Europa bereits Erfindungen gestatten, andere Energiequellen zu gebrauchen, so daß die stetige Kohlenenerweiterung nach dem Osten für den Westen ihren Schrecken verliert, aber ganz genau kann man das nicht wissen; und jedenfalls ist der Gedanke an die schwarzen Schätze im chinesischen und indischen Boden recht ungemütlich. Es sei denn, wir in Europa stellen uns bewußt darauf um, und freuen uns zunächst, Bergwerksausrüstungen und andere Maschinerie für den werdenden Bergbau Asiens zu liefern und daran zu verdienen. Kommt Zeit, kommt Rat.

58.

Asiatisches Eisen.

Diese Zahlen sind nur Vorboten von dem, was einst über die Welt kommen mag. Japan, China und Indien erzeugen heute jedes kaum ein Prozent der Weltproduktion an Eisen. Aber es sind auch noch frühkapitalistische Länder; und in ihrem Boden liegen gewaltige Erzschätze. In Tatanagar (etwa 200 km westlich von Kalkutta), dem Eingangsbahnhof

zur Eisenstadt der Tatawerke¹⁾, ist ein Verkehr von täglich 80 Güterzügen. Eine in amerikanischen Maßen wachsende Industriefiedlung, die schon eine Bevölkerungsziffer von 100000 überschritten haben mag, wächst hier aus dem Boden, wo vor einem Jahrzehnt so gut wie nichts war. Daß es in Japan und auch in China (das Städtedreieck am Jangtse um Hankau) ähnliche Brennpunkte des Kapitalismus mit gleicher Wachstumstendenz gibt, ist bekannt.

Erzeugung von asiatischem Eisenerz in 1000 t:

	1913	1920	1922	1923	1924	1925
China.....	—	—	—	—	—	1500?
Indien.....	376	567	635	817	—	—
Korea.....	142	447	—	—	—	—
Japan.....	153	315	—	—	356	—

Erzeugung von Manganerz in 1000 t

Indien.....	828	748	482	706	816	—
Japan.....	18	5	4	6	—	—
Sinaï.....	—	—	54	132	—	—

Als Ergänzung sei noch gesagt, daß die Ziffer der Roheisenerzeugung Chinas und Japans 1924 etwa 350000 t betrug, die Stahlerzeugung bei China 200000 und bei Japan 500000 t ausmacht. — Für Manganerz bedeutet Indien fast ein Monopol, denn Rußland (Tschiaturi im Kaukasus) fällt seit der bolschewistischen Wirtschaftspolitik so ziemlich aus.

Dieses Buch würde sich zu einem dicken Bande auswachsen, wollten wir auf alle kapitalistischen Wachstumspitzen in Asien eingehen. In Siam gibt es einen beträchtlichen Bergbau (Zinn, Eisen, Kupfer) ebenso wie in der Türkei; die Sinaihalbinsel kommt in unserer kleinen Tabelle vor, Persien und Mesopotamien sind Erdöllieferanten — doch davon müssen wir noch einige Worte sagen.

59.

Erdöl.

Jeder Student der Nationalökonomie, sofern er nicht das Unglück hat, einen Theoretiker der Grenznutzenlehre zum Professor zu haben, weiß schon, daß in der Welt drei angelsächsische Riesenfirmen um das Erdöl kämpfen: die amerikanische Standard Oil (Rockefeller), die britische Anglo-Persian (woran die englische Admiralität interessiert ist) und die britisch-holländische Royal Dutch. Etwa zwei Drittel der Weltproduktion kommt aus den Vereinigten Staaten, fast ein Zwölftel pflegt Mexiko zu liefern, ein Dreißigstel hat Persien, ungefähr ein Fünfzigstel Holländisch-Indien. Der gewaltige amerikanische Verbrauch ist wieder ein

¹⁾ Die Tata Iron and Steel Company hatte im Geschäftsjahr 1926/27 einen Reingewinn von 14834316 Rupies. Die Produktion des Werkes belief sich auf 612000 t Eisen, 374000 t Stahl.

Erfolg des Siegeszuges des Automobils. Die Engländer schätzen das Erdöl vor allem als Kohlenersatz für Schiffe. So kann man sich schon denken, daß es der britischen Admiralität ungemütlich sein muß, wenn heute nur 4 v. H. der Weltausbeute an Erdöl aus britischen Ölfeldern stammt.

Die asiatischen Länder des Erdöls sind Mesopotamien, Persien, Birma, Holländisch-Indien. Die Aufschließung der Felder in China, Japan und auch Sachalin ist noch nicht geschehen. Wenn es so weit ist, wird ein wütender Kampf der großen Trusts einsetzen, und um Sachalin hat er ja schon begonnen. In Asiens Wirtschaft bedeutet heute das Öl nicht allzu viel; die Ausbeutung ist eine europäisch-amerikanische Angelegenheit, Asiaten sind daran ziemlich unbeteiligt. Das Erdöl rangiert also als Wirtschaftsgegenstand in der Reihe der Rubber, des Tees, des Kaffees, der Bahnen, der Seeschifffahrt, des Jute- und Baumwollhandels. M. a. W., es sind mehr oder weniger westliche Monopole auf östlichem Boden bzw. Meeren. Dagegen erinnern wir uns, daß die Baumwollherstellung, die Juteproduktion, die Ausnützung der Kokospalmen, die Kohlenbergwerke, die Eisenhütten, die Spinnereien und Webereien in sehr beträchtlichem Umfange in asiatischen Händen sind. Wenn man will, mag man das Arbeitsteilung nennen. Jedenfalls ist es eine Machtteilung.

Noch ein Wort über den Spezialfall des Erdöls. Der erbitterte Kampf der Angelfachsen untereinander ist privatwirtschaftlich verständlich, weltwirtschaftlich bleibt er eine Episode. Das Erdöl kann nie die Wichtigkeit der Kohle erlangen. Die Erdöl-Weltproduktion beträgt in Gewicht und Nutzkraft etwa ebensoviel wie die Steinkohlenförderung Deutschlands. Nun kommen aber die neuen Erfindungen, welche gestatten, Benzin aus Kohle herzustellen. Damit kann eine chemische Industrie in Ländern mit eigener Kohlenproduktion die schönsten Erdölmonopole der Kolonialreiche brechen — wobei es egal ist, ob man die neue Fertigkeit den Groß-Trusts zu Liebe nicht im Konkurrenzkampfe ausnutzt.

Die häßlichen Erdölfelder¹⁾ in Südpersien und in Südbirma, auf den niederländischen Inseln und am Ostufer des Tigris sind das Schlachtfeld des weißen Kapitalismus. Weltentscheidungen werden hier schwerlich fallen, ganz ausgeschlossen aber, daß hier Wesentliches im asiatischen Schicksal Englands und Europas entschieden wird.

60.

Drohung des Goldes.

Der Einfuhrüberschuß der Malaiischen Halbinsel (britisch) betrug ohne Straits:

1923.....	12000000	Pfund	Sterling
1924.....	13000000	"	"
1925.....	32000000	"	"

¹⁾ Ausgezeichnet unterrichtet über die Erdölpolitik das Werk des gelehrtesten deutschen Kenners dieser Fragen: Ölpolitik von Karl Hoffmann (Berlin 1927, Ringverlag).

Das ist zum größten Teile der Erlös des Rubber, der Zinnerze, der Kopro.
Die Handelsbilanz Ceylons ist auch stark aktiv:

1923.....	50 000 000	Rupies
1924.....	80 000 000	"
1925.....	130 000 000	"
1926.....	100 000 000	"

Freilich ist Ceylon, ebenso wie die Malaiischen Staaten, Schuldnerland, denn die Plantagen sind beide Male mit englischem Gelde errichtet und kosten Zinsen. — Der Ausfuhrüberschuß Holländisch-Indiens war 1923 ein Wert von 50 000 000 Pfund Sterling (also rund eine Mark-Milliarde). — Der Ausfuhrüberschuß Ägyptens repräsentierte

1923.....	13 000 000	Pfund
1924.....	15 000 000	"

Das interessanteste Bild aber bietet Indiens Handelsaktivität. Der Überschuß der Warenausfuhr über die Wareneinfuhr war

1923.....	800 000 000	Rupies
1924.....	1 300 000 000	"
1925.....	1 500 000 000	"

Dieser Ausfuhrüberschuß aber hat — und das interessiert uns hier am meisten — die Folge, daß Indien jedes Jahr Goldtribute vom Auslande bekommt:

	Mehreinfuhr (in Rupies)			Mehreinfuhr (in Rupies)	
	von Gold	von Silber		von Gold	von Silber
1913*	290 000 000	70 000 000	1920	—	80 000 000
1914	80 000 000	100 000 000	1921	—	150 000 000
1915	50 000 000	50 000 000	1922	410 000 000	180 000 000
1916	40 000 000	—	1923	290 000 000	180 000 000
1917	210 000 000	10 000 000	1924	740 000 000	200 000 000
1918	—	—	1925	350 000 000	170 000 000
1919	110 000 000	—			

*) Eigentlich 1913/14 uff.

Indien ist, wie man sieht, ein Gold und Silber auffaugendes Land. Und es handelt sich um beträchtliche Summen. Was mit dem Gold und Silber geschieht? Man „thesauriert“ es wohl, man legt es, schön in Barren geordnet, in die Schatzkammern. Ganz klar ist aber dieser Vorgang keineswegs. Natürlich verwandelt sich viel in Schmuck. Es ist ja Orient, und der Orientale liebt es, seinen Reichtum sichtbar zu haben, sich buchstäblich mit ihm zu schmücken, was ja nur mit Edelmetallen möglich ist (oder was würde man dazu sagen, wenn ein reicher europäischer Bankier sich seine Aktien an den Hut steckt?)

Mit dem Goldbestand der Welt verhielt und verhält es sich folgendermaßen:

	1913	1926		1913	1926		
Welt ..	43	53	Milliarden Mark	England	4,9	3,4	Milliarden Mark
U. S. A.	7,9	18,9	" "	Deutsch-			
Indien	3,7	9,2	" "	land..	4,2	2,0	" "

Der Bestand Indiens (der nur geschätzt ist) kann sich sehen lassen. Beängstigend aber geradezu sind die jährlichen Goldzufuhren. Indien läßt sich den Überschuß seines Außenhandels bar bezahlen. Um ein Verhältnis zu den obigen Summen zu gewinnen, vergleiche man die Werte der Goldproduktion des ersten Goldlandes der Welt, Südafrika, das fast die Hälfte des jährlichen Goldzuwachses liefert;

1920	für	45600000	Pfund	Sterling	(ca. 1377000000	Rupies)
1921	"	43000000	"	"	(ca. 1300000000	")
1922	"	32300000	"	"	(ca. 960000000	")

Wenn man an den Goldhunger anderer östlicher Länder denkt, so muß einem das Untergehen eines beträchtlichen Teiles des jährlich aus der Erde gegrabenen oder aus den Flüssen gewaschenen Goldes unheimlich und merkwürdig vorkommen. Die populäre Meinung von der Ausbeutung Indiens durch England erscheint nur doppelt falsch und unsinnig. Denn die Zahlungen Indiens an das Mutterland betragen 1924/25 570 Millionen Rupies; aber in dieser Zahl sind nicht nur die Pensionen an die ausgedienten englischen Beamten in Indien und die Unterhaltungskosten für die Ämter Indiens in London, sondern auch die Zinszahlungen der öffentlichen Anleihen und die Bezahlung der staatlich gekauften Waren in England einbegriffen. Überdies besteht ja die Goldzufuhr außerdem und zusätzlich.

Nun müßte man Indien für ein sehr reiches Land halten. Das stimmt indes nicht. Auch ich kam nach dem Osten mit der traditionellen Auffassung von dem sprichwörtlichen indischen Reichtume. Desto erstaunter war ich über die offensichtliche Armut des Landes. Die Goldschätze in den Gewölben der Maharadschas und der reichen geizigen Parsis in Bombay nützen dem Durchschnittsinder nichts. Diese Reichtümer sind ja nicht einmal Kapital, denn sie gehen nicht werbend ins Land. Sie liegen tot, in den Schatzkammern, wie Kugeln, die auf ihre Stunde, die Stunde des Goldkrieges, warten. Dann könnte sich freilich eins der vermessensten Ausprüche Albions, daß nämlich die letzte Silberkugel den Krieg entscheide, in einem wahrhaft furchtbaren Sinne gegen London wenden. Wären nicht die privaten Goldbestände Indiens, Chinas, Siams und der anderen orientalischen Staaten imstande, die Währungen der kapitalistischen Länder zu zerstören?

Doch wird es kaum dazu kommen. Wahrscheinlicher ist, daß diese Goldmengen sich allmählich in wirkliches Kapital verwandeln. Aber ist das weniger gefährlich für England? Welcher Kapitalismus kann sich mit Hilfe dieser Gold- und Silbermengen entwickeln! Unter der Voraussetzung freilich, daß sich Unternehmernaturen und Techniker genug fänden, denn Gold allein ist nicht die Seele des Wirtschaftslebens.

Dieser Übergang vom Frühkapitalismus zum Hochkapitalismus wird sich freilich aller Wahrscheinlichkeit nach im Anschluß an den Westen, vielleicht unter Führung des Westens (wie England auch hofft) vollziehen. Natürlich bewegen sich die Preise auch in Asien parallel zu den westlichen Kurven. Also der Gold- und Silberpreis regiert in Asien wie in Europa.

Großhandels-Index (1913 = 100)

	Schanghai	Indien	England
1916.....	—	128	160
1919.....	132	196	242
1922.....	149	176	154
1925.....	159	159	160
1927 (Juli)	171	146	143

Der hohe Stand in Indien 1919 hängt, ebenso wie in England, mit Währungsfragen zusammen. Die chinesische Währung ist die komplizierteste des Erdballes. Die Straits haben den Straits-Dollar (= 2 sh 4d), Ceylon die Ceylon-Rupie, Indien die indische Rupie¹⁾. In Vorderasien herrscht immer noch der ehrwürdige Maria-Theresien-Thaler²⁾, der seit 1751 in Wien geprägt und nach dem Osten verschifft wird.

Der Maria-Theresien-Thaler, die Rupie, der asiatische Dollar und überall das Pfund und der amerikanische Dollar beherrschen Asiens Märkte und Menschen. Die Asiaten nehmen, um Bahnen zu bauen, Fabriken zu errichten, Bewässerungsanlagen zu konstruieren, Häfen auszuheben, Meliorationen durchzuführen, Plantagen anzulegen, Auslandsanleihen. Die Zeit ist abzusehen, da sie das nicht mehr nötig haben, weil erstens ihre thesaurierten Goldschätze ins moderne Bankwesen Einzug halten, zweitens die aktive Handelsbilanz überall aktive Zahlungsbilanz wird und dauernd frischen Kapitalzufluß darstellt; und schließlich drittens die Spartätigkeit im eigenen Lande in Sparkassen, Genossenschaften, Banken die Mittel bereitstellt, die nötig sind zum Betriebe eines hochkapitalistischen Wirtschaftsgetriebes.

Kann Europa da die Führung behalten? Meiner Ansicht nach hängt das von folgenden Dingen ab.

Von dem technischen Fortschritte. Gelingt uns Europäern beispielsweise die Ausnutzung der Sonnenenergie, oder der Kraft von Ebbe und Flut, oder die Umgestaltung der Altmaterialien, der Aluminiumvorräte, der Stickstoffmengen der Luft zu neuen Rohstoffen; so wird uns der Vorsprung auf weitere Jahrhunderte erhalten bleiben.

Von der Organisationskraft des Weißen. Schifffahrt, Verkehrsweisen, Massensiedlung, Regierungsform, jeder Großbetrieb schließlich

¹⁾ Die Rupie hat den Engländern manche Sorgen bereitet. Jetzt ist ihr Wert auf 1½ Schilling festgelegt. Die Währungsbestimmungen waren, nach indischen Urteilen, immer zum Nachteile Indiens, weil sie Prämien für die Silberlieferungen Englands enthielten. Das ist aufs Wort zu glauben. Denn England will natürlich etwas davon haben, daß es sich um die indische Währung kümmert.

²⁾ Das Wiener Münzamt prägte für Arabien, Abessinien und andere Länder des nahen Ostens

1901....	1542900	Taler
1905....	285000	"
1910....	6514000	"
1924....	4065000	"
1925....	14968000	"
1926....	9332000	"

beruht (neben der technischen) auf der organisatorischen Leistung, die ohne Tradition und Erfahrung nicht möglich ist.

Von der Wanderungskraft der Weißen. Asien ist nicht zu beherrschen, ohne daß eine Anzahl ausgesuchter Weißer an den wichtigsten Punkten verteilt sind.

Von der politischen Klugheit und Anpassungsfähigkeit der Weißen. Doch davon wird im folgenden und letzten Kapitel die Rede sein.

Von der Herrschaft über das Gold. Die Geldwirtschaft bildet das Gerüst, um das das Getriebe des Kapitalismus läuft. Hier liegt die gefährlichste Drohung der Zukunft. Wird der Asiate nicht reicher als der Europäer?

Die Entwicklung eines Hochkapitalismus in Asien nach europäisch-amerikanischem Muster mag unwahrscheinlich sein. Doch wird sich die Landwirtschaft, die Industrie, das Bankwesen, der Handel Asiens zu kapitalistischen Institutionen und Symbolen verdichten. Dahinter bleibt immer eine andere Wirtschaftsauffassung und ein von anderem Rhythmus bewegtes Wirtschaftsleben. Auf Gewölben mit ungehobenen Schätzen ruht Asien. „Gold ist das Herrlichste. Mit Gold tun wir hier auf Erden, was immer uns gefällt“ — sagte Columbus. Asien ist goldmächtig, und seine goldenen und silbernen Reichtümer machen es zu einem gefährlichen Untertan und zu einem aussichtsvollen Rivalen.

XI. KAPITEL.

Erfindung der neuen Weltpolitik.

61.

Selbstverwaltung der Kolonien.

Bemüht, unsere Gedanken zu einem happy end zu führen, und die Zukunft Europas in Asien in einem befriedigenden Sinne zu deuten, stießen wir zuguterletzt auf ein böses Hindernis, die Wirtschaft. Erst hatte sich alles gut angelassen: die politische, militärische, kulturelle Macht des Westens schien groß genug, den Osten weiter zu beherrschen. Da aber entdeckten wir die Reichtümer Asiens, seine Kohlen und Eisenerze, Baumwollfelder und Gummiplantagen; wir sahen, daß es schon ein asiatisches Wirtschaftsleben gibt, mit asiatischem Kapitale, mit asiatischen Unternehmern, mit asiatischen Arbeitern, mit asiatischen Märkten. Schließlich machten wir noch die Feststellung eines dauernden automatischen Reichtumswachses, infolge aktiver Handels- und Zahlungsbilanzen, in Form baren Goldes.

Wir waren nicht vollständig. Wir griffen einzelne Wirtschaftszweige heraus und legten mehr Wert darauf, von einigen Dingen konkrete Vorstellungen zu bekommen als den berühmten Überblick zu gewinnen. Doch genügt das, um die neue über Asien liegende Atmosphäre zu spüren und die Nervosität des Engländers zu begreifen. England verlor die Vereinigten Staaten politisch und wirtschaftlich durch eine, anderthalb Jahrhunderte zurückliegende dumme Annahme der Londoner Regierungen. Afrika muß erst mit Hilfe gewaltiger Kapitalien und großer europäischer Siedlermassen entwickelt werden. Australien, so groß wie die Vereinigten Staaten, aber mit weniger Bevölkerung als Osterreich, hängt zum großen Teile von der asiatischen Zukunft ab. Asien huldigt heute noch dem Engländer und überhaupt Europa. Eine dem Losungsworte „Asien den Asiaten“ folgende Kolonie könnte politisch wohl bezwungen werden; wenn jedoch die asiatische Wirtschaft sich konsolidiert, im Konkurrenzkampf mit dem Abendlande siegt, und kapitalistisch autonom wird, dann würde die politische Herrschaft sich leicht als ein Pyrrhusieg herausstellen und recht eigentlich ihren Sinn verlieren. Schließlich könnten die Unterworfenen den Gebieter ausbeuten — und damit ein Stück der angeblich von Gott gewollten Weltordnung umstoßen.

Wenn wir nun sagen, England sei auf diese Dinge gefaßt und stelle sich auf solche Entwicklungslinien um, so soll das nicht falsch verstanden

werden. Wie mehrfach betont, glaube ich nicht an die Einheitlichkeit britischer Politik, glaube nicht an die planmäßige, die „geopolitisch“ vorausdenkende und seit Jahrhunderten in einem bestimmten Sinne, gleichsam nach bestimmten Richtlinien vorgehende Konstruktion des Empires. Auch in London wird mit Wasser gekocht. Entwicklungen sind mächtiger als Menschen, der Zufall spielt oft Kabinettsrat, Ratlosigkeit verbirgt sich hinter Stößen von Material, Außenpolitiker sind in England wie in Deutschland, Frankreich und überall, geheimnisvoll tuende, sich wichtig vorkommende, dabei meist unter dem Durchschnitt begabte Bürokraten mit ausgezeichneten Sprachkenntnissen und gesellschaftlichen Umgangsformen. Der kleine Beamte draußen, in einer Station am oberen Nil, der in London über die Achsel angesehene Offizier in einsamer Ortschaft im Pandschab, — sie werden oft in entscheidenden Augenblicken mehr für das Empire tun, als die klugen und von Amts wegen dazu bestellten Politiker. Das britische Empire verfügt über einen ausgezeichneten Beamtenapparat, über Menschen, die selbständig zu handeln wissen und den Mut haben, sich dabei mehr von ihrem eigenen Verantwortungsgefühl als von Instruktionen leiten zu lassen. Die Träger des Empires in der Welt leben in gefühlsmäßiger Bindung einer großen Tradition, die sie allerdings manchmal den Wirklichkeitsblick verlieren läßt. Londons Hauptquartier wiederum besteht aus Männern, die das Empire aus eigener Anschauung vieler Stellen und Länder kennen; wenn es nötig ist, setzen sie ihren Willen gegen die Kolonien bzw. gegen die Briten in den Kolonien durch. Aber die Rolle der „Nichtoffiziellen“ draußen im Empire ist wichtig, ob es nun der Magnat von Britisch-Ostafrika, Lord Delaware, ist, oder einer der Direktoren chinesisch-britischer Banken. Das Menschenmaterial des britischen Weltreiches ist ausgezeichnet. Was eine Gewähr für die Zukunft bildet.

Der Leser, der daran denkt, wie wir die Entstehung des Weltreiches aus Sklavenhandel, Ausbeutung, Unterschlagungen und anderen nicht ehrenwerten Handlungen sahen, mag sich über diese Lobrede auf britische Politik wundern. Wir müssen auf den nächsten Seiten noch einmal von einer britischen Untat berichten. Inzwischen sollen aber der Idealismus, der Verantwortungssinn und die menschenfreundliche Klugheit der Mehrzahl britischer Kolonisatoren anerkannt sein. Wäre es nicht töricht, zu verschweigen, daß auch der Engländer sich mit Europa weiter entwickelte, und daß der europäische Herr über Asien heute nicht mehr Sklavenhändler und erpresserischer Beamter der Ostindischen Compagnie ist, sondern ein Mensch des 20. Jahrhunderts, in dem die alten Raubtierinstinkte und Laster nur verhältnismäßig selten noch auftauchen und sich auswirken. Einen anderen Typ britischer Menschen in unsere asiatische Rechnung einzustellen, wäre falsch und würde von vornherein das Resultat unserer Wahrheitsrechnung gefährden.

Wir glauben, so sagten wir, nicht an die planmäßige Leitung der britischen Weltgeschichte durch einige wenige; die Gesamtheit ist traditionsmäßig und aus Instinkt fähig, die neuen Wege und Methoden zu finden.

Da mögen gelegentlich Irrwege sein, aber im großen ganzen scheint das britische Weltreich immer noch zielsicher, mehr unbewußt als bewußt, zur Zukunft zu gehen. Die Schlußworte Carthills fallen mir ein: „Die Arbeit tuen wir blind und kennen den Ausgang nicht. War unser Wirken gut und treu, dann steht es wohl um uns. Gott ist es, der Königreiche gibt und nimmt. Für uns, den Weisen wie den Narren, den Feigling wie den Helden, den Sklaven wie den Freien, für das Reich wie für die Anarchie, gibt es nur ein und dasselbe Ende: Grab und Vergessenheit. Ihm sei die Ehre, dem Lebendigen, dem Ewigen, der niemals stirbt.“ Es ist etwas von diesem edlen Fatalismus im Briten, und die britische Frömmigkeit bleibt selbst dann, wenn sie heuchlerisch wird, immer noch eine Huldigung vor dem göttlichen Schicksal. Das lebt in vielen.

Wenn wir also von Erfindung der neuen Politik sprechen, so meinen wir damit nicht die Staatspolitik der wenigen an der Spitze; wir denken vielmehr an die Grundeinstellung der heutigen Generation britischer Männer. Schließlich entwickelt sich die Menschheit auch in den Methoden, Macht zu erwerben und zu üben. Europa machte es früher mit Sklavengang, offenem Goldraub, Unterdrückung. Heute mit Handelspolitik, Zivilisation, Propaganda, Filmen, Autonomie und politischen Agenturen—was immerhin, es kann einer sagen, was er will, menschlicher ist. Und ich behaupte auch, daß keine andere Rasse als die europäische auf dieser Stufe der Menschlichkeit steht. Als Asien in jenem, am Anfange dieses Buches beschriebenen Jahrtausende Europa unterwarf und kolonisierte, war keine Rede von europäischer Autonomie. Man schlug den Männern den Kopf ab, tat die Frauen in die Harems, steckte widerspenstige Städte in Brand, verpraßte das Gut der besiegten Kolonien. Sehr viel anders sind die Asiaten heute auch nicht geworden; sie werden sicherlich anders, und schnell wollen wir es hinzufügen, vielleicht sogar besser werden als wir. Hoffen wir es.

Die moderne politische Organisation der britischen Kolonien einfach Demokratie zu nennen, gibt zu Mißverständnissen Anlaß. Und doch ist das Wort richtig, wenn man nämlich Demokratie das nennt, was auch England selbst in den Vorkriegsjahren war. Selbstverwaltung — selfgovernment — mit Hilfe selbstgewählter Körperschaften ist demokratisch; aber allgemeines gleiches Wahlrecht darf man dabei nicht voraussetzen. Auch England hat es ja erst im Weltkriege bekommen. Die Parlamente der britischen Kolonien sind nur von einem ganz geringen und sehr ausgesuchten Teile der Bevölkerung gewählt.

Nehmen wir die schöne Insel Mauritius zum Beispiel, auch auf die Gefahr hin, daß der Leser nicht sofort weiß, wo sie eigentlich ist und was es mit ihr auf sich hat. Wer „Paul und Virginie“ gelesen, kennt die Insel im westlichen Teile des Indischen Ozeans, die so weit südlich des Äquators wie Bombay nördlich von ihm liegt, so groß und volkreich wie etwa Rheinhessen ist und von dem Anbau des Zuckerrohrs lebt. Die Geschichte ist sehr einfach und auch ein Musterbeispiel dessen, was wir früher einmal „Nationen als Statthalter“ (Europas nämlich) nannten: 100 Jahre

Portugal, 100 Jahre Holland, 100 Jahre Frankreich und nun auch schon 100 Jahre Großbritannien. Der Hauptort (Port Louis mit 50000 Einwohnern) bildet eines der großen britischen Forts, die den Rand des Indischen Ozeans (den man von allen Weltmeeren am ehesten den Britischen Ozean nennen kann) umsäumen. Das Klima ist für Europäer einigermaßen günstig; deshalb gibt es seit vielen Generationen eine weiße und gemischte Bevölkerung, die französisch spricht und katholisch ist; doch sind von den 400000 Einwohnern rund 250000 indische Arbeiter und Bauer. Wahlberechtigt sind aber nur 12000! Diese 12000 rekrutieren sich natürlich nicht aus den indischen Arbeitern und Zuckerbauern, und auch weniger aus den Kreolen als aus dem weißen Bestande. Nun ist der Fall „Mauritius-Demokratie“ einfacher und selbstverständlicher als anderswo, denn diese Weißen, und auch die Kreolen, leben ja schon seit Generationen auf der Insel, es gibt also eine Tradition und etwas wie eine Herrschaft, die regieren kann, und sich aller Wahrscheinlichkeit mit den aus England kommenden Beamten vertragen wird.

Oder nehmen wir Ceylon. Als ich auf dieser Insel war, bildete ein Tagesgespräch die Weigerung des Parlamentes, dem Gouverneur ein neues Palais zu bewilligen. Das Ceylon-Parlament hat von 49 Mitgliedern 34 Gewählte: Wahlkörper aber sind die europäischen Gemeinden Stadt und Land, die Kaufmannschaft, Colombo Nord und Süd, die beiden Burgher (Mischlinge) -Gemeinden, die drei mohammedanischen Gemeinden und erst die übrigen 15 Sitze werden von den Wahlberechtigten der einzelnen regionalen Kreise gestellt. Das Wahlrecht ist den Analphabeten und den Arbeitern verweigert. Ceylon hat $4\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner; nicht mehr als 200000 wählen.

Die Weiterentwicklung der Selbstverwaltung in den Kolonien Großbritanniens ist recht aktuell; es müsse da etwas geschehen, und zwar in der Richtung auf bessere Vertretung des heimischen Volks — dieser Gedanke scheint überall in britischen Kreisen der neuen Generation sich durchzusetzen. Schon sind Kommissionen zur Prüfung der diesbezüglichen Möglichkeiten gebildet. Natürlich ist die Schwierigkeit groß: Rechte zu geben, ohne die Macht preiszugeben!

Holländisch-Indien hat sich den britischen Methoden einigermaßen angepaßt. Java hat beträchtliche Selbstverwaltung. „In den Verwaltungsorganen, welche sich die Holländer aus der Mitte der eingeborenen Bevölkerung ausgewählt und geschult haben, sind ihnen zuverlässige und pflichteifrige Mitarbeiter erwachsen.“ (Bloem.) Für Holland wie für England, in Asien gleichmäßig bedrohlich sind die amerikanischen Methoden auf den Philippinen. Bekanntlich spielt Amerika ab und zu mit dem Gedanken, sich ganz aus der politischen Verwaltung der Philippinen zurückzuziehen. „Jedes Nachlassen des amerikanischen Einflusses auf den Philippinen würde sich ungünstig für die anderen Mächte bemerkbar machen: für die Holländer in Java, die Franzosen in Indo-China, die Briten auf der Malaiischen Halbinsel und in Indien. Vielleicht würde es sogar auf Australien zurückwirken.“ (Times.)

62.

Demokratie in Ägypten.

Wenn die Amerikaner aus den Philippinen sich zurückziehen, so werden sie es aus anderen Motiven machen wie die Briten, als sie Ägypten die Souveränität wiedergaben. Amerika hat weder Talent noch Lust zur Kolonialherrschaft. Die Finanzdiktatur und kapitalistische Vormundschaft über Mittelamerika ist alles, nur keine Kolonialpolitik. Doch England fand es gerade aus Gründen der Kolonialpolitik für zweckmäßig, Ägyptens staatsrechtliches Verhältnis zu ändern.

An zwei Stellen dieses Büchleins, im 21. und 39. Abschnitt, beschäftigte uns Ägypten. Das erstmal erzählten wir die opernhafte Okkupation des Suezkanals, das anderemal die aus Ägypten emporbrodelnde Opposition des modernisierten Islam gegen den Westen. Die Situation der Engländer ist in keinem Lande, auch in Indien nicht, so ungemütlich wie in Ägypten. Es war höchste Zeit, als die Londoner Regierung den freundlichen, aber reichlich alten Lord Allenby als Oberkommissar abberief und an seine Stelle den jungen und energischen Sir George Lloyd nach Kairo schickte. Zaghlul Pascha hatte am 13. November 1919 die Unabhängigkeit Ägyptens proklamiert, eine etwas einseitige Rechtsbehandlung, die seine Einkreterung zur Folge hatte; doch London, unsicher geworden, erklärte im März 1922 offiziell das englische Protektorat über Ägypten für beendet. Der König war höflich genug, sich von England krönen zu lassen, alle Bedingungen zu erfüllen und die Staatsverträge mit England zu unterschreiben. Die Ägypter haben sich nicht so über diesen König gefreut, wie die Engländer hofften; sie hatten ein Parlament und das Parlament wollte regieren. Alles Entgegenkommen half den Briten nichts; die Agitation in den zivilisierten Großstädten Ägyptens ging weiter, und im Herbst 1924 erschoss ein Student den obersten englischen Militär, Sir Lee Stack. Dann wurde, wie gesagt, Sir George Lloyd nach Kairo gesandt.

Dieser sehr befähigte Staatsmann scheint die Lage für England gerettet zu haben. Das ägyptische Parlament regiert weiter, aber die Regierung hat sich allen englischen Wünschen fügen müssen. Die Briten sind fest geblieben, trotz der raffinierten Opposition des 1927 gestorbenen Führers Zaghlul Paschas und trotz der heftigsten Debatten im Parlamente; vor allem in der Heeresfrage. Davon hängt ja nicht nur die Sicherheit des Suezkanals, sondern auch des Sudan ab. Wenn nötig, erscheinen vor Alexandria britische Kreuzer aus Malta. —

Im großen Museum von Kairo, in einer scharf bewachten und durch Stahltüren wie ein Banktresor behüteten Sonderkammer, liegt der prachtvollste Goldschatz der Welt. Tutanchamons Diadem, Tutanchamons goldener Sarg, Tutanchamons herrliche Maske, sein Königsstuhl, sein Schemel, seine Truhen und die anderen Schätze aus jenem geheimnisvollen Felsengrabe. Natürlich hat europäische Wissenschaft das Grab entdeckt, die Schätze gehoben und den Spitzbuben entrisfen, die so viele

andere altägyptische Gräber bestohlen und die Wertgegenstände daraus eingeschmolzen haben, um des verfluchten Goldes willen. Die modernen Ägypter führen ihre Abstammung mit eben demselben Rechte auf die alten Ägypter zurück, wie manche Engländer die ihrige auf die verschollenen Stämme des von Gott auserwählten Israel oder wie manche Zeitgenossen Shakespeares ihren Adel auf Trojas Heldenfamilien. Trotzdem entfernten die Briten nicht die Ausgrabungen aus dem Lande. Das ist zwar klug, aber schade; denn bei kommenden Kriegen werden die orientalischen Bandenführer sich mehr für den Goldgehalt als den künstlerischen Wert der Schätze interessieren.

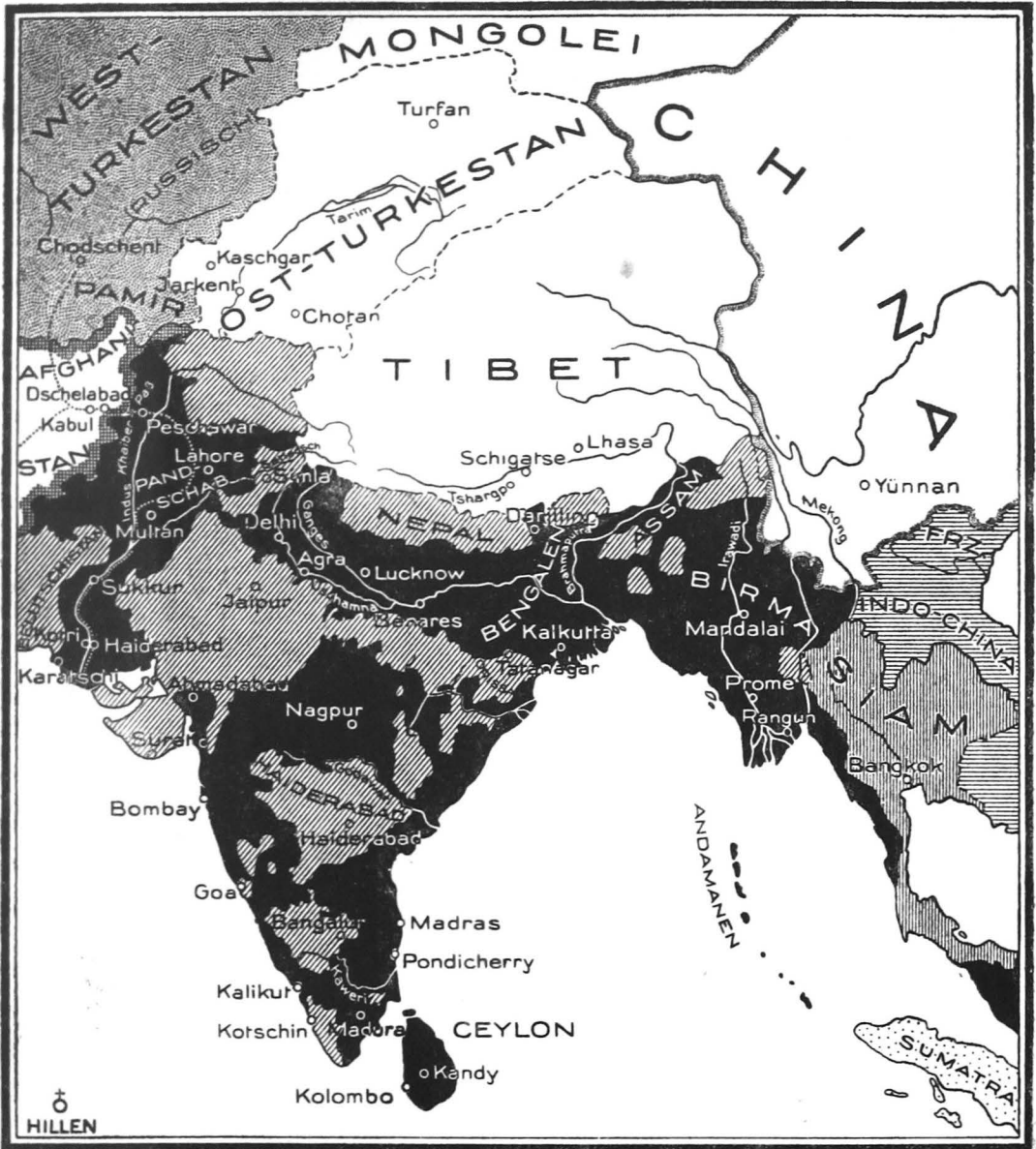
Freilich wird es dann nicht auf Museen, sondern auf Gewalt, Kanonen Bomben und Entschlossenheit ankommen.

63.

Asiatische Könige von Englands Gnaden.

S. M. König Fuad I., und seine königliche Hoheit der Thronfolger Prinz Faruk, sind den Engländern ein gutes Gegengewicht gegen die ägyptische Demokratie. Fuad ist der jüngste Sohn Ismaels des Prächtigen, dessen Schulden die Engländer den Suezkanal verdanken. Fuad steht völlig unter europäischem Einfluß, kam schon als Knabe von 10 Jahren nach Italien, wurde hier ausgebildet, war als junger Leutnant Militärattaché im schönen Wien und verbrachte die Zeit bis zu seiner Thronbesteigung mehr in Europas Großstädten und Badeorten als in Ägypten. — Ähnlich verhält es sich mit den meisten der 700 regierenden indischen Fürsten. England sieht es gern, wenn sie sich in England aufhalten und sie werden gut und fürstlich in London behandelt. Andererseits stehen ihre europäischen Reisen unter britischer Kontrolle. Ich kenne einen Fall, da einem indischen Fürsten der Besuch Deutschlands untersagt wurde. So werden gute Briten aus ihnen.

Auch diese Fürstenfrage ist ein Stück Selbstverwaltung des Ostens unter englischer Kontrolle. Könige von Londons Gnaden regieren in Indien (108 haben den Titel „Hoheit“), in Bagdad, in Nepal, Bhutan, Sikkim, auf der Malaiischen Halbinsel, auf Borneo, den Bahrein-Inseln. England suggeriert ihnen die Politik, und je anonymter der britische Herr Asiens bleiben kann, desto lieber ist es ihm. Man weiß die Fürsten auch individuell zu behandeln. Der eine liebt Pferde, der andere Frauen. Einer ist ein Sportsmann und dem telegraphiert man etwa diesen Glückwunsch zur Thronbesteigung: „Der Indier hat eine natürliche Liebe zum Sport (Anmerkung des Verfassers: wovon nur auf den Pferderennen in Kalkutta, Bombay usw. beim Wetten etwas zu merken ist) und das ist ein wechselseitiges Band zwischen uns. Ihre Loyalität zum britischen Thron steht außer Zweifel, und so bin ich sicher, daß diese Tradition eifersüchtig gewahrt bleibt.“ (Gouverneur von Bengalen an den Maharadscha von Tripura 1927.)



Vorderindien.

Die schwarz ausgefüllten Landteile unterstehen unmittelbar der englischen Verwaltung (Provinzen), die gestrichelten nur mittelbar (Eingeborenen-Staaten).

Über die Stellung der indischen Fürsten schrieb die Times: „Wir haben nun einmal, ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt, Demokratie in Indien eingeführt. Aber in den indischen Staaten wie auch im übrigen Indien zählt wahrhaft nur die persönliche Gefolgschaft für den Herrscher, die Autorität der Persönlichkeit. Indische Politiker, voll Begeisterung für die Demokratie (weil sie ihnen Selbstverwaltung verspricht), sprechen von dem Untergang europäischer Monarchien, wobei sie vergessen, daß in einigen europäischen Fällen der Diktator an Stelle des Monarchen trat, und folgern, daß die indischen Monarchien Anachronismen seien. Doch dem widerspricht, daß die meisten und die wichtigsten indischen Staaten ausgezeichnet regiert werden; auch ist die kommunistische Propaganda in den Staaten viel weniger voran gekommen, als im übrigen Indien.“

Das letztere ist wichtig; und man wird den Briten nicht verdenken, wenn sie diese Monarchien keineswegs als Anachronismen betrachten, sondern sie erhalten wissen wollen.

64.

Dyarchie in Indien.

Dyarchie, ein für das Regierungssystem Britisch-Indiens wie überhaupt für das Empire außerordentlich wichtiger und vielgebrauchter Begriff, heißt Doppelherrschaft. Nicht nur in dem Sinne, daß Britisch-Indien aus Monarchien und Republiken besteht, sondern auch daß die Republiken (der größere Teil Britisch-Indiens) eine doppelte Verwaltung haben: eine britische und eine indische. Seit den Montagu-Chelmsford-Reformen unmittelbar nach dem Kriege wurde nämlich in den Provinzen (d. i. Republiken) die Verwaltung geteilt. Einige Ressorts behielten sich die Engländer unbedingt vor, und sie regieren in diesen, wenn nötig, ohne Parlament oder im Widerspruch zu der Parlamentsmehrheit. Die anderen aber gaben sie ab, übertrugen sie den Indern, und diese Ressortminister sind den Parlamenten verantwortlich. Also besteht das Ministerium Bengalens, Bombays, Madras', der Vereinigten Provinzen, des Pandschab und der anderen britisch-indischen Republiken, aus zwei Teilen. Der eine kann nur von dem Gouverneur (der wie in den Dominions die Stelle des Staatspräsidenten innehat) abgesetzt werden, der andere auch vom Parlament.

Diese Reformen sind mit einer bösen englischen Tat eingeleitet worden, die ewig mit dem Namen des Generals Dyer verknüpft ist. Zwar heißt es: *de mortuis nil nisi bene*, und der Brigadegeneral ist 1927 in seiner Heimat gestorben. Aber der hohe Offizier brachte solche Schande über die Ehre Englands und Europas, als er (nach britischer Angabe) 380 Inder niederchießen und 1200 anschießen ließ, daß sein Andenken beschmutzt bleibt. Es war im April 1919, damals als in Indien die Enttäuschung über das Ende des Weltkrieges einen Aufstand losbrechen ließ. Dyer (to dye heißt färben, aber es klingt schon wie to die: töten) stand als Brigadier

im Pandschab. Da wurde in Amritsar eine Missionarin von Indern überfallen und verprügelt. Das Christentum fand in Dyer einen rührenden Verteidiger. Obwohl kein Kriegsrecht verhängt war, rückte er mit 300 Soldaten an, verbot alle Ansammlungen in Amritsar, und beschloß, als er von einer dennoch veranstalteten Versammlung auf dem größten Platz der Stadt hörte, ein Exempel zu statuieren. Ohne ein Wort der Verwarnung kommandierte er Feuer. Das war furchtbar. Seine Gewehre standen keine hundert Meter von einer 10000 Köpfe zählenden Menschenmenge. Die Massen stoben in Todesangst auseinander; aber sie konnten nicht fliehen, denn der Platz ist von Mauern umgeben und die wenigen Zugänge waren von den Menschen blockiert. 1650 Salven wurden abgegeben innerhalb 10 Minuten; und es wäre noch mehr geschossen worden, wenn Munition vorhanden gewesen wäre. Das Unglaubliche aber war, daß der General bei den späteren Verhandlungen nicht nur seine Morderei zugab, sondern den Zynismus aufbrachte, zu erklären: er habe leider keine Maschinengewehre gehabt, sonst hätte er noch mehr umgebracht. Die englischen Behörden hatten zuerst versucht, den General zu decken, daraufhin war es natürlich unmöglich. Vom Unterhause wurde er verurteilt, das britische Oberhaus aber verteidigte ihn, und die Morning Post veranstaltete eine Sammlung für den Mörder in Generalsuniform (der seinen Abschied hatte nehmen müssen), die immerhin 500000 *R.M.* einbrachte. Der Vizekönig freilich erklärte in einer offiziellen Ansprache, als er die Reformen einführte, daß der Vorfall von Amritsar „das schöne Antlitz Indiens überschattet habe“. — Übrigens dient Dyers Sohn noch heute in der britisch-indischen Armee.

Doch das ist die letzte Untat der Briten, von der wir zu sprechen haben. Sie fällt heute aus dem Rahmen britischer Politik, obwohl sie in den Jahrhunderten des 400jährigen Krieges Europas gegen Asien bei allen europäischen Kolonisatoren üblich gewesen war. Und die Asiaten haben im umgekehrten Falle immer das gleiche getan.

Die Montagu-Chelmsford-Reformen sollen nicht endgültig sein, sondern gelten ausdrücklich nur für eine bestimmte Zeit, nach der ihre Wirkung zu untersuchen ist; und wirklich ging Januar 1928 die von Sir Simon geführte Kommission zu diesem Zwecke nach Indien. Zur Empörung der Inder gehörte dieser Kommission kein Inder an. Hat nun die indische Verfassung sich nach britischer Meinung bewährt, dann mag sie erweitert werden; denn es heißt: das Ziel sei, Indien zu einem Dominion mit voller Selbstverwaltung zu machen.

65.

Commonwealth statt Empire.

Es ist üblich, die Absicht Englands, aus Indien tatsächlich ein Dominion zu machen, in ironischen Zweifel zu ziehen. Meiner Ansicht nach mit Unrecht. Denn es bleibt wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, Indien als britische Besizung zu halten.

Das ist nun wieder ein Teil jenes großen weltumspannenden Problems des Empires. In diesem Buche befaßten wir uns nur mit einem Teil der Welt, mit Asien. Von Australien, von Afrika (nur Ägypten zogen wir in unseren Fragenzkreis ein), von Amerika insbesondere war nicht die Rede. Über alle Erdteile erstreckt sich das britische Weltreich, das viermal größer als das Mongolenreich des Mittelalters ist und achtmal größer als das römische Imperium. Die Zeiten, da solcher Kolos imperialistisch gehalten werden kann, sind vorbei. Es muß anders gemacht werden. Und England ist dabei, es anders zu machen.

Der Umbau des Empires, bzw. das Wunschziel des Umbaues finde ich am besten im Worte Commonwealth wiedergegeben. The British Commonwealth of Nations! In diesem Worte laufen einige Bedeutungen zusammen: etwas wie Volksgemeinschaft im ideellen Sinne, aber auch etwas Wirtschaftliches, wie Wohlstand klingt mit, und schließlich ein rein Organisatorisches (wie im australischen Commonwealth), das auf Nebeneinanderbestehen selbständiger und doch verbundener Gemeinwesen deutet.

In erster Linie wird heute freilich unter dem Stichwort Commonwealth Propaganda für Unterstützung der englischen Wirtschaft durch die Dominions und Kolonien gemacht. Sie sollen mehr in England kaufen. Sie sollen sich wanderungspolitisch nicht abschließen, wie Australien. Man nennt das in London „Empire Consciousness“ und die Wembley-Ausstellung war darauf abgestellt. Die Wichtigkeit dieser wirtschaftlichen Gesichtspunkte darf man nicht unterschätzen: Australien kauft England ein Zehntel seiner Ausfuhr ab, Indien ein Achtel; Ceylon kauft mehr als Griechenland, Neuseeland mehr als Italien, Nigeria als Norwegen. Das sollte überall so sein, meint London: „Wir wollen verdienen.“ Deshalb hat das Mutterland auch ein Interesse an der wirtschaftlichen Entwicklung einer jeden überseeischen Besizung, denn damit steigt die Kaufkraft. Jedoch eine Steigerung der Kaufkraft bedeutet auch, daß das Land reicher wird; und das ist nicht zu trennen vom politischen Machtzuwachs, also Unabhängigkeitsstreben!

Dafür sind die Dominions berühmte Beispiele: Canada betrachtet bereits den britischen Generalgouverneur als einen Ehrenvorstand, der kein Recht hat, sich in canadische Angelegenheiten zu mischen. Sir Robert Borden, Canadas Premier, führte 1927 in London in einer Rede aus: Seit dem Kriege sei das Recht eines jeden Dominion, für sich zu verhandeln und Verträge abzuschließen, anerkannt. Natürlich müßten die Dominions auf internationalen Konferenzen, wie auch im Völkerverbunde, selbst vertreten sein, also nicht durch die englischen Minister. Borden sagte schließlich „Liga des Commonwealth“ für das britische Empire.

Solche Dominions sind heute: Australien, Neuseeland, Canada, Südafrika, Neufundland. Morgen werden es sein: Ostafrika, Indien, Ägypten, Ceylon. Ostafrika strebt offen danach unter Führung seines ältesten Bestandteiles Britisch-Ost (Kenya). Einbezogen werden soll: Nordrhodesien, Uganda, Sansibar, Tanganjika (früher Deutsch-Ost), Nyasaland.

Diese Pläne begegnen Unwillen und Opposition in England. Schließlich aber werden sie sich durchsetzen, dessen kann man sicher sein. Und nach Ostafrika kommen die anderen Kolonien.

Verteehrt aber ist, wie ich glaube, die Auffassung, daß das notwendig eine Schwächung des britischen Reiches bedeute. Der britische Weltzusammenschluß wird entweder freiwillig oder überhaupt nicht mehr lange sein! Bis heute betrachtete England nur die überseeischen Besitzungen als gleichberechtigte Partner, die überwiegend weiße Bevölkerung haben. Gelingt es, auch die farbigen Mehrheiten in dieses Commonwealth freiwillig einzubeziehen, also unter gleichzeitiger Selbstverwaltung, dann hat England gesiegt.

Um ein Gleichnis zu brauchen: das Britische Weltreich ist im Begriffe, sich aus einer Einzelfirma zu einer Aktiengesellschaft zu entwickeln. England wird sich begnügen, Generaldirektor oder Aufsichtsratsvorsitzender zu bleiben. Und um gleich noch mehr über die wahrscheinliche Zukunft zu mutmaßen und dabei doch im Gleichnisse zu bleiben: Diese Aktiengesellschaft begibt sich in Interessengemeinschaft oder einen Konzern mit den anderen europäischen Kolonialmächten und den koloniallosen Staaten Europas. Vielleicht wird auch hier London das Präsidium im Aufsichtsrate führen.

Was Asien betrifft, so liegt es sicherlich nicht im europäischen Interesse, daß England aus Indien oder Holland aus Java vertrieben wird. Dagegen liegt jede Entwicklung der Selbstverwaltung und der Autonomie asiatischer Kolonien europäischer Nationen im Interesse aller europäischen Staaten.

65.

Huldigung vor China.

Umbau des Empires, neue Befestigung der europäischen Herrschaft in Asien, freiwilliger Zusammenschluß der kolonialen Länder im Commonwealth, dafür Selbstverwaltung und Autonomie — das scheint mir eine Tendenz, scheint mir die Entwicklung in Asien zu sein. Sie liegt im Interesse aller Beteiligten, auch Asiens, soweit es heute zum europäischen Machtbereiche gehört. Denn nur so kann Indien sich schnell an den Kapitalismus des Westens anpassen. Nun wird ja nicht immer das erstrebt, was im Interesse liegt. Aber hier sind auch natürliche Neigungen treibend. Asien ist in die europäische Zivilisation verliebt. Davon kommt es, trotz Gandhi, nicht los.

Freilich muß dieser Umbau geschehen sein, bevor China sich als Großmacht in Ostasien etabliert hat. Vor China hat alle Welt einen ungeheuren Respekt, den die chinesische Gegenwart gar nicht, die Vergangenheit nur sehr akademisch, die Zukunft aber voll und ganz rechtfertigt. Das nächste Weltreich wird das chinesische sein. Wahrscheinlich wird China Japan mit seiner Mandchurei und Korea, das asiatische Rußland und noch das pazifische Inselreich einbeziehen. Daß England auf die Dauer Tibet

gegen China halten kann, glaube ich nicht. Nicht einmal Hongkong, vielleicht sogar Singapur nicht.

Das östliche Ende der Welt ist China, wie das westliche Ende der Welt Amerika (und zwar Kalifornien) ist. Es kam mir als Kind immer unwahrscheinlich vor, daß zwischen Ostasien und Amerika realer Raum liegt, und auch alle geopolitischen Bücher über den Pazifik haben mich nicht ganz von der Realisierbarkeit dieser Räume überzeugen können. China ist ein Ende, Amerika ein anderes. Haben sich beide innerlich einander genähert oder gar angeglichen, dann ist die Welt vereinheitlicht und die Menschen können sich dann gleich eine Uniform anziehen.

Hoffentlich braucht die Menschheit nicht vorher noch den so oft an die Weltwände gemalten Krieg zwischen Weiß und Gelb erleben. Er ist durchaus überflüssig. Die Gelben können uns nicht besiegen, und wir Weiße sollten gar nicht erst versuchen, die 500 Millionen gelbe Menschen auszurotten.

Die Engländer werden sich mit den Chinesen verständigen. Es lohnt natürlich erst, wenn China seine Revolution, seinen Umsturz oder Umbau, für den die Bürgerkriege seiner Marschälle Symptom sind, hinter sich hat. Entsteht ein starkes China, dann werden sehr schnell, von selbst, die Vertragshäfen verschwinden und keine europäische Macht wird von Zollkontrolle oder Steuerbeschlagnahme noch reden. Der 400jährige Krieg Europas gegen Asien ist zu Ende, neue Kolonialeroberungen sind nicht mehr zu machen, am allerwenigsten in China.

Vorläufig kämpft China mit sich selbst. Wenn alle Marschälle dort das Schicksal Wupeifus erlitten, der als Bettler im Sommer 1927 durch die Hupeh-Provinz irrte, könnte wahrscheinlich der Kampf abgekürzt werden. In dem Augenblicke, wo China Frieden mit sich selbst schließt, beginnt sein Aufstieg, der den Chinesen zum Herren der östlichen Welt machen wird. —

Shaw spielt im „Methusalem“ mit dem Gedanken, daß Bagdad in späteren Zeiten, statt London, die britische Hauptstadt werden könnte. Er hätte Delhi nehmen sollen. Liegt nicht die moderne Königsburg von Delhi, Imperial Delhi, im Mittelpunkte der britischen Welt? Australien ist nicht weiter als Südafrika, Kairo so weit wie Singapur, die Inseln Mauritius und Malta wären gleich schnell zu erreichen, selbst Canada und Nigeria lägen in gleicher Entfernung, wenn es nämlich möglich ist, die Luftlinie über Nordgrönland von Indien nach Montreal zu benutzen (und es wird sicher möglich sein).

Eine solche Verschiebung des politischen und kulturellen Schwerpunktes Großbritanniens setzt mehr als eine Versöhnung zwischen Indien und England voraus: eine Zusammenarbeit, eine Gemeinsamkeit, Cooperation. Indien ist keine Nation und wird deshalb nie eine Weltherrschaft bilden. Geben die Engländer Indien auf, so werden Chinesen ihre Herrschaft aufrichten. Schon ist in Singapur Herr Tantate, ein Chineser, der reichste Mann. Halten sich die Inder nicht an England, so werden sie von Kanton und Peking aufgekauft. —

Wie am Anfang des Buches will ich auch am Schlusse den Leser auf die Türme Delhis führen und hier, im Angesichte Asiens, von ihm Abschied nehmen. Aus der Roten Burg der Großmogule ragen noch immer, schwarz und senkrecht, die Antennen der britischen Funkstation — wir haben ihre Tätigkeit kennengelernt. Daneben sind die weißen marmornen Hallen der Großmogule, und in einer steht, über dem berühmtesten Thron Asiens, die stolze Inschrift vom Paradies auf Erden, das, wenn es überhaupt eines auf Erden gäbe, nur hier sei. Nun rieselt nicht mehr der künstliche Bach durch die weißen Gemächer der Paläste, zierlich gefaßt in Stein, bald zu bunten Fontänen, bald zu Rastaden und dann in Teichen ausgebreitet. Das war die letzte große Zeit Asiens. Wir sahen damals, von Delhi und Agra aus unbemerkt oder kaum beachtet, die Europäer an den Küsten landen und die Eroberung Asiens beginnen. Im Süden Delhis fließt noch immer der heilige Dschumna, der die Europäer hierher geleitete; und immer noch spiegelt sich, weiter stromab bei Agra, in ihm das schönste Haus dieser Erde, die Tadsch Mahal. Dann kommt der Ganges, bei Benares werden noch Jahrhunderte lang die Pilger aus ganz Asien in den heiligen Strom steigen; und wo die Fluten sich in den Ozean ergießen, braust Kalkuttas Gewirr von Fabrikvorstädten und Hafentais. Schon beginnt hier China sich einzunisten, nachdem es die hinterindische Schwesterstadt Kalkuttas, Singapore, überwachsen hat.

Und von den Minaretts der großen Moschee Delhis, der größten Asiens, schauen wir im Norden den Gebirgswall des Himalaya und weiter im Westen sehen wir im Geiste die islamischen vorderasiatischen Länder, die alle bei der Wahl: China oder Europa sich zum Westen bekennen werden. Vorausgesetzt, daß China nicht Europa an Duldsamkeit übertrifft. Denn so lautet Laotjes Herrschaftspruch:

„Förderer der Entwicklung sein, heißt:
Schöpfer sein, nicht Genießer,
heißt verdienen, nicht gewinnen,
überwachsen und nicht Gewalt antun.“

Bilder

gegenüber
Seite

Einfahrt zum Suezkanal bei Port Said / Ausfahrt aus dem Suezkanal bei Suez	16
Goa, die im Urwald versunkene portugiesische Königsstadt / Neu-Delhi: Staatssekretariat	17
Mausoleum des Kaisers Akbars in Sitandra / Alte Jesuitenkirche in Mangalore	32
Marmor Sarkophag Akbars / Fatehpur Sikri	33
Eingang zur Burg von Agra / Blick zur Tadsch Mahal	48
Perlmoschee von Agra / Die Tadsch Mahal	49
Der Verfasser zwischen Tempel Elefanten / Straßenschild aus Ahmedabad	64
Jaipur: Bazarstraße / Tempel in Madura	65
Benares: Moschee Aurangzebs des Bösen / Gangesufer	80
Benares: Pilgerhäuser / Darjeeling: Bazar	81
Indierinnen von der Malebarküste / Javanerinnen	96
Jaipur: Harem / Kalkutta: Postamt	97
Vulkanausbruch auf Java / Landschaft auf Java	128
Reisfelder auf Java / Im Hafen von Madras	129
Neu-Delhi: Parlament / Sitzung des Parlamentes	144
Bombay: Markthalle / Parlament	145

Schlagwort-Verzeichnis

Abakia 10
Abana 10
Aben 88
Afghanistan 61, 124
Agra 39, 40
Ägypten 124, 135, 151, 157, 158
Albat 38 ff.
Albuquerque 28
Alexander der Große 9 ff.
Alexandria 10
Almeida 27
Amman 89
Amritsar 11, 162
Amur 81
Anglo-Persian 147
Annam 42, 58
Aquasiva 39
Arabien 70 ff., 84 ff.
Arschota 12
Assam 139
Assir 88
Australand 47
Aurangzeb 38
Autolinien 130
Autonomie 153

Baber 38
Babylon 12
Bagdad 85
Bahrein-Inseln 71
Bajaderen 101
Bakterien 12
Balbao 20
Bambus 143
Bangkok 131
Basra 126
Batavia 40
Baumwolle 134 ff.
Behaim 18
Beitut 10
Bell, Charles 105
Bell, Gertrud 73, 84
Belutschistan 62, 111
Benares 38
Bengalen 118, 138, 111
Bentind 47
Berber 112
Beringstraße 81

Bhutan 106
Birma 59
Bolschewistische Propaganda 82
Bombay 137
Boxeraufstand 59
Buddha 107
Buddhismus 107
Bußhir 62

Cabral 26
Canada 163
Canning 47
Carthyll 103, 155
Cauvery-Plan 145
Ceylon 41, 156
Chabarowst 81, 82
China 34, 54—59, 95—97, 102, 164
Clayton 89
Clive 45
Cochin 26
Cochin-China 42
Colombo 41
Columbus 19
Cornwallis 47

Dalai Lama 105
Dalhousie 47
Damascus 10
Darjeeling 139
Delhi 7, 165
Demokratie in Kolonien 61
Distraell 64
Dominions 163
Drahtlose Telegraphie 132
Drate 23
Dschehangir 38
Dschibda 72
Dschingis Khan 15
Dundee 138
Dyer 161

Eisen 146
Eisenbahnen 130
Elbatana 11
Erdöl 147
e'Klad 71

Gathepur Sikri 38
Geißal 85
Film 119
Fluglinien 126
Franz Kaver 31
Frauenarbeit 121
Frauenfrage 119
Fuad I. 158
Funkstationen 132

Gandhara 12
Gandhi 97
Goa 25
Gold 148
Grimaby 132
Groß-Mogule 38
Summi 141

Handelsflotten 127
Hankau 129
Harbinge 47
Hastings 45
Hebichas 72, 88
Hindulismus 101 ff.
Holländisch-Indien 111, 156
Hongkong 57, 129
Hulagu 15
Humayun 38
Hussain 88
Hyderabad 11

Ibn Raschid 87
Ibn Saud 71, 87
Indien 25—53, 69, 97—104, 110, 118, 124, 128, 131, 132, 135—147, 149, 161
Indochina 42
Indus 11
Irat 85 ff.
Irtawaddy 60
Irtwin, Lord 110
Islam 109 ff.
Ismael 64
Italien 88 (Arabien)
Iwan der Schreckliche 81
Japan 35, 75 ff., 127, 129
Jawa 40

Jemen 88
 Jesuiten 31 ff.
 Jute 138

 Rabul 11, 62
 Rairo 63
 Ralfat 112
 Ralikut 28
 Ralfutta 138
 Rambobſcha 42
 Ramtſchatta 81
 Ranton 97, 129
 Rapitalismus 134 ff.

 Raratorum 16
 Raraffel 128
 Raſan 80
 Raſten 103
 Raufſchut 141
 Rauber-Paß 11
 Rinderarbeit 121
 Rinderbeirat 102
 Rino 119
 Rlinghardt 117
 Robnor 40
 Roble 146
 Rotopalme 143
 Ronfuzius 109
 Ropra 143
 Ropten 112
 Rorea 58
 Rubial Khan 15
 Ruomingtang 96

 Samalimus 105
 Saotje 109
 Lauſanner Frieden 84
 Lawrence, E. C. 70
 Le Coq 12
 Leſſeps 64
 Lhaſa 105 f.
 Lloyd George 69
 Luſtgeſchwader 125
 Luſtwege 126

 Macauly 47
 Madras 45
 Madura 101
 Magalhaes 22
 Matao 130
 Malabarküſte 27
 Malaiſche Halbinſel 143
 Malatta 41
 Manbalay 60
 Maria-Thereſien-Thaler 151
 Marco Polo 15
 Maſſaua 89
 Mauritius 155
 Medina 87

Melita 72, 87
 Meſopotamien 85 ff.
 Mincing Lane 142
 Mongolenreiche 15
 Montagu-Chełmsford-Refor-
 men 161
 Moſſul 10
 Mozambique 30
 Muſlim League 112
 Mutiny 51

 Nepal 106
 Neſſin 10
 Niedermayr, v. 74
 Nobili, R. de 37
 Noncooperation 98 f.

Opium 54 ff.
 Oſtindiſche Compagnie 43 ff.

Palaſtina 86
 Pariaß 103
 Parther 12
 Paſſarge 140
 Peking 15
 Penang 131
 Perſepolis 10
 Perſien 11, 93, 124, 130
 Peſchawar 11
 Philby 71
 Philippinen 156
 Pleſſen, Schlacht bei 45
 Pondichery 42
 Poona 132
 Port Arthur 59
 Poſtbeförderung 126
 Proſtitution 101

Raffles 124
 Rangun 60
 Regiomontan 18
 Ricci 36
 Royal Dutch 147
 Rubber 141
 Ruſſell 55
 Rußland 80 ff.

Samarkand 14
 Schanghal 121
 Senuffi 89
 Servants of India 103
 Siam 124, 131
 Sibirien 81
 Sibiriſche Bahn 131
 Sikandra 40
 Sikkim 106
 Singapur 124, 141

Sklavenhandel 21 f.
 Smyrna 83
 Snups 80
 Soſotra 28
 Somaliland 88
 Sozialpolitik 121
 Schlitzen 80
 Stahlzeugung 147
 Stauwerke 143 ff.
 Stevenſon-Plan 141
 Steller, G. W. 81
 Straits 124, 129
 Stroganow 81
 Suban 136
 Sueztanal 64
 Sulturwerte 144
 Sumatra 41
 Sunniten 90
 Sunpatſen 95
 Suſa 10
 Syrien 85

Tabſch Mahal 38
 Tagore 102, 108
 Taſſperren 143 ff.
 Tata 146
 Tee 139 f.
 Teheran 94, 131
 Textilindustrien 137
 Tibet 105
 Tientsin 129
 Timor 30
 Transjordanien 89
 Turfanexpedition 12
 Türkei 82, 124, 130
 Turkeſtan 14

Vasco da Gama 21
 Vertragshäfen 57
 Viktoria, Königin 53

Wahabiten 87
 Wahlrecht 156
 Weiße Hunnen 14
 Weltkrieg 66 ff.
 Welttonnage 127
 Wilhelm, R. 108
 Wilson 76
 Witwenverbrennung 116 f.
 Wladimostof 81

Jemen 88
 Younghuſband 106
 Juan Eſchwang 14
 Yunnan 131

Zahlungsbilanzen 148 ff.
 Ziviliſation 114 ff.

Im gleichen Verlag erschien ferner:

VON VERSAILLES ZUR FREIHEIT WEG UND ZIEL DER DEUTSCHEN AUSSEN POLITIK

Von Freiherr Werner von Rheinbaben

Staatssekretär z. D., M. d. R.

In Ganzleinen gebunden RM. 8.50

Rölnische Zeitung: Durch die Eindringlichkeit seiner Sprache, durch die vollkommene partelpolitische Unabhängigkeit eignet sich das Werk zu einem Handbuche nicht nur für die Politiker, sondern auch für die weitesten Kreise unseres Volkes, die sich für außenpolitische Fragen interessieren, vor allem aber auch für die heranwachsende Jugend.

Frankfurter Zeitung: Eine wertvolle Bereicherung der Schrift ist ein Anhang mit Dokumenten, Auszügen aus Verträgen usw.

Hamburger Nachrichten: Wir möchten unsern Lesern das Buch „Von Versailles zur Freiheit“ als das Beste empfehlen, das nach dem Kriege über die Geschichte der Gegenwart geschrieben worden ist. Die klare und flüssige Darstellung macht auch dem Laien die Beschäftigung mit diesem spröden Stoff angenehm und genutzreich.

Münchener Neueste Nachrichten: und stellt diese Entwicklungsperiode mit sicherem Blick für das Wesentliche, ohne Schönfärberei, aber auch ohne Pessimismus als ein Ganzes vor den Leser. So möchten wir doch wünschen, daß dieses Buch eine recht große Verbreitung finden möchte. Deutsches Schicksal, mit heißem Herzen, mit klarem Verstand und mit schonungsloser Offenheit dargestellt, spricht so lebendig aus diesem Buch, daß es manchem den Weg zum Dienst am Vaterland weisen kann.

Ostdeutsche Morgenpost: Rheinbabens Buch stellt die Männer und Probleme so lebensvoll vor uns, umreißt ihre Ideen und Ziele so treffend und klug, daß diese Darstellung der deutschen Außenpolitik seit Versailles zu den leistungswertesten Studien gerechnet werden muß, die wir haben. Ausgezeichnet durch vornehmen Takt, strenge Sachlichkeit auch im subjektiven Urteil, ohne Verdunkelung oder Schönfärberei, mit stärkster persönlicher Anteilnahme geschrieben und doch die Dinge und Menschen aus sich selbst sprechen lassend, ist dies ein inhaltsreiches, zweckmäßiges Buch der Praxis, zu dem der Politiker oft greifen und das er mit Gewinn und spannendem Nacherleben studieren wird.

Im gleichen Verlag erschienen ferner:

SO SIEHT DIE WELTGESCHICHTE AUS...

AUFZEICHNUNGEN EINES ZUSCHAUERS

Von Wolf Brandt

21.—23. Tausend.

In Ganzleinen gebunden RM. 6.—

Deutsche Allgemeine Zeitung: Das Ganze ist in Aufbau und Durchführung, in Tempo und Timbre wie aus einem Guß. Das Buch ist mehr als eine Retapitulation der schicksalsreichen zwölf Jahre — seine Lektüre ist ein fesselndes Miterleben.



DIE HERRSCHAFT DER FÜNFHUNDERT

EIN BILD DES PARLAMENTARISCHEN LEBENS
IM NEUEN DEUTSCHLAND

Von Walther Lambach

Ungekürzte Volksausgabe. 7.—12. Tausend

Mit über 50 Momentaufnahmen aus dem Reichstag, seinen Ausschüssen und seinem Restaurant; 9 Karten und 10 Facsimiles

Kartonierte RM. 3.80

Hannoverscher Kurier: So wie der Verfasser das in diesem Buche tut, sind der Reichstag und die neue Regierungsweise seit 1919, die wir gemeinhin mit dem Sammelbegriff „Parlamentarismus“ zusammenzufassen pflegen, noch nicht gezeichnet worden. Schonungslos und wahr, interessant und lehrreich schildert Lambach die Wirklichkeit, die er aus eigenster Erfahrung auf Grund seiner Abgeordnetentätigkeit kennt. Bildhaft entrollt sich vor unserem Auge das gesamte parlamentarische Treiben, und wenn man einerseits der sprühenden Darstellung beifällig zustimmt, so muß doch andererseits durchaus gesagt werden, daß der Verfasser sich überall möglichster Sachlichkeit befleißigt und in vornehmer, oft von Humor durchsetzter Form ohne einseitige Tendenz allein die Wirklichkeit darstellt.



DIE FIKTIONEN DER WEIMARER VERFASSUNG

VERSUCH EINER UNTERSCHIEDUNG DER FORMALEN UND DER
FUNKTIONALEN DEMOKRATIE

Von Wilhelm Stapel

Kartonierte RM. 2.50

Die großen liberalen Ideen des Volkswillens, der Volkswahl, der Verantwortlichkeit vor dem Volke, der Repräsentation, der Volkssouveränität, der Gerechtigkeit, die seit dem achtzehnten Jahrhundert auch bei uns immer mehr durchgedrungen sind und die heute fast durchweg in kritikloser Selbstverständlichkeit herrschen, werden einer psychologischen und biologischen Kritik unterzogen. Die Grundgedanken der Weimarer Verfassung werden als leere juristische Fiktionen entlarvt, denen keine Wirklichkeit entspricht. Aus der Kritik aber erwächst als neues staatsbildendes Prinzip der Funktionalismus. So stellt der Verfasser dem liberalen ein volkstonservatives Staatsdenken entgegen.

I m g l e i c h e n V e r l a g e r s c h i e n f e r n e r :

DAS WERDEN DES DEUTSCHEN VOLKES

Von Dr. h. c. Walther Classen

2. neubearbeitete und verbesserte Auflage. 10. bis 14. Tausend. Über 1500 Textseiten Groß-Oktav, mit ausführlichem Sachregister in jedem Bande und 90 Kunstdrucktafeln mit Wiedergaben nach Photographien, Gemälden, Stichen, Holzschnitten, Handschriften; Abbildungen von Skulpturen, Bauwerken, Denkmälern. 3 Bände auf blütenweißem Papier

In Ganzleinen gebunden RM. 36.—

In Halbleder gebunden RM. 45.—

Aus dem Inhalt: 1. Band: Rassen und Völker / Von der Steinzeit bis zur Hermannschlacht / Die Germanen und das Christentum / Die deutschen Volkstönige als Kaiser / 2. Band: Das bürgerliche Mittelalter / Deutschland, das Herz Europas / Deutschland auf schwerem Wege (1547—1763) / 3. Band: Das Erwachen des deutschen Volkes (1763—1812) / Um Freiheit und Einheit (1812—1858) Das Zeitalter Bismarcks / Kaiser und Kanzler (1859—1890)

Hamburger Fremdenblatt: Es ist gespeist aus den besten Quellen des ewig sprudelnden Lebens. Dadurch, daß es den deutschen Menschen zurückverfolgt bis in die graue Urzeit, hält es sich frei von der einseitigen, auf den Staat gerichteten Einstellung.

Frankfurter Zeitung: Eine Geschichte unseres werdenden Volkes, die nicht nur mit einer überraschenden Kenntnis der Einzelzüge, sondern auch mit einer tiefen Liebe und einem unererschütterlichen Glauben an seine Zukunft geschrieben ist.

Bremer Nachrichten: Eine farbkräftige, an vielen Stellen bis zu künstlerischer Bildhaftigkeit und Erlebniskraft sich steigernde Darstellung. Eine Sicherheit der historischen Begabung, die im Werden das Wesen erschaut.

Norddeutsche Rundschau: Hier beweist Classen wiederum seine Eigenart, Geschichte zu schreiben. Er vermag es, sich seelisch in die Zeit und Personen hineinzuwerfen, die er schildert. Damit verleiht er seinen Arbeiten etwas so Fesselndes und Anziehendes, daß jeder Leser, auch der, der vorgibt, sich nicht für die Geschichte seines Volkes zu interessieren, unbedingt an dieses Buch gebunden ist.

Hamburger Correspondent: Es erfüllt eine dringende Aufgabe der Gegenwart und verdient weiteste Verbreitung an allen Pflegestätten deutscher Bildung und in der deutschen Familie.

Göttinger Zeitung: Diese dreibändige deutsche Geschichte ist eine hervorragende Leistung. Sie ist klar, anschaulich, durchaus volkstümlich geschrieben in einer bilderreichen, mitunter geradezu poetischen Sprache.

Der deutsche Gedanke: Bei Classen muß in die Schule gehen, wer ein Nationalgefühl erstrebt, bei dem Lauterkeit und Kraft, Selbstkritik und Leidenschaft einander ebenbürtig sind.

In der Hanseatischen Verlagsanstalt
erschieden ferner:

Von Versailles zur Freiheit

Weg und Ziel der deutschen Außenpolitik. Von
Freiherr Werner von Rheinbaben,
Staatssekretär z. D., M. d. R. Groß-Oktav.
In Ganzleinen geb. RM. 8.50

Der Aufbau der deutschen Weltmacht

Von A. von Tirpitz. (Politische Dokumente
Band 1): Die erste Flottenkrisis (1905/06) / Die
zweite Flottenkrisis (1908/09) / Zwischenzwei Krisen
(1909/11) / Die dritte Flottenkrisis (1911/12).
Die deutsch-englische Entspannung (1912/14).
Broschiert RM. 10.—, in Halbleinen geb. RM.
12.—, in Ganzleinen geb. RM. 14.—, in Halb-
leder geb. RM. 18.—

Deutsche

Dhnmachtspolitik im Weltkrieg

Von A. von Tirpitz. (Politische Dokumente
Band 2): Die Fragen der Seekriegsleitung und
des Einsatzes der Schlachtflotte / Der Untersee-
bootkrieg gegen den englischen Frachtraum / Nach
der Verabschiedung. 11. Tausend. Broschiert
RM. 14.—, in Halbleinen geb. RM. 16.—, in
Ganzleinen geb. RM. 18.—, in Halbleder geb.
RM. 22.—

Politische Praxis 1926

Ein Jahrbuch aus der praktischen Arbeit der
Rechtsparteien unter Mitarbeit ihrer bekanntesten
Führer. Herausgegeben von Walther Lambach.
In Ganzleinen geb. RM. 8.—

Politische Praxis 1927

Ein Jahrbuch aus der praktischen Arbeit der
Rechtsparteien unter Mitarbeit ihrer bekanntesten
Führer. Herausgegeben von Walther Lambach.
In Ganzleinen geb. RM. 8.—

Die Herrschaft der Fünfhundert

Ein Bild aus dem parlamentarischen Leben im
neuen Deutschland. Von Walther Lambach.
Mit über 50 Momentaufnahmen aus dem Reichs-
tage, seinen Ausschüssen und seinem Restaurant,
9 Karten und 10 Faksimiles. 7.—12. Tausend.
Ungefürzte Volksausgabe. Kart. RM. 3.80

Aus einem rheinischen Leben

Von Max Wallraf. Mit einem Bild des Ver-
fassers. In Indanthren-Leinen geb. RM. 6.—

So sieht die Weltgeschichte aus . . .

Aufzeichnungen eines Zuschauers. Von Rolf
Brandt. 17.—20. Tausend. In Ganzleinen
geb. RM. 6.—